blanvalet

KARIN SLAUGHTER

TOTE AUGEN

Thriller

Sara Linton ist zurück!

Karin Slaughter

TOTE AUGEN

Thriller

Deutsch von Klaus Berr

blanvalet

IMPRESSUM

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel »

Undone«

bei Delacorte Press,

an imprint of The Random House
Publishing Group,a division of
Random House, Inc., New York.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2009 by Karin Slaughter

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011 by Blanvalet Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

ISBN: 978-3-641-07063-2

www.blanvalet.de

An meine Leser …Vielen Dank für Ihr Vertrauen in mich.

PROLOG

Am heutigen Tag waren sie genau vierzig Jahre verheiratet, und Judith hatte noch immer das Gefühl, sie wisse nicht alles über ihren Ehemann. Seit vierzig Jahren kochte sie Henry das Essen, seit vierzig Jahren bügelte sie seine Hemden, seit vierzig Jahren schlief sie in seinem Bett, und er war ihr noch immer ein Rätsel. Vielleicht war das der Grund, warum sie das alles für ihn tat, ohne sich kaum je einmal zu beklagen. Es sprach schon sehr für einen Mann, wenn er einen nach vierzig Jahren noch immer interessierte.

Judith kurbelte das Autofenster herunter, um die kühle Frühlingsluft hereinzulassen. Das Zentrum von Atlanta war nur dreißig Minuten entfernt, aber hier draußen in Conyers fand man noch immer weite Flächen unerschlossenen Landes und sogar ein paar kleine Farmen. Es war eine stille Gegend, und Atlanta war gerade so weit entfernt, dass sie den Frieden genießen konnte. Dennoch seufzte Judith, als am fernen Horizont die Wolkenkratzer Atlantas auftauchten, und dachte, *Zuhause.* Sie überraschte der Gedanke, dass Atlanta jetzt der Ort war, den sie als Zuhause betrachtete. Bis vor Kurzem war ihr Leben noch ein vorstädtisches, fast sogar ein ländliches gewesen. Weite, offene Flächen waren ihr lieber gewesen als die betonierten Bürgersteige der Großstadt, auch wenn sie zugeben musste, dass es nett war, so zentral zu leben, dass man zum Laden an der Ecke oder in ein kleines Café einfach zu Fuß gehen konnte, wenn man Lust dazu hatte.

Tage vergingen, ohne dass sie überhaupt in ein Auto steigen musste – ein Leben, wie sie es sich vor zehn Jahren noch nicht einmal erträumt hätte. Sie merkte, dass Henry es ähnlich empfand. Mit entschlossen hochgezogenen Schultern steuerte er den Buick über die schmale Landstraße. Nach Jahrzehnten des Fahrens über so ziemlich jeden Highway und jede Interstate des Landes kannte er instinktiv jede Nebenstraße, jeden Schleichweg und jede Abkürzung.

Judith vertraute darauf, dass er sie sicher nach Hause brachte. Sie lehnte sich zurück, schaute zum Fenster hinaus und kniff dabei leicht die Augen zusammen, sodass die Bäume am Straßenrand unscharf wurden und wirkten wie dichter Wald. Mindestens ein Mal pro Woche fuhr sie nach

Conyers, und jedes Mal hatte sie das Gefühl, etwas Neues zu sehen – ein kleines Haus, das ihr nie aufgefallen war, eine Brücke, über die sie schon geholpert war, die sie jedoch noch nie beachtet hatte. Das Leben war so. Man merkte gar nicht, was an einem vorbeizog, bis man ein wenig langsamer fuhr, um genauer hinzuschauen.

Sie kamen eben von einer kleinen Jubiläumsfeier zu ihren Ehren, die ihr Sohn organisiert hatte. Na ja, wahrscheinlich eher Toms Frau, die sein Leben organisierte wie Chefsekretärin, Haushälterin, Babysitterin, Köchin und – wahrscheinlich – Konkubine in einer Person. Tom war eine freudige Überraschung gewesen, seine Geburt ein Ereignis, das die Ärzte für unmöglich gehalten hatten. Kaum hatte Judith ihn zum ersten Mal gesehen, liebte sie jeden Teil von ihm, betrachtete ihn als Geschenk, das sie mit jeder Faser ihres Körpers umsorgen würde. Sie hatte alles für ihn getan, und jetzt, da Tom Mitte dreißig war, schien er immer noch sehr viel Fürsorge zu brauchen. Vielleicht war Judith eine zu konventionelle Ehefrau, eine zu unterwürfige Mutter gewesen, sodass ihr Sohn zu einem Mann herangewachsen war, der eine Frau wollte – und brauchte –, die alles für ihn tat.

Für Henry hatte Judith sich mit Sicherheit nicht zur Sklavin gemacht. Sie hatten 1969 geheiratet, zu einer Zeit, da Frauen tatsächlich andere Interessen haben konnten, als den besten Braten zu machen und die beste Methode herauszufinden, Flecken aus einem Teppich zu entfernen. Von Anfang an war Judith entschlossen gewesen, ihr Leben so interessant wie möglich zu gestalten. In Toms Schule hatte sie bei Veranstaltungen und Ausflügen die Aufsicht geführt. Sie hatte als Freiwillige im Obdachlosenheim des Orts gearbeitet und mitgeholfen, in der Nachbarschaft eine Recyclinggruppe zu organisieren. Als Tom dann älter wurde, hatte sie die Buchhaltung für eine örtliche Firma erledigt und in einer Sportgruppe der Kirche für Marathonläufe trainiert. Dieser aktive Lebensstil stand in deutlichem Kontrast zu dem ihrer Mutter, einer Frau, die am Ende ihres Lebens so verwüstet war von Geburt und Erziehung von neun Kindern, so ausgelaugt von den körperlichen Anstrengungen, die einer Farmersfrau abverlangt wurden, dass sie oft zu depressiv war, um überhaupt sprechen zu können.

Allerdings, das musste Judith sich eingestehen, war sie in diesen frühen Jahren selbst eine in gewisser Weise typische Frau gewesen. Es war zwar

peinlich, das zuzugeben, aber Judith war aufs College gegangen, nur um einen Ehemann zu finden. Sie war in der Nähe von Scranton, Pennsylvania, aufgewachsen, einem so winzigen Dorf, dass es nicht einmal auf der Landkarte verzeichnet war. Die einzig verfügbaren Männer dort waren Farmer, und die waren an Judith kaum interessiert. Judith konnte es ihnen nicht verdenken. Der Spiegel log nicht. Sie war ein bisschen zu mollig, die Zähne standen ein bisschen zu weit vor, sie war ein bisschen zu viel von allem anderen, um zu den Mädchen zu gehören, die man in Scranton zur Ehefrau nahm. Und da war dann noch ihr Vater, ein strenger Zuchtmeister, den sich kein vernünftiger Mann als Schwiegervater wünschen würde, und auf jeden Fall nicht im Gegenzug für ein birnenförmiges Mädchen mit vorstehenden Zähnen, das kein Talent für die Farmarbeit hatte.

Tatsächlich war Judith immer die Ausnahme in der Familie gewesen, diejenige, die nicht recht dazupasste. Sie las zu viel. Sie hasste die Farmarbeit. Auch als junges Mädchen hatte sie sich nicht zu Tieren hingezogen gefühlt und wollte nicht verantwortlich sein für ihre Pflege und Fütterung. Keines von ihren Geschwistern war auf eine weiterführende Schule geschickt worden. Es gab zwei Brüder, die in der neunten Klasse die Schule verlassen hatten, und eine ältere Schwester, die ziemlich schnell geheiratet und sieben Monate später ihr erstes Kind geboren hatte. Wobei keiner sich die Mühe gemacht hatte, genauer nachzurechnen. Ihre Mutter, eine Meisterin der Verdrängung, hatte bis zu ihrem Tod behauptet, ihr Enkel sei schon als Kleinkind grobknochig gewesen. Zum Glück hatte Judiths Vater die Vorzeichen gesehen, was seine mittlere Tochter anging. Für sie würde es keine Vernunftehe mit einem der Jungs vom Dorf geben, nicht zuletzt deswegen, weil keiner von ihnen sie als vernünftige Partnerin betrachtete. Das Bibelcollege, entschied er, war nicht nur Judiths letzte, sondern ihre einzige Chance.

Mit sechs Jahren war Judith von einem Kieselstein am Auge getroffen worden, als sie hinter dem Traktor herrannte. Von diesem Augenblick an hatte sie immer eine Brille getragen. Wegen der Brille nahmen die Leute an, sie sei ein Kopfmensch, wobei das genaue Gegenteil der Fall war. Ja, sie las sehr gerne, doch ihre Vorliebe war eher der Groschenroman als die hohe Literatur. So war es überraschend – nein, eher schockierend –, dass an Judiths erstem Tag im College der Dozent ihr zuzwinkerte.

Erst hatte sie gedacht, er hätte etwas im Auge, doch Henry Coldfields Absichten wurden unmissverständlich, als er sie nach der Stunde beiseitenahm und sie fragte, ob sie mit ihm in den Drugstore gehen und eine Limonade trinken wolle. Das Zwinkern war offensichtlich Anfang und Ende seines Draufgängertums. Henry war ein sehr schüchterner Mensch; was merkwürdig war, wenn man bedachte, dass er später der Spitzenverkäufer eines Spirituosengroßhandels wurde – eine Arbeit, die er auch drei Jahre nach seiner Pensionierung noch verachtete.
Judith nahm an, Henry konnte sich deshalb so gut anpassen, weil er Sohn eines Colonels der Army gewesen war, sodass sie sehr oft umziehen mussten und nie mehr als ein paar Jahre an einem Ort blieben. Es gab keine leidenschaftliche Liebe auf den ersten Blick – die kam erst später. Anfangs hatte Judith Henry einfach nur attraktiv gefunden, weil er sie attraktiv fand. Das war etwas ganz Neues für die Birne aus Scranton, aber Judith hatte sich schon immer ans entgegengesetzte Extrem der Marx'schen Philosophie gehalten – die von Groucho, nicht von Karl: Sie war mehr als bereit, jedem Club beizutreten, der sie als Mitglied aufnehmen wollte.
Henry war ein Club für sich selbst. Er war weder attraktiv noch hässlich, weder vorlaut noch schweigsam. Die Haare trug er ordentlich gescheitelt, sein Akzent war flach, und so war *durchschnittlich* das Wort, das ihn am besten beschrieb und das Judith in einem späteren Brief an ihre Schwester auch verwendete. Rosas Antwort lautete in etwa so: »Na ja, ich schätze, das ist das Beste, was du dir erhoffen kannst.« Zu Rosas Verteidigung muss man sagen, dass sie zu der Zeit mit ihrem dritten Kind schwanger war, während ihr zweites noch in den Windeln steckte, dennoch hatte Judith ihrer Schwester diese Kränkung nie verziehen – eine Kränkung, die ihr nicht gegen sie, sondern gegen Henry gerichtet erschien. Wenn Rosa nicht erkannte, was für ein besonderer Mensch Henry war, dann nur, weil Judith sich nicht gut ausdrücken konnte; Henry war viel zu vielschichtig für schlichte Wörter auf einem Blatt Papier. Vielleicht war es für alle am besten so. Rosas sarkastische Bemerkung hatte Judith einen Grund gegeben, mit ihrer Familie zu brechen und sich diesem zwinkernd introvertierten, sprunghaften Fremden in die Arme zu werfen.
Henrys draufgängerische Schüchternheit war nur die erste von vielen

Widersprüchlichkeiten, die Judith im Lauf der Jahre an ihrem Mann aufgefallen waren. Er hatte entsetzliche Höhenangst, hatte aber bereits als Teenager seinen Flugschein gemacht. Er verkaufte Alkohol, trank aber selbst nie. Er war ein häuslicher Mensch, verbrachte aber den größten Teil seines Erwachsenenlebens mit Reisen zuerst durch den Nordwesten, dann den Mittleren Westen, denn diverse Beförderungen führten ihn ebenso durchs ganze Land, wie die Army es getan hatte, als Henry noch ein Kind war. Sein Leben, so schien es, war dadurch definiert, dass er sich zwang, Dinge zu tun, die er nicht tun wollte. Und doch sagte er Judith oft, dass das Zusammensein mit ihr das Einzige sei, was er wirklich genieße.

Vierzig Jahre und so viele Überraschungen.

Zu ihrem großen Bedauern hatte Judith starke Zweifel, dass ihr Sohn für seine Lebensgefährtin ähnliche Überraschungen bereithalten würde. Als Tom heranwuchs, war Henry drei von vier Wochen unterwegs, und sein Vatersein kam in plötzlichen Ausbrüchen, die nicht unbedingt seine mitfühlende Seite betonten. Tom wurde folglich alles, was sein Vater ihm in diesen prägenden Jahren gezeigt hatte: streng, unbeugsam, getrieben.

Dazu kam allerdings noch etwas anderes: Judith wusste nicht, ob es damit zu tun hatte, dass Henry seine Arbeit als Pflicht seiner Familie gegenüber und nicht als seine Leidenschaft betrachtete, oder weil er es hasste, so viel von zu Hause weg zu sein, aber es sah so aus, als liege jeder Kommunikation, die er mit seinem Sohn hatte, eine latente Spannung zugrunde: *Mach nicht dieselben Fehler, die ich gemacht habe. Verrate nicht deine Überzeugungen, nur um Essen auf den Tisch zu bringen.* Der einzige positive Rat, den er seinem Sohn je gab, war, er solle eine gute Frau heiraten. Wenn er nur konkreter geworden wäre. Wenn er nur nicht so hart gewesen wäre.

Woran lag es, dass Väter mit ihren Söhnen immer so streng waren? Judith vermutete, sie wollten, dass ihre Söhne in Bereichen Erfolg hatten, wo es ihnen nicht gelungen war. Damals, am Anfang ihrer Schwangerschaft, hatte sich bei dem Gedanken an eine Tochter eine schnelle Wärme in Judiths Körper ausgebreitet, gefolgt von einer sengenden Kälte. Ein junges Mädchen wie Judith, draußen in der Welt, voller Trotz gegen ihre Mutter, voller Trotz gegen die Welt. Dadurch

verstand sie Henrys Wunsch, dass Tom besser werden sollte und alles bekam, was er wollte, und noch mehr.
Im Beruf hatte Tom mit Sicherheit Erfolg, seine graue Maus von einer Frau war allerdings eine Enttäuschung. Sooft Judith ihrer Schwiegertochter gegenüberstand, drängte es sie, der Frau zu sagen, sie solle aufstehen, den Mund aufmachen und, um Gottes willen, Rückgrat zeigen. Eine der freiwilligen Helferinnen in der Kirche hatte letzte Woche gesagt, dass Männer immer ihre Mütter heirateten. Judith hatte der Frau nicht widersprochen, aber sie würde jedem raten, nur ja keine Vergleiche zwischen sich und der Frau ihres Sohns anzustellen.
Abgesehen von der Sehnsucht nach ihren Enkeln, konnte Judith sich gut vorstellen, ihre Schwiegertochter nie mehr zu sehen und dennoch glücklich zu sein.
Die Enkel waren schließlich der einzige Grund, warum sie nach Atlanta gezogen waren. Sie und Henry hatten ihr Rentnerleben in Arizona völlig hinter sich gelassen und waren fast zweitausend Meilen hierher in diese heiße Stadt mit ihren Smogwarnungen und Bandenmorden gezogen, nur um in der Nähe der verzogensten und undankbarsten kleinen Wesen auf dieser Seite der Appalachen zu sein.
Judith warf einen flüchtigen Blick zu Henry hinüber, der beim Fahren aufs Lenkrad trommelte und unmelodisch summte. Über ihre Enkel sprachen sie nur voller Begeisterung, vielleicht weil sie, wenn sie ehrlich wären, zugeben müssten, dass sie sie nicht besonders mochten – und wo wären sie dann? Sie hatten ihr Leben völlig umgekrempelt für zwei kleine Kinder, die eine glutenfreie Diät, streng reglementierte Schlafperioden und straff durchorganisierte Spielzeiten einhielten, aber nur mit »gleichgesinnten Kindern, die dieselben Ziele hatten«.
Soweit Judith das beurteilen konnte, hatten ihre Enkel nur ein einziges Ziel: immer im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stehen. Sie stellte sich vor, dass man nicht niesen konnte, ohne ein gleichgesinntes, egozentrisches Kind zu finden. In den Augen ihrer Schwiegertochter war das jedoch eine fast unlösbare Aufgabe. War das nicht der ganze Zweck der Jugend, egozentrisch zu sein? Und war es nicht Aufgabe der Eltern, einem das auszutreiben? Auf jeden Fall war es allen Beteiligten klar, dass es nicht Aufgabe der Großeltern war.
Als der kleine Mark seinen nicht pasteurisierten Saft auf Henrys Hose

geschüttet und Lilly so viele von den Hershey's Kisses gegessen hatte, die sie in Judiths Handtasche gefunden hatte, dass sie Judith an eine Obdachlose erinnerte, die im letzten Monat im Heim so mit Metamphetaminen vollgepumpt war, dass sie sich in die Hose gemacht hatte, da hatten Henry und Judith nur gelächelt – sogar gekichert –, als wären das wunderbare, kleine Angewohnheiten, die die Kinder in Kürze ablegen würden.

Doch das passierte eben nicht, und jetzt, da sie sieben und neun Jahre alt waren, verlor Judith allmählich den Glauben daran, dass sich ihre Enkel eines Tages zu höflichen und liebevollen jungen Erwachsenen entwickeln würden, die nicht den ständigen Drang verspürten, Erwachsenengespräche zu unterbrechen und durchs Haus zu rennen und so laut zu schreien, dass noch zwei Countys entfernt die Tiere anfingen zu jaulen. Judiths einziger Trost war, dass Tom jeden Sonntag mit ihnen in die Kirche ging. Sie wollte natürlich, dass ihre Enkel das Leben in Christus kennenlernten, aber wichtiger war ihr noch, dass sie die Lektionen lernten, die man ihnen in der Sonntagsschule beibrachte. *Du sollst Mutter und Vater ehren. Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem anderen zu. Glaube nur ja nicht, du könntest dein Leben wegwerfen, die Schule abbrechen und zu Oma und Opa ziehen.*

»Hey!«, rief Henry, als ein entgegenkommendes Auto auf der Gegenfahrbahn so dicht an ihnen vorbeifuhr, dass der Buick richtiggehend schwankte. »Kinder«, murmelte er und packte das Lenkrad fester.

Je näher Henry seinem Siebzigsten kam, umso mehr schien er sich in der Rolle des mürrischen, alten Mannes zu gefallen. Manchmal war das liebenswert. Zu anderen Zeiten fragte sich Judith, wie lange es noch dauern würde, bis er anfing, die Faust zu schütteln und alle Übel dieser Welt den »Kindern« in die Schuhe zu schieben. Das Alter dieser Kinder schien irgendwo im Bereich zwischen vier und vierzig zu liegen, und seine Verärgerung steigerte sich exponentiell, wenn er sie bei etwas ertappte, das er früher selbst getan hatte, jetzt aber nicht mehr genießen konnte. Judith graute vor dem Tag, da man ihm seinen Flugschein abnehmen würde, und dieser Tag würde eher früher als später kommen, da sein letzter Routinecheck beim Kardiologen einige Unregelmäßigkeiten ergeben hatte. Das war einer der Gründe, warum sie

beschlossen hatten, den Ruhestand in Arizona zu verbringen, denn dort gab es keinen Schnee zu schaufeln und keinen Rasen zu mähen.
Sie sagte: »Sieht nach Regen aus.«
Henry hob den Kopf, um nach den Wolken zu schauen.
»Wird ein guter Abend, um mit meinem Buch anzufangen.«
Seine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. Henry hatte ihr zum Hochzeitstag einen dicken historischen Liebesroman geschenkt. Judith hatte ihm eine neue Kühltasche geschenkt, die er auf den Golfplatz mitnehmen konnte.
Mit halb zusammengekniffenen Augen starrte sie auf die Straße vor ihnen und beschloss, sich demnächst wieder einmal ihre Augen untersuchen zu lassen. Sie selbst war auch nicht mehr weit von den siebzig entfernt, und ihre Sehkraft schien mit jedem Jahr schlechter zu werden. Die Dämmerung war für sie eine besonders schlechte Zeit, und Objekte in größerer Entfernung sah sie nur noch verschwommen. Deshalb blinzelte sie mehrmals, bevor sie wirklich sicher war, was sie da sah, und sie öffnete erst den Mund, um Henry zu warnen, als das Tier direkt vor ihnen war.
»Jude!«, schrie Henry, und sein rechter Arm legte sich quer über ihre Brust, während er das Lenkrad nach links riss, um dem armen Ding auszuweichen. Völlig unpassenderweise dachte Judith daran, wie recht die Filme doch hatten. Alles verlangsamte sich, die Zeit kroch dahin, sodass jede Sekunde wie eine Ewigkeit wirkte. Sie spürte Henrys starken Arm gegen ihre Brust schlagen, den Sicherheitsgurt in ihre Hüfte schneiden. Ihr Kopf schnellte zur Seite und krachte gegen die Tür, als das Auto ausscherte. Die Windschutzscheibe splitterte, als das Tier gegen das Glas prallte, dann auf das Autodach und schließlich auf den Kofferraumdeckel knallte. Erst als das Auto, nach einer Drehung um hundertachtzig Grad, schwankend zum Stehen kam, erreichten die Geräusche Judiths Ohr: das Krachen und doppelte Knallen, überlagert von einem schrillen Kreischen, das, wie sie jetzt erkannte, aus ihrem eigenen Mund kam. Anscheinend hatte sie einen Schock, denn Henry musste mehrmals »Judith! Judith!« schreien, bevor sie aufhörte zu kreischen.
Henrys Hand umklammerte fest ihren Arm, was ihr einen Schmerz bis in die Schulter hinaufschickte. Sie strich ihm über den Handrücken und

sagte: »Ich bin in Ordnung. Bin in Ordnung.« Die Brille saß ihr schief auf der Nase, sie sah nicht mehr scharf. Sie hielt sich die Finger an die rechte Kopfseite und spürte eine klebrige Feuchtigkeit. Als sie die Hand wegzog, sah sie Blut.
»War vermutlich ein Reh oder …« Henry presste sich die Hand auf den Mund und ließ den Satz unvollendet. Er wirkte ruhig bis auf das verräterische Auf und Ab seines Brustkorbs, als er versuchte, wieder zu Atem zu kommen. Der Aufprall hatte den Airbag aktiviert, ein feines, weißes Pulver bedeckte sein Gesicht.
Ihr stockte der Atem, als sie nach vorn schaute. Blut war auf die Windschutzscheibe gespritzt wie ein plötzlicher, heftiger Regen.
Henry stieß die Tür auf, stieg aber nicht aus. Judith nahm die Brille ab, um sich über die Augen zu wischen. Beide Gläser waren kaputt, der untere Teil der Bifokallinse rechts fehlte. Sie sah, dass die Brille zitterte, und merkte, dass das Zittern von ihren Händen kam. Henry stieg aus, und sie zwang sich, die Brille wieder aufzusetzen und ihm zu folgen.
Das Geschöpf lag auf der Straße, die Beine bewegten sich. Judith schmerzte der Kopf, dort, wo sie ihn sich an der Tür angeschlagen hatte. Blut war ihr in die Augen gelaufen. Das war die einzige Erklärung, die sie hatte für die Tatsache, dass das Tier – mit Sicherheit ein Reh – allem Anschein nach die wohlgeformten, weißen Beine einer Frau hatte.
»O Gott«, flüsterte Henry. »Es ist – Judith – es ist …«
Hinter sich hörte Judith ein Auto. Reifen quietschten auf dem Asphalt. Türen gingen auf und wurden zugeknallt. Zwei Männer kamen auf der Straße zu ihnen, einer lief sofort weiter zu dem Tier.
Er schrie: »Ruf die 9-1-1!« und kniete sich neben den Körper. Judith machte ein paar Schritte darauf zu, dann noch ein paar. Die Beine bewegten sich wieder – die perfekten Beine einer Frau. Sie war völlig nackt. Blutergüsse schwärzten die Innenseiten ihrer Schenkel – sehr dunkle Ergüsse. Alte Ergüsse. Ihre Beine waren mit getrocknetem Blut verkrustet. Ein burgunderfarbener Film schien ihren Torso zu bedecken, eine klaffende Wunde in der Seite zeigte weißen Knochen. Die Augen waren geschwollen, die Lippen schrundig und aufgeplatzt. Blut verklebte die dunklen Haare der Frau und breitete sich um ihren Kopf aus wie ein Heiligenschein.
Judith ging noch näher hin, sie konnte nicht anders – plötzlich war sie

Voyeur, nachdem sie ihr Leben lang höflich weggeschaut hatte. Glas knirschte unter ihren Sohlen, und die Frau riss in Panik die Augen auf. Sie starrte an Judith vorbei, ihr Blick hatte eine dumpfe Leblosigkeit. Ebenso plötzlich schlossen sich ihre Lider wieder, aber Judith konnte den Schauer nicht unterdrücken, der durch ihren Körper fuhr.
»O Gott«, murmelte Henry fast so, als wäre es ein Gebet. Als Judith sich umdrehte, sah sie, dass ihr Mann sich die Hand auf die Brust drückte. Seine Knöchel waren weiß. Er starrte die Frau an und sah aus, als müsste er sich gleich übergeben. »Wie konnte das passieren?«, flüsterte er, und Entsetzen verzerrte sein Gesicht. »Wie, in Gottes Namen, konnte das passieren?«

ERSTER TAG

1. Kapitel

Sara Linton lehnte sich in ihrem Sessel zurück und murmelte ein leises »Ja, Mama« in ihr Handy. Kurz fragte sie sich, ob je wieder eine Zeit kommen würde, da sich das wieder normal anfühlte, es sie, wie früher, glücklich machte, mit ihrer Mutter zu telefonieren, und ihr nicht das Gefühl gab, es würde ihr ein Teil des Herzens aus der Brust gerissen.
»Baby«, flötete Cathy, »du schaust auf dich selber, und das ist das Einzige, was Daddy und ich wissen wollen.«
Sara spürte Tränen in ihren Augen brennen. Es wäre nicht das erste Mal, dass sie im Ärztezimmer des Grady Hospital geweint hätte, aber sie hatte keine Lust mehr zu weinen, eigentlich hatte sie keine Lust mehr, irgendetwas zu empfinden. War das denn nicht der Grund, warum sie ihre Familie, ihr Leben, das ländliche Georgia verlassen hatte und nach Atlanta gezogen war – damit sie nicht mehr dauernd daran erinnert wurde, was zuvor gewesen war?
»Versprich mir, dass du wenigstens versuchst, nächste Woche in die Kirche zu gehen.«
Sara murmelte etwas, das man als Versprechen interpretieren konnte. Ihre Mutter war nicht blöd, und sie wussten beide, es war höchst unwahrscheinlich, dass Sara an diesem Ostersonntag in einer Kirchenbank sitzen würde, aber Cathy bedrängte sie auch nicht.
Sara schaute den Stapel Krankenblätter auf dem Tisch an. Sie war am Ende ihrer Schicht und musste noch ihre Berichte diktieren.
»Mama, tut mir leid, aber ich muss jetzt Schluss machen.«
Cathy entlockte ihr noch das Versprechen eines Anrufs nächste Woche und legte dann auf. Sara hielt ihr Handy noch für ein paar Minuten in der Hand und starrte die abgegriffenen Ziffern an. Ihr Daumen suchte die Sieben und die Fünf, sie wählte die vertraute Nummer, schickte den Anruf aber nicht ab. Dann steckte sie das Handy in die Tasche und spürte dabei den Brief.
Der Brief. Sie betrachtete ihn als eigenständige Wesenheit. Normalerweise sah Sara ihre Post nach der Arbeit durch, damit sie sie nicht mit sich herumschleppen musste, aber eines Morgens hatte sie sich

die Post angeschaut, bevor sie aus dem Haus ging. Kalter Schweiß war ihr ausgebrochen, als sie den Absender erkannte. Sie hatte sich den ungeöffneten Umschlag in die Tasche ihres Arztmantels gesteckt, weil sie dachte, sie würde ihn in der Mittagspause lesen. Doch die Pause ging vorüber, der Brief blieb ungeöffnet, fuhr mit ihr zurück nach Hause und am nächsten Morgen wieder in die Arbeit. Monate vergingen, und der Brief begleitete Sara überallhin, manchmal in ihrem Mantel, manchmal in ihrer Handtasche, zum Supermarkt oder zu anderen Erledigungen. Er wurde zu einem Talisman, und oft steckte sie die Hand in die Tasche und berührte ihn, nur um sich daran zu erinnern, dass er noch da war.
Im Lauf der Zeit war der verschlossene Umschlag eselsohrig geworden, und der Poststempel des Grant County verblasste. Mit jedem Tag, der verging, wurde es für Sara schwieriger, ihn zu öffnen und zu erfahren, was die Frau, die ihren Mann umgebracht hatte, zu sagen hatte.
»Dr. Linton?« Mary Schroder, eine der Krankenschwestern, klopfte an die Tür. Sie benutzte die vertrauten Kürzel der Notaufnahme. »Wir haben eine OBE-Frau, dreiunddreißig, schwach und fadenförmig.« Sara schaute auf das Krankenblatt, dann auf ihre Uhr. Eine dreiunddreißigjährige Frau, die bei Einlieferung ohnmächtig war, stellte ein Rätsel dar, dessen Lösung einige Zeit dauern würde. Es war fast sieben Uhr. Saras Schicht war in zehn Minuten zu Ende. »Kann Krakauer sie übernehmen?«
»Krakauer hat sie bereits übernommen«, entgegnete Mary. »Er hat ein komplettes Stoffwechselprofil angeordnet und ist dann mit der neuen Tussi Kaffee trinken gegangen.« Die Sache bereitete ihr offensichtlich Kopfzerbrechen, denn sie fügte hinzu: »Die Patientin ist Polizistin.«
Mary war mit einem Polizisten verheiratet, was kaum schockierte, wenn man sich überlegte, dass sie seit fast zwanzig Jahren in der Notaufnahme des Grady Hospital arbeitete. Doch auch ohne diesen Hintergrund verstand es sich in jedem Krankenhaus der Welt von selbst, dass Polizisten und andere Gesetzeshüter die beste und schnellste Behandlung bekamen. Nur Otto Krakauer war das offensichtlich nicht bewusst.
Sara ließ sich erweichen. »Wie lange war sie ohnmächtig?«
»Sie sagt, ungefähr eine Minute.« Mary schüttelte den Kopf, denn Patienten waren, wenn es um ihre Gesundheit ging, selten die Aufrichtigsten. »Sie sieht nicht gut aus.«

Dieser letzte Satz war es, der Sara aus ihrem Sessel trieb. Grady war das einzige Unfallzentrum in der Region und auch eines der wenigen noch verbliebenen öffentlichen Krankenhäuser in Georgia. Die Schwestern und Pfleger im Grady sahen fast täglich Opfer von Autounfällen und Schießereien, Drogen-Überdosen und von so ziemlich jedem Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Sie hatten ein geübtes Auge für die Entdeckung von ernsthaften Problemen. Und natürlich kamen Polizisten normalerweise nicht freiwillig in ein Krankenhaus, außer es ging um Leben und Tod.

Sara überflog das Krankenblatt der Frau, als sie durch die Notfallabteilung ging. Otto hatte nicht mehr getan, als die medizinische Vorgeschichte aufzunehmen und die üblichen Bluttests anzuordnen, und die Informationen ließen Sara keine offensichtliche Diagnose erkennen. Faith Mitchell war eine ansonsten gesunde dreiunddreißigjährige Frau ohne Vorerkrankungen und ohne frische Verletzungen. Die Ergebnisse des großen Blutbilds würden ihr hoffentlich einen genaueren Hinweis darauf geben, was eigentlich los war.

Sara murmelte eine Entschuldigung, als sie gegen eine Krankentrage im Gang stieß. Wie gewöhnlich quollen die Zimmer über, und die Patienten drängten sich in den Gängen, einige in Betten, andere in Rollstühlen, und alle sahen elender aus, als sie es bei ihrer Ankunft vermutlich getan hatten. Die meisten von ihnen waren wahrscheinlich direkt nach der Arbeit hierhergekommen, weil sie es sich nicht leisten konnten, den Lohn eines ganzen Tages zu verlieren. Sie sahen Saras weißen Arztkittel und riefen nach ihr, aber sie ignorierte sie, während sie das Krankenblatt durchging.

Mary sagte: »Ich komme gleich nach. Sie ist da drin«, bevor sie sich von einer älteren Frau auf einer Pritsche wegziehen ließ.

Sara klopfte an die offene Tür von Untersuchungszimmer 3. Privatsphäre – das war noch ein Luxus, den man Polizisten zukommen ließ. Eine zierliche blonde Frau saß auf der Bettkante, sie war voll angezogen und offensichtlich ziemlich verärgert. Mary war gut in ihrer Arbeit, aber auch ein Blinder hätte sehen können, dass es Faith Mitchell nicht gut ging. Sie war so bleich wie das Laken auf dem Bett; und auch aus einer gewissen Entfernung sah ihre Haut schweißfeucht aus.

Ihr Ehemann, der nervös im Zimmer auf und ab ging, schien auch nicht

gerade hilfreich zu sein. Er war ein attraktiver Mann, deutlich über eins achtzig groß, mit kurz geschnittenen, sandblonden Haaren. Eine gezackte Narbe zog sich über eine Wange, vermutlich von einem Unfall in der Kindheit, bei dem er mit seinem Gesicht über den Asphalt unter seinem Fahrrad oder über die festgetretene Erde vor einer Home Base geschlittert war. Er war schlank und drahtig, wahrscheinlich ein Läufer, und sein dreiteiliger Anzug zeigte die breite Brust und die kräftigen Schultern eines Mannes, der viel Zeit im Fitnessstudio verbrachte.
Er blieb stehen, und sein Blick wanderte von Sara zu seiner Frau und wieder zurück. »Wo ist der andere Arzt?«
»Er wurde zu einem anderen Notfall gerufen.« Sie ging zum Waschbecken, wusch sich die Hände und sagte dabei: »Ich bin Dr. Linton. Können Sie mich kurz ins Bild setzen? Was ist passiert?«
»Sie ist ohnmächtig geworden«, sagte der Mann und drehte nervös den Ehering an seinem Finger. Er schien zu merken, dass er ein bisschen hektisch klang, und mäßigte seinen Ton. »Sie ist zuvor noch nie ohnmächtig geworden.«
Sara drückte die Finger an Faiths Handgelenk und maß ihren Puls. »Wie fühlen Sie sich jetzt?«
Sie schaute den Mann an. »Wütend.«
Sara lächelte, leuchtete mit ihrer Stablampe in Faiths Augen, untersuchte ihren Hals und führte all die üblichen körperlichen Untersuchungen durch, ohne irgendetwas Beunruhigendes zu finden. Sie stimmte mit Krakauers ursprünglicher Einschätzung überein: Faith war vermutlich ein wenig dehydriert. Ihr Herz klang allerdings gut, und es sah nicht so aus, als hätte sie einen Anfall erlitten. »Haben Sie sich bei dem Sturz den Kopf angeschlagen?«
Sie wollte eben antworten, doch der Mann ging dazwischen. »Es passierte auf dem Parkplatz. Ihr Kopf knallte auf den Beton.«
Sara fragte die Frau: »Sonst irgendwelche Probleme?«
Faith antwortete: »Nur ab und zu mal Kopfschmerzen.« Sie schien etwas zurückzuhalten, auch als sie gestand: »Ich habe heute noch fast nichts gegessen. Mir war heute Morgen entsetzlich übel. Und gestern Morgen ebenfalls.«
Sara öffnete eine der Schubladen auf der Suche nach einem Hämmerchen, um ihre Reflexe zu testen, doch sie fand keinen. »Haben

Sie in letzter Zeit Gewichtsverlust oder -zunahme festgestellt?«
Faith sagte: »Nein«, während der Mann »Ja« sagte.
Der Mann sah zerknirscht aus, als er in Faiths Richtung hinzufügte: »Also ich finde, es sieht gut aus.«
Faith atmete tief durch. Sara betrachtete den Mann nun noch einmal und dachte sich, dass er wahrscheinlich Steuerberater oder Anwalt war. Er hatte sich seiner Frau zugewandt, und Sara bemerkte eine zweite, feinere Narbe auf seiner Oberlippe – offensichtlich kein chirurgischer Schnitt. Die Haut war schief zusammengenäht worden, sodass die Narbe, die zwischen Nase und Lippe verlief, nicht ganz gerade war. Wahrscheinlich hatte er im College geboxt, oder vielleicht war er einmal zu oft auf den Kopf geschlagen worden, weil ihm offensichtlich nicht klar war, dass man aus seinem Loch nur herauskam, wenn man aufhörte zu graben.
»Faith, ich finde, das zusätzliche Gewicht sieht wirklich toll aus. Sogar noch ein bisschen mehr könnte nicht scha…«
Sie brachte ihn mit einem Blick zum Schweigen.
»Nun gut.« Sara klappte die Krankenakte auf und schrieb einige Anordnungen hinein. »Wir müssen Ihren Schädel röntgen, und ich möchte auch gern noch ein paar weitere Tests durchführen. Keine Angst, wir können die Blutprobe von vorher benutzen, im Augenblick haben Sie also keine weitere Nadel zu befürchten.« Sie notierte sich etwas und hakte einige Kästchen ab, bevor sie Faith wieder ansah. »Ich verspreche Ihnen, wir machen das so schnell wie möglich, aber wie Sie sehen, haben wir heute ein ziemlich volles Haus. Beim Röntgen gibt’s einen Rückstau von mindestens einer Stunde. Ich werde tun, was ich kann, um das schnell durchzuziehen, aber vielleicht sollten Sie sich für die Wartezeit ein Buch oder ein Magazin besorgen.«
Faith antwortete nicht, aber irgendetwas in ihrem Verhalten änderte sich. Sie schaute den Mann an und dann wieder Sara. »Muss ich das da unterschreiben?« Sie deutete auf die Krankenakte.
Es gab nichts zu unterschreiben, aber Sara gab ihr die Akte trotzdem. Faith schrieb etwas ganz unten auf die Seite und gab ihr die Akte zurück. Sara las die Wörter: *Ich bin schwanger.*
Sara nickte, als sie die Röntgenanordnung ankreuzte. Offensichtlich hatte Faith es ihrem Ehemann noch nicht gesagt, aber Sara hatte jetzt eine Reihe anderer Fragen an sie, und die konnte sie nicht stellen, ohne diese

Neuigkeit preiszugeben. »Wann wurde bei Ihnen zum letzten Mal ein Abstrich gemacht?«
Faith schien zu verstehen. »Letztes Jahr.«
»Dann erledigen wir das doch gleich, solange Sie hier sind«, sagte Sara zu dem Mann. »Sie können draußen warten.«
»Oh.« Er wirkte überrascht, obwohl er nickte. »Na gut.« Zu der Frau sagte er: »Ich bin im Wartezimmer, falls noch was ist.«
»Okay.« Faith sah ihm nach, und ihre Schultern entspannten sich sichtbar, als die Tür hinter ihm zuging. Sie fragte Sara: »Was dagegen, wenn ich mich hinlege?«
»Natürlich nicht.« Sara half ihr, es sich auf dem Bett bequem zu machen, und dachte, dass Faith jünger aussah als ihre dreiunddreißig Jahre. Sie hatte dennoch die typische Haltung eines Polizisten, diese unmissverständliche, leicht aggressive Straffheit der Schultern. Dieser Anwalts-Typ schien nicht so recht zu ihr zu passen, aber Sara hatte schon merkwürdigere Paare gesehen.
Sie fragte die Frau: »Wie weit sind Sie?«
»Ungefähr in der neunten Woche.«
Sara notierte sich das, während sie fragte: »Ist das nur eine Vermutung, oder waren Sie bei einem Arzt?«
»Ich habe einen dieser frei verkäuflichen Tests gemacht.« Sie korrigierte sich. »Um genau zu sein, ich habe drei dieser Tests gemacht. Ich bin nie überfällig.«
Sara fügte einen Schwangerschaftstest zu den Anordnungen hinzu. »Was ist mit dieser Gewichtszunahme?«
»Zehn Pfund«, gab Faith zu. »Seit ich das herausgefunden habe, schiebe ich ein bisschen Panik beim Essen.«
Saras Erfahrung nach bedeuteten zehn Pfund normalerweise fünfzehn.
»Haben Sie noch andere Kinder?«
»Eins – Jeremy – achtzehn.«
Sara schrieb auch das in die Akte und murmelte: »Sie Glückspilz. Mitten im schrecklichen zweiten Jahr.«
»Eher unterwegs in die schrecklichen Zwanziger. Mein Sohn ist achtzehn Jahre alt.«
Sara schaute Faith erstaunt an und blätterte in Faiths Anamnese.
»Ich erspare Ihnen das Rechnen«, bot Faith an. »Ich wurde schwanger,

als ich vierzehn war. Jeremy bekam ich mit fünfzehn.«
Es gab nicht mehr viel, was Sara überraschte, aber Faith Mitchell hatte es geschafft. »Gab es bei Ihrer ersten Schwangerschaft irgendwelche Komplikationen?«
»Außer zur bevorzugten Beute der Sensationspresse zu werden?« Sie schüttelte den Kopf. »Absolut keine Probleme.«
»Okay«, erwiderte Sara, legte die Akte weg und schenkte Faith nun ihre volle Aufmerksamkeit. »Reden wir darüber, was heute passiert ist.«
»Ich ging zum Auto, und mir war ein bisschen schwindelig, und als Nächstes weiß ich nur noch, dass Will mich hierherfuhr.«
»Schwindelig, als würde sich alles drehen, oder wie bei einer Benommenheit?«
Sie dachte kurz über die Frage nach, bevor sie antwortete: »Benommen.«
»Irgendwelche Lichtblitze oder einen komischen Geschmack im Mund?«
»Nein.«
»Will ist Ihr Ehemann?«
Sie lachte schallend. »O Gott, nein.« Sie erstickte fast an einem ungläubigen Lachen. »Will ist mein Partner – Will Trent.«
»Ist Detective Trent hier, damit ich mit ihm reden kann?«
»Special Agent. Sie haben es eben getan. Er ist gerade gegangen.«
Sara hatte den Eindruck, irgendetwas nicht mitzubekommen. »Der Mann, der eben hier drin war, ist Polizist?«
Sie lachte. »Es ist der Anzug. Sie sind nicht die Erste, die ihn für einen Bestattungsunternehmer hält.«
»Ich dachte, er ist Anwalt«, gab Sara zu und dachte, dass sie in ihrem Leben noch nie einen Mann getroffen hatte, der weniger wie ein Polizeibeamter aussah als dieser Mann.
»Das muss ich ihm sagen, dass Sie ihn für einen Anwalt gehalten haben. Es wird ihn freuen, dass Sie ihn als gebildeten Mann einschätzten.«
Erst jetzt fiel Sara auf, dass die Frau keinen Ehering trug. »Und der Vater ist …«
»Mal da und dann wieder nicht.« Faith schien diese Information nicht peinlich zu sein, Sara nahm allerdings an, dass einer Frau, die bereits mit fünfzehn Jahren ein Kind bekommen hatte, nicht mehr viel peinlich sein konnte. »Es wäre mir lieber, wenn Will nichts davon erfährt«, sagte Faith. »Er ist sehr …« Sie brach mitten im Satz ab, schloss die Augen,

presste die Lippen zusammen. Auf ihrer Stirn stand ein Schweißfilm. Sara drückte noch einmal die Finger auf Faiths Handgelenk. »Was ist los?«
Faith biss die Zähne fest zusammen und sagte nichts.
Sara war oft genug angespuckt worden, um die Zeichen zu erkennen. Sie ging zum Waschbecken, befeuchtete ein Papiertuch und sagte zu Faith: »Atmen Sie tief ein und langsam wieder aus.«
Mit zitternden Lippen tat Faith es.
»Waren Sie in letzter Zeit gereizt?«
Trotz ihres Zustands versuchte es Faith mit Unbeschwertheit. »Mehr als sonst?«
Sie legte sich die Hand auf den Bauch und wirkte plötzlich nervös. »Ja. Nervös. Verärgert.« Sie schluckte. »Ich habe so ein Summen im Kopf, als hätte ich Bienen im Hirn.«
Sara drückte der Frau das kalte Papiertuch auf die Stirn. »Übelkeit?«
»Morgens«, brachte Faith gerade so heraus. »Ich dachte, das ist die typische morgendliche Übelkeit, aber …«
»Was ist mit den Kopfschmerzen?«
»Die sind ziemlich schlimm, kommen meistens am Nachmittag.«
»Waren Sie ungewöhnlich durstig? Urinieren Sie viel?«
»Ja. Nein. Ich weiß es nicht.« Sie schaffte es, die Augen aufzumachen, und fragte: »Und was ist es, eine Grippe oder ein Hirntumor oder was?«
Sara setzte sich auf die Bettkante und nahm die Hand der Frau.
»O Gott, ist es so schlimm?« Bevor Sara etwas erwidern konnte, sagte sie: »Ärzte und Polizisten setzen sich nur dann hin, wenn es schlechte Nachrichten gibt.«
Sara wunderte sich, dass ihr diese Erkenntnis hatte entgehen können. Sie hatte geglaubt, dass sie in den Jahren mit Jeffrey Tolliver alle seine Tricks durchschaut hatte, aber den hatte sie offensichtlich übersehen. Zu Faith sagte sie: »Ich war fünfzehn Jahre mit einem Polizisten verheiratet. Mir ist es nie aufgefallen, aber Sie haben recht – mein Mann setzte sich immer hin, wenn er schlechte Nachrichten hatte.«
»Ich bin seit fünfzehn Jahren Polizistin«, erwiderte Faith. »Hatte er Sie betrogen, oder wurde er zum Alkoholiker?«
Sara hatte einen Kloß im Hals. »Er wurde vor dreieinhalb Jahren getötet.«

»O nein«, keuchte Faith und presste sich die Hand auf die Brust. »Das tut mir sehr leid.«
»Ist schon okay«, erwiderte Sara und fragte sich, warum sie der Frau ein so persönliches Detail überhaupt mitgeteilt hatte. Ihr Leben in den letzten Jahren war darauf ausgerichtet, nicht über Jeffrey zu reden, und jetzt plauderte sie mit einer Fremden darüber. Sie versuchte, die Spannung zu lösen, indem sie hinzufügte: »Sie haben recht. Er hat mich auch betrogen.« Zumindest hatte er das getan, als Sara ihn zum ersten Mal geheiratet hatte.
»Das tut mir wirklich leid«, wiederholte Faith. »War er im Dienst?«
Sara wollte darauf nicht antworten. Ihr war übel, und sie fühlte sich überwältigt, wahrscheinlich ganz ähnlich, wie Faith sich gefühlt hatte, bevor sie auf dem Parkplatz ohnmächtig wurde.
Faith spürte das. »Sie müssen nicht darüber …«
»Danke.«
»Ich hoffe, man hat den Mistkerl geschnappt.«
Sara steckte die Hand in die Tasche, ihre Finger schlossen sich um die Kante des Briefs. Das war die Frage, auf die alle eine Antwort wollten: *Haben sie ihn geschnappt? Hat man den Mistkerl verhaftet, der Ihren Ehemann umbrachte?* Als wäre das von Bedeutung. Als würde die Verurteilung von Jeffreys Mörder den Schmerz über seinen Tod in irgendeiner Weise lindern.
Zum Glück kam Mary ins Zimmer. »'tschuldigung«, sagte die Krankenschwester. »Da war eine alte Dame, deren Kinder sie einfach hier abgesetzt haben. Ich musste den Sozialdienst anrufen.« Sie gab Sara ein Blatt Papier. »Das Stoffwechselprofil ist da.«
Sara runzelte die Stirn, als sie die Daten ablas. »Haben Sie Ihr Messgerät dabei?«
Mary griff in ihre Tasche und gab ihr das Blutzucker-Messgerät.
Sara tupfte ein wenig Alkohol auf Faiths Finger. Das komplette Stoffwechselprofil war unglaublich genau, aber das Grady war ein großes Krankenhaus, und es konnte schon mal vorkommen, dass im Labor Proben vertauscht wurden. »Wann hatten Sie Ihre letzte Mahlzeit?«, fragte sie Faith.
»Wir waren den ganzen Tag im Gericht.« Sara zischte: »Scheiße«, als die Lanzette ihr in den Finger stach. »So gegen Mittag aß ich ein paar

Bissen eines Krapfens, den Will aus dem Automaten geholt hatte.«
Sara versuchte es noch einmal. »Die letzte richtige Mahlzeit.«
»Gegen acht Uhr gestern Abend.«
Aus Faiths schuldbewusstem Gesichtsausdruck schloss Sara, dass das Essen wahrscheinlich aus einer Tüte von einem Straßenverkauf gekommen war. »Tranken Sie heute Morgen Kaffee?«
»Vielleicht eine halbe Tasse. Der Geruch war mir ein bisschen zu viel.«
»Sahne und Zucker?«
»Schwarz. Normalerweise esse ich ein gutes Frühstück – Joghurt, Obst. Gleich nach meiner Joggingrunde.« Nach kurzem Zögern fragte Faith: »Ist mit meinem Blutzucker etwas nicht in Ordnung?«
»Werden wir gleich sehen«, antwortete Sara und drückte ein paar Tropfen Blut auf den Teststreifen. Mary hob eine Augenbraue, wie um Sara zu fragen, ob sie auf das Ergebnis wetten wollte. Sara schüttelte den Kopf: keine Wette. Mary blieb beharrlich und signalisierte mit den Fingern die Ziffernfolge eins-fünf-null.
»Ich dachte, der Test kommt erst später«, sagte Faith, die ein wenig verunsichert klang. »Nachdem man zuerst diese Zuckerlösung getrunken hat.«
»Hatten Sie je Probleme mit Ihrem Blutzucker? Gibt es eine familiäre Vorbelastung?«
»Nein. Keine.«
Das Messgerät piepste, und die Ziffer 152 erschien auf dem Monitor. Mary pfiff leise, beeindruckt von der Präzision ihrer Vermutung. Sara hatte die Frau einmal gefragt, warum sie nicht Medizin studierte, nur um als Antwort zu erhalten, die Schwestern seien diejenigen, die wirklich Medizin praktizierten.
Sara sagte zu Faith: »Sie haben Diabetes.«
Faiths Mund bewegte sich, bevor sie ein schwaches »Was« herausbrachte.
»Ich vermute, dass Sie schon eine ganze Weile an Prädiabetes litten. Ihre Cholesterin- und Triglyceridwerte sind extrem erhöht, Ihr Blutdruck ist ein wenig hoch. Die Schwangerschaft und die schnelle Gewichtszunahme – zehn Pfund in neun Wochen ist eine ganze Menge – und zusätzlich Ihre schlechten Essensgewohnheiten, das alles hat die Krankheit dann ausbrechen lassen.«

»Meine erste Schwangerschaft war völlig normal.«
»Sie sind jetzt älter.« Sara gab ihr ein Gazetuch, das sie auf den Finger pressen sollte, um die Blutung zu stoppen. »Ich will, dass Sie gleich morgen früh zu Ihrem Hausarzt gehen. Wir müssen sichergehen, dass da nicht noch was anderes dahintersteckt. Unterdessen müssen Sie Ihren Blutzucker unter Kontrolle halten. Wenn Sie es nicht tun, ist eine Ohnmacht auf dem Parkplatz das kleinste Problem, mit dem Sie sich herumschlagen müssen.«
»Vielleicht ist es nur – ich habe nicht vernünftig gegessen, und …«
Sara ließ sie ihre Ausflüchte nicht beenden. »Alles über eins-vierzig ist eine eindeutige Diagnose auf Diabetes. Und Ihr Wert ist seit der ersten Blutabnahme noch leicht gestiegen.«
Faith brauchte eine Weile, um das zu verdauen. »Wird es bleiben?«
Diese Frage konnte nur ein Endokrinologe beantworten. »Sie müssen mit Ihrem Arzt reden und ihn weitere Tests machen lassen«, riet ihr Sara, obwohl sie ihrer fachmännischen Einschätzung nach sagen würde, dass Faith in einer prekären Situation war. Wenn diese Schwangerschaft nicht wäre, würde sie sich als Diabetikerin im Vollstadium darstellen.
Sara schaute auf die Uhr. »Ich würde Sie ja über Nacht zur Beobachtung hierbehalten, aber bis wir Sie offiziell aufgenommen und ein Zimmer für Sie gefunden haben, ist die Praxis Ihres Hausarztes sicher schon geöffnet, und irgendwas sagt mir, dass Sie sowieso nicht hierbleiben würden.« Sie hatte genug Zeit mit Polizeibeamten verbracht, um zu wissen, dass Faith sich aus dem Staub machen würde, sobald sie die Chance dazu bekam.
Sie fuhr fort: »Sie müssen mir versprechen, dass Sie gleich morgen in der Früh Ihren Hausarzt anrufen – und ich meine, gleich als Allererstes. Wir haben hier im Haus eine Krankenschwester, die auch Diabetesberaterin ist, und sie wird Ihnen beibringen, wie Sie selber Ihr Blut testen können und wie und wann Sie sich spritzen müssen, aber Sie müssen diese Sache sofort in Angriff nehmen.«
»Ich muss mir selbst Spritzen verpassen?« Faiths Stimme klang schrill vor Bestürzung.
»Orale Medikamente sind bei Schwangeren nicht angezeigt. Deshalb müssen Sie ja auch mit Ihrem Arzt sprechen. Bei dieser Sache läuft vieles über Ausprobieren. Ihr Gewicht und Ihr Hormonhaushalt werden

sich im Verlauf Ihrer Schwangerschaft verändern. Für die nächsten acht Monate wird Ihr Arzt Ihr bester Freund sein.«
Faith wirkte verlegen. »Ich habe keinen Hausarzt.«
Sara nahm einen Rezeptblock zur Hand und schrieb ihr den Namen einer Ärztin auf, mit der sie vor Jahren ihre Assistenzzeit gemacht hatte.
»Delia Wallace arbeitet im Emory. Sie ist Spezialistin sowohl für Gynäkologie wie für Endokrinologie. Ich rufe sie noch heute an, damit ihr Büro Sie unterbringen kann.«
Faith schien noch immer nicht so recht überzeugt. »Wie kann ich so was so plötzlich bekommen? Ich weiß, ich habe Gewicht zugelegt, aber ich bin nicht fett.«
»Sie müssen nicht fett sein«, entgegnete Sara, »Sie sind jetzt älter. Das Baby beeinflusst Ihre Hormone, Ihre Fähigkeit, Insulin zu produzieren. Sie ernähren sich nicht gut. Das alles zusammen hat die Krankheit zum Ausbruch kommen lassen.«
»Will ist schuld«, murmelte Faith. »Er isst wie ein Zwölfjähriger. Doughnuts, Pizza, Hamburger. Er kann in keine Tankstelle gehen, ohne Nachos und einen Hotdog zu kaufen.«
Sara setzte sich wieder auf die Bettkannte. »Faith, das ist nicht das Ende der Welt. Sie sind in einer guten Verfassung. Sie haben eine großartige Versicherung. Sie schaffen das.«
»Was, wenn ich …« Sie wurde blass und löste den Blickkontakt mit Sara. »Was, wenn ich nicht schwanger wäre?«
»Wir reden hier nicht von Schwangerschaftsdiabetes. Das ist ein Diabetes im Vollstadium vom Typ zwei. Ein Abbruch würde das Problem nicht einfach verschwinden lassen«, antwortete Sara. »Sehen Sie, das ist etwas, das sich wahrscheinlich schon eine ganze Weile in Ihnen aufgebaut hat. Die Schwangerschaft hat es nur schneller ausbrechen lassen. Am Anfang macht diese Krankheit das Leben etwas komplizierter, aber nicht unmöglich.«
»Ich wollte nur …« Faith schien nicht in der Lage zu sein, einen Satz zu beenden.
Sara tätschelte ihr die Hand und stand auf. »Dr. Wallace ist eine ausgezeichnete Diagnostikerin. Und ich weiß sicher, dass sie die städtische Krankenversicherung akzeptiert.«
»Staatlich«, korrigierte sie Faith. »Ich bin beim GBI.«

Sara nahm an, dass das staatliche Versicherungssystem ähnlich war, aber sie wollte dieses Thema nicht vertiefen. Faith hatte offensichtlich Schwierigkeiten, die Nachricht zu verdauen, und Sara hatte sie ihr nicht gerade schonend beigebracht. Doch Geschehenes konnte man nicht mehr ungeschehen machen. Sara klopfte ihr auf den Arm. »Mary wird Ihnen eine Spritze geben. Sie werden sich gleich besser fühlen.« Sie wandte sich zum Gehen. »Ich meine das ernst, dass Sie Dr. Wallace anrufen sollten«, fügte sie noch mit Nachdruck hinzu. »Ich will, dass Sie gleich morgen früh bei ihr anrufen, und Sie müssen unbedingt mehr essen als nur Krapfen. Kohlenhydratarme, fettarme, regelmäßige, gesunde Mahlzeiten und Obst, okay?«

Faith nickte wortlos, und als Sara den Raum verließ, kam sie sich vor wie ein absoluter Schuft. Ihr Verhalten an der Bettkante hatte sich im Lauf der Jahre eindeutig verschlechtert, aber das hier stellte einen neuen Tiefpunkt dar. War sie denn nicht wegen der im Grady herrschenden Anonymität überhaupt in diese Klinik gekommen? Bis auf eine Handvoll obdachloser Männer und einiger Prostituierter sah sie kaum je einen Patienten mehr als ein Mal. Das war für Sara die Hauptattraktion gewesen – die absolute Distanziertheit. Sie war an einem Punkt in ihrem Leben, wo sie keine engeren Beziehungen mit Menschen eingehen wollte. Jedes neue Krankenblatt war eine Gelegenheit, um wieder ganz von vorn anzufangen. Wenn Sara Glück hatte – und wenn Faith Mitchell auf sich achtete –, würden die beiden sich wahrscheinlich nie wiedersehen.

Anstatt ins Ärztezimmer zurückzugehen, um an ihren Krankenakten weiterzuarbeiten, ging Sara an der Schwesternstation vorbei und durch die Doppeltür in den überfüllten Wartebereich und befand sich schließlich draußen vor der Tür. Am Ausgang standen ein paar Atemtherapeuten und rauchten Zigaretten, Sara ging deshalb weiter zur Rückseite des Gebäudes. Das schlechte Gewissen wegen Faith Mitchell lastete auf ihr, und sie blätterte zu Delia Wallaces Nummer in ihrem Handy-Verzeichnis, bevor sie vergessen würde, ihr Versprechen zu erfüllen. Der Telefondienst nahm ihre Nachricht über Faith entgegen, und Sara fühlte sich etwas besser, als sie den Anruf beendete.

Vor zwei Monaten war ihr Delia Wallace zufällig über den Weg gelaufen, als die Frau hier einen ihrer wohlhabenden Patienten besuchte,

der nach einem schlimmen Autounfall mit dem Hubschrauber ins Grady gebracht worden war. Delia und Sara waren die einzigen Frauen unter den besten fünf Prozent ihrer Abschlussklasse an der Emory University Medical School gewesen. Zu der Zeit war es ein ungeschriebenes Gesetz, dass es für Ärztinnen nur zwei Spezialisierungsmöglichkeiten gab: Gynäkologie oder Pädiatrie. Delia hatte sich für Ersteres entschieden, Sara für Letzteres. Beide würden sie nächstes Jahr vierzig Jahre alt werden. Delia schien alles zu haben. Sara kam sich vor, als hätte sie nichts.

Die meisten Ärzte – Sara eingeschlossen – waren bis zu einem gewissen Grad arrogant, aber Delia war schon immer eine sehr eifrige Selbstdarstellerin gewesen. Als sie im Ärztezimmer Kaffee tranken, ließ Delia sich über die Höhepunkte ihres Lebens aus: zwei gutgehende Praxen, einen Aktienhändler als Ehemann, drei Überflieger-Kinder. Sie hatte Sara Bilder von ihnen allen gezeigt, von dieser ihrer perfekten Familie, die aussah wie direkt aus einer Ralph-Lauren-Werbung.

Sara hatte Delia nichts von ihrem Leben nach dem Studium erzählt, dass sie ins Grant County, in ihr Zuhause, zurückgekehrt war und sich um Kinder in ländlichen Gegenden kümmerte. Sie erzählte Delia nichts von Jeffrey oder warum sie nach Atlanta zurückgekehrt war oder warum sie im Grady arbeitete, obwohl sie doch eine eigene Praxis eröffnen und so etwas wie ein normales Leben führen könnte. Sara hatte einfach nur die Achseln gezuckt und gesagt: »Ich bin hier gelandet«, und Delia hatte sie enttäuscht und zugleich selbstgerecht angeschaut, beide Regungen wohl ausgelöst von der Tatsache, dass Sara in ihrer ganzen Zeit an der Emory University immer besser gewesen war als Delia.

Sara steckte die Hände in die Taschen und zog ihren dünnen Mantel gegen die Kälte zusammen. Den Brief spürte sie an ihrem Handrücken, als sie an der Laderampe vorbeiging. Heute Morgen hatte sie sich bereit erklärt, eine Zusatzschicht zu übernehmen, und hatte volle sechzehn Stunden durchgearbeitet, damit sie morgen den ganzen Tag freinehmen konnte. Die Erschöpfung traf sie nun so heftig wie die kühle Nachtluft, und sie stand mit den Fäusten in den Taschen einfach nur da und genoss die relativ saubere Luft in ihren Lungen. Durch den Abgasgestank und die Gerüche, die aus dem Müllcontainer kamen, roch sie eine Andeutung von Regen. Vielleicht konnte sie heute Nacht schlafen. Wenn es regnete,

schlief sie immer besser.
Sie schaute hinunter auf die Autos auf der Interstate. Die Stoßzeit ging eben zu Ende – Männer und Frauen, die heimkehrten zu ihren Familien, zu ihrem Privatleben. Sara stand an der Grady Curve, wie dieses Stück genannt wurde, eine Biegung in der Autobahn, die Verkehrsreporter als Aussichtspunkt benutzten, wenn sie über Probleme auf der Hauptader in die Innenstadt berichteten. Alle Rücklichter leuchteten tiefrot, als ein Abschleppwagen einen liegengebliebenen Geländewagen vom linken Bankett zog. Streifenwagen blockierten den Schauplatz, blaue Lichter blinkten und warfen ihr gespenstisches Licht in die Dunkelheit. Das erinnerte sie an den Abend, als Jeffrey gestorben war – zuerst die Horden von Polizisten, dann die staatlichen Beamten, und überall Männer in weißen Schutzanzügen und Stiefeln, die den Tatort durchkämmten.
»Sara?«
Sie drehte sich um. Mary stand in der offenen Tür und winkte sie ins Gebäude. »Schnell!«
Sara lief auf die Tür zu, und Mary rief ihr die wichtigsten Infos zu. »Unfall mit einem Fahrzeug und Fußgänger. Krakauer hat Fahrer und Beifahrer übernommen, bei Fahrer Verdacht auf Myokardinfarkt. Sie haben die Frau, die vom Auto angefahren wurde. Offene Frakturen an rechtem Arm und rechtem Bein, vor Ort ohne Bewusstsein. Verdacht auf sexuelle Misshandlung und Folter. Helfer vor Ort war zufällig Rettungssanitäter. Hat getan, was er konnte, sieht aber schlecht aus.«
Sara war sicher, dass sie das missverstanden hatte. »Sie wurde vergewaltigt und von einem Auto angefahren?«
Mary ging nicht näher darauf ein. Ihre Hand lag wie ein Schraubstock um Saras Arm, als sie den Gang hinunterliefen. Die Tür zum Notfall-Aufnahmezimmer stand offen. Sara sah die Rollbahre und drei Sanitäter, die die Patienten umringten. Ebenfalls im Raum stand Will Trent, der sich über die Frau beugte und versuchte, sie zu befragen.
»Können Sie mir Ihren Namen nennen?«, fragte er.
Sara blieb am Fuß der Bahre stehen, Marys Hand noch an ihrem Arm. Die Patientin lag auf der linken Seite in Embryonalhaltung. Bänder fixierten sie auf der Bahre, pneumatische Schienen stabilisierten Arm und Bein der rechten Seite. Sie war wach, ihre Zähne klapperten, sie murmelte etwas Unverständliches. Unter ihrem Kopf lag eine

zusammengerollte Jacke, eine Halskrause stabilisierte den Nacken. Die rechte Seite ihres Gesichts war mit Dreck und Blut verklebt, Isolierband hing ihr von der Wange und klebte in ihren dunklen Haaren. Ihr Mund war offen, die Lippen zerschnitten und blutig. Das Tuch, mit dem die Sanitäter sie zugedeckt hatten, war heruntergezogen, und an der Seite ihrer Brust klaffte eine so tiefe Wunde, dass leuchtend gelbes Fettgewebe zu sehen war.
»Ma'am?«, fragte Will. »Sind Sie sich Ihres Zustands bewusst?«
»Gehen Sie weg«, befahl Sara und schob ihn resoluter zurück, als sie beabsichtigt hatte. Er stolperte, kämpfte ums Gleichgewicht. Sara war es egal. Sie hatte den kleinen Digitalrekorder in seiner Hand gesehen, und es gefiel ihr nicht, was er hier tat.
Sara zog ein Paar Gummihandschuhe an, als sie sich hinkniete und zu der Frau sagte: »Ich bin Dr. Linton. Sie sind im Grady Hospital. Wir kümmern uns um Sie.«
»Hilfe … Hilfe … Hilfe«, flehte die Frau, und ihr Körper zitterte so heftig, dass die Bahre klapperte. Ihre Augen starrten stumpf ins Leere. Sie war entsetzlich dünn, ihre Haut schuppig und trocken. »Hilfe …«
Sara strich ihr so sanft über die Haare, wie sie konnte. »Wir haben hier sehr viele Leute, und wir werden Ihnen helfen. Aber Sie müssen bei mir bleiben, okay?« Sara stand auf und legte der Frau leicht die Hand auf die Schulter, um sie wissen zu lassen, dass sie nicht allein war. Zwei weitere Pfleger standen in dem Zimmer und erwarteten Anordnungen.
»Zustand?«
Sie hatte die Frage an die uniformierten Rettungssanitäter gerichtet, aber der Mann ihr gegenüber fing an zu reden und ratterte in hektischem Stakkato die Vitalfunktionen der Frau und die unterwegs erstellte Diagnose herunter. Er trug Straßenkleidung, die blutbeschmiert war. Wahrscheinlich derjenige, der vor Ort erste Hilfe geleistet hatte.
»Durchdringende Wunde zwischen der elften und der zwölften Rippe. Offene Frakturen rechter Arm und rechtes Bein. Stumpfe Gewalteinwirkung am Kopf. Sie war bewusstlos, als wir ankamen, kam aber zu Bewusstsein, während ich an ihr arbeitete. Wir konnten sie nicht flach auf den Rücken legen«, erklärte er, und nun lag Panik in seiner Stimme. »Sie schrie die ganze Zeit. Wir mussten sie ins Fahrzeug bringen, deshalb schnallten wir sie einfach fest. Ich weiß nicht, was los

ist mit … Ich weiß nicht, was …«
Er unterdrückte ein Schluchzen. Seine Angst war ansteckend. Die Luft war wie aufgeladen mit Adrenalin, verständlich beim Zustand des Opfers. Auch Sara spürte Panik in sich aufkeimen. Sie fühlte sich kaum in der Lage, die Schädigungen zu beurteilen, die dieser Körper erlitten hatte, die vielen Wunden, die offensichtlichen Folterspuren. Mehr als eine Person im Zimmer hatte Tränen in den Augen.
Sara bemühte sich, so ruhig wie möglich zu sprechen, die Hysterie auf ein beherrschbares Niveau zu senken. Sie entließ die Rettungssanitäter und den Helfer mit den Worten: »Vielen Dank, meine Herren. Sie haben alles getan, was Sie konnten, nur um sie hierherzubringen. Bitte verlassen Sie jetzt den Raum, damit wir Platz haben, um ihr zu helfen.« Zu Mary sagte sie: »Legen Sie eine Infusion und bereiten Sie für alle Fälle einen zentralen Zugang vor.« Einem der Pfleger sagte sie: »Besorgen Sie ein fahrbares Röntgengerät, benachrichtigen Sie die CT und rufen Sie den diensthabenden Chirurgen.« Und zum andern: »Blutgase, Tox Screen, CMO, Blutbild und Gerinnung.«
Behutsam drückte Sara der Frau das Stethoskop auf den Rücken und versuchte, sich nicht auf die Verbrennung und die kreuz und quer laufenden Schnitte im Fleisch zu konzentrieren. Sie horchte die Lunge der Frau ab und spürte dabei die scharfe Kante einer Rippe unter ihren Fingern. Die Atemgeräusche waren gleichmäßig, aber nicht so stark, wie Sara es gern gehabt hätte, wahrscheinlich wegen der extrem hohen Morphindosis, die man ihr im Krankenwagen gegeben hatte. Panik verwischte oft die Grenze zwischen Helfen und Behindern.
Sara kniete sich wieder hin. Die Augen der Frau waren noch immer offen, die Zähne klapperten. Sara sagte zu ihr: »Wenn Sie Atemprobleme haben, sagen Sie mir Bescheid, ich helfe Ihnen dann sofort. Okay? Können Sie das tun?« Es kam keine Antwort, aber Sara redete trotzdem weiter, kündigte jeden Schritt an, den sie tat und warum sie ihn tat. »Ich untersuche Ihre Luftwege, um sicherzustellen, dass Sie weiteratmen können«, sagte sie und drückte ihr sanft den Unterkiefer nach unten. Die Zähne der Frau waren rötlich verfärbt, was auf Blut in ihrem Mund hindeutete, aber Sara nahm an, dass sie sich lediglich auf die Zunge gebissen hatte. Tiefe Kratzspuren bedeckten ihr Gesicht, als hätte jemand sie mit den Fingernägeln bearbeitet. Sara vermutete, dass man sie

intubieren und in ein künstliches Koma versetzen musste. Deshalb war jetzt die letzte Gelegenheit für die Frau zu sprechen.
Das war der Grund, warum Will Trent nicht gehen wollte. Er hatte das Opfer nach seinem Zustand befragt, um den Rahmen für eine Erklärung am Sterbebett zu setzen. Das Opfer musste wissen, dass es im Sterben lag, damit seine letzten Worte vor Gericht als Aussage zugelassen wurden, die nicht nur Hörensagen war. Auch jetzt stand Trent da und lauschte aufmerksam jedem Wort, das gesprochen wurde. Er fungierte als Zeuge der Situation, für den Fall, dass er vor Gericht aussagen musste.
Sara fragte: »Ma'am? Können Sie mir Ihren Namen nennen?« Sara hielt inne, weil der Mund der Frau sich bewegte, aber es kamen keine Wörter heraus. »Nur den Vornamen, okay? Fangen wir mit etwas Einfachem an.«
»Ah … ah …«
»Anne?«
»Nah … nah …«
»Anna?«
Die Frau schloss die Augen und nickte leicht. Ihre Atmung war durch die Anstrengung noch flacher geworden.
Sara versuchte es weiter. »Wie wär's mit einem Familiennamen?«
Die Frau antwortete nicht.
»Okay, Anna. Ist gut so. Bleiben Sie einfach bei mir.« Sara schaute zu Will Trent hinüber. Er nickte zum Dank. Sie wandte sich wieder der Patientin zu, kontrollierte ihre Pupillen und tastete den Schädel ab auf der Suche nach Brüchen. »Sie haben Blut in den Ohren, Anna. Sie haben einen heftigen Schlag auf den Kopf bekommen.« Sara nahm eine feuchte Kompresse und wischte der Frau das Gesicht ab, um etwas von dem getrockneten Blut zu entfernen. »Ich weiß, dass Sie noch da sind, Anna. Bleiben Sie einfach bei mir.«
Behutsam fuhr Sara mit den Fingern über Hals und Schultern und spürte, dass das Schlüsselbein sich bewegte. Sie tastete weiter nach unten und vorsichtig die Schultern hinten und vorn ab und dann das Rückgrat. Die Frau war stark unterernährt, die Knochen zeichneten sich deutlich ab, man konnte förmlich das ganze Skelett sehen. Die Haut zeigte Risse, als hätte man Haken oder Stacheln ins Fleisch gesteckt und wieder

herausgerissen. Oberflächliche Schnitte bedeckten den ganzen Körper, und der tiefe Einschnitt in der Brust roch bereits septisch; offensichtlich war sie seit Tagen in diesem Zustand.
Mary sagte: »Infusion liegt, Kochsalz läuft.«
Sara fragte Will Trent: »Sehen Sie das Ärzteverzeichnis dort neben dem Telefon?« Er nickte. »Piepsen Sie Phil Sanderson an. Sagen Sie ihm, wir brauchen ihn hier sofort.«
Er zögerte. »Ich suche ihn lieber selbst.«
Mary bemerkte: »Anpiepsen geht schneller. Nebenstelle 392.« Sie klebte eine Schleife des Infusionsschlauchs auf den Handrücken der Frau und fragte Sara: »Wollen Sie noch mehr Morphium an Bord?«
»Wir müssen erst herausfinden, was mit ihr los ist.« Sara versuchte, den Torso der Frau zu untersuchen, doch sie wollte den Körper nicht bewegen, bis sie genau wusste, womit sie es zu tun hatte. Zwischen der elften und der zwölften Rippe war ein klaffendes Loch, was erklärte, warum die Frau geschrien hatte, als sie versuchten, sie zu strecken. Das Dehnen zerrissenen Muskel- und Knorpelgewebes musste unerträglich gewesen sein.
Die Rettungssanitäter hatten ihr an Arm und Bein der rechten Seite neben den pneumatischen Schienen zusätzlich Kompressionsverbände angelegt, um die Glieder zu stabilisieren. Sara hob den sterilen Verband am Bein an und sah bleichen Knochen. Das Becken fühlte sich unter ihren Händen instabil an. Das waren frische Wunden. Offensichtlich hatte das Auto sie von rechts getroffen und sie zusammenklappen lassen. Sara zog eine Schere aus der Tasche und schnitt damit die Bänder durch, die die Frau auf der Bahre fixierten. Dabei erklärte sie: »Anna, ich werde Sie jetzt auf den Rücken drehen.« Sie stützte Hals und Schultern der Frau, während Mary sich um das Becken kümmerte. »Wir lassen Ihre Beine gebeugt, aber wir müssen …«
»Nein-nein-nein!«, flehte die Frau. »Bitte nicht! Bitte nicht!« Sie arbeiteten weiter, und ihr Mund öffnete sich weit. Ihre Schreie jagten Sara einen Schauer über den Rücken. Noch nie in ihrem Leben hatte sie so etwas Entsetzliches gehört. »Nein!«, schrie die Frau, und ihre Stimme überschlug sich. »Nein! Bitte! *Neeiiin!«*
Sie fing an, heftig zu zucken. Sofort beugte Sara sich über die Bahre und drückte Annas Körper darauf, damit sie nicht auf den Boden fiel. Sie

hörte die Frau bei jeder Zuckung ächzen, denn jede Bewegung stach ihr wie ein Messer in die Flanke. »Fünf Milligramm Ativan«, befahl sie und hoffte, damit den Anfall unter Kontrolle zu bringen. »Bleiben Sie bei mir, Anna«, bat sie die Frau. »Bleiben Sie einfach bei mir.«
Doch Saras Worte halfen nichts. Die Frau hatte das Bewusstsein verloren, aufgrund des Anfalls oder vor Schmerz. Obwohl das Medikament schon längst wirken musste, krampften noch immer die Muskeln im ganzen Körper, die Beine zuckten, der Kopf wackelte hin und her.
»Die Bahre ist da«, verkündete Mary und winkte den Röntgentechniker in den Raum. Zu Sara sagte sie: »Ich kümmere mich um Sanderson und den OP.«
Der Röntgentechniker legte sich die Hand auf die Brust. »Macon.«
»Sara«, erwiderte sie. »Ich helfe Ihnen.«
Er gab ihr die zusätzliche Bleischürze und bereitete dann die Maschine vor. Sara behielt die Hand auf Annas Kopf und strich ihr die dunklen Haare zurück. Die Muskeln der Frau zuckten noch immer, als es Sara und Macon mit vereinten Kräften gelang, sie auf den Rücken zu drehen. Die Beine ließen sie gebeugt, um die Schmerzen unter Kontrolle zu halten. Sara bemerkte, dass Will Trent noch immer im Raum war, und sagte zu ihm: »Sie müssen raus, während wir das tun.«
Sara half Macon bei den Röntgenaufnahmen, und beide bewegten sich, so schnell sie konnten. Sie hoffte inständig, dass die Patientin nicht aufwachte und wieder anfing zu schreien. Noch immer hatte sie das Geräusch von Annas Schreien in den Ohren, fast wie die eines Tiers in der Falle. Allein dieses Geräusch ließ sie vermuten, die Frau wisse, dass sie im Sterben lag. So schrie man nur, wenn man jede Hoffnung aufgegeben hatte.
Macon half Sara, die Frau wieder auf die Seite zu drehen, und ging dann, um die Filme zu entwickeln. Sara zog ihre Handschuhe aus und kniete sich neben die Bahre. Sie berührte Annas Gesicht, strich ihr über die Wange. »Tut mir leid, dass ich Sie gestoßen habe«, sagte sie – nicht zu Anna, sondern zu Will Trent. Als sie sich umdrehte, sah sie, dass er am Fußende der Bahre stand und auf die Beine der Frau, ihre Fußsohlen hinunterstarrte. Er hatte die Zähne fest zusammengebissen, aber sie wusste nicht, ob aus Angst oder Entsetzen oder beidem.

Er sagte: »Wir haben beide unsere Arbeit zu tun.«
»Trotzdem.«
Er streckte die Hand aus und strich behutsam über Annas rechte Fußsohle. Wahrscheinlich hielt er sie für die einzige Stelle, die er berühren konnte, ohne ihr Schmerzen zu verursachen. Sara war von dieser Geste überrascht. Sie wirkte beinahe zärtlich.
»Sara?« Phil Sanderson stand in der Tür, in sauberer und ordentlich gebügelter Chirurgenkluft.
Sie stand auf und legte die Fingerspitzen leicht auf Annas Schulter, als sie zu Phil sagte: »Wir haben zwei offene Frakturen und ein zertrümmertes Becken. Auf der rechten Brust ist ein tiefer Schnitt und eine durchdringende Wunde auf der linken Flanke. Ich bin mir nicht sicher, was die Neurologie angeht; ihre Pupillen reagieren nicht, aber sie redete verständlich.«
Phil kam an die Bahre und fing mit seiner Untersuchung an. Zum Zustand des Opfers, zu den offensichtlichen Misshandlungen sagte er nichts. Er konzentrierte sich allein auf die Dinge, gegen die er etwas tun konnte: die offenen Brüche, das zertrümmerte Becken. »Sie haben sie nicht intubiert?«
»Luftwege sind frei.«
Phil war mit ihrer Entscheidung offensichtlich nicht einverstanden, aber orthopädischen Chirurgen war es in der Regel egal, ob ihre Patienten sprechen konnten oder nicht. »Wie ist das Herz?«
»Stark. Blutdruck gut. Sie ist stabil.« Phils Operationsteam kam dazu, um die Patientin für den Transport vorzubereiten. Mary kam mit den Röntgenaufnahmen zurück und gab sie Sara.
Phil gab zu bedenken: »Allein die Narkose könnte sie umbringen.«
Sara klemmte die Filme an den Lichtkasten. »Ich glaube nicht, dass sie hier wäre, wenn sie keine Kämpferin wäre.«
»Die Brust ist septisch. Sieht aus, als …«
»Ich weiß«, unterbrach ihn Sara und setzte ihre Brille auf, um die Röntgenaufnahmen zu interpretieren.
»Die Wunde in der Flanke ist ziemlich sauber.« Er stoppte sein Team für einen Augenblick und beugte sich über Anna, um den langen Riss in ihrer Haut zu untersuchen. »Wurde sie von dem Auto mitgeschleift? Hat irgendein Metallteil sie aufgeschlitzt?«

Will Trent antwortete: »Soweit ich weiß, wurde sie frontal getroffen. Sie stand mitten auf der Straße.«
Phil fragte: »Gab es da irgendwas, das diese Wunde hätte verursachen können? Sie ist ziemlich sauber.«
Will zögerte, wahrscheinlich fragte er sich, ob dem Mann bewusst war, was die Frau alles erlitten hatte, bevor das Auto sie traf. »Die Gegend ist ziemlich bewaldet, fast ländlich. Mit den Zeugen habe ich noch nicht gesprochen. Der Fahrer hatte noch am Unfallort Herzprobleme.«
Sara wandte sich den Röntgenaufnahmen des Torsos zu. Entweder stimmte hier etwas nicht, oder sie war erschöpfter, als sie dachte. Sie zählte die Rippen und traute ihren Augen nicht.
Will schien ihre Verwirrung zu spüren. »Was ist los?«
»Ihre elfte Rippe«, erwiderte Sara. »Sie wurde entfernt.«
»Wie entfernt?«, fragte Will.
»Nicht chirurgisch.«
Phil bellte: »Machen Sie sich doch nicht lächerlich.« Er kam dazu und beugte sich nah an die Aufnahme. »Das ist wahrscheinlich …« Er klemmte die zweite Brustaufnahme an den Kasten, die Vorder-Hinter-Ansicht, dann die seitliche. Er ging noch näher ran und kniff die Augen zusammen, als würde das etwas bringen. »Das verdammte Ding kann doch nicht einfach aus dem Körper fallen. Wo ist es?«
»Schauen Sie.« Sara fuhr mit dem Finger an dem gezackten Schatten entlang, wo früher Knorpel mit Knochen verbunden gewesen war. »Die Rippe fehlt nicht einfach«, sagte sie. »Sie wurde entfernt.«

2. Kapitel

Mit gebeugtem Rücken, den Kopf ans Autodach gedrückt, fuhr Will Trent in Faiths Mini zum Schauplatz des Autounfalls. Er hatte keine Zeit damit verschwenden wollen, den Sitz zu verstellen – nicht, als er Faith ins Krankenhaus gefahren hatte, und vor allem nicht jetzt, da er zum Schauplatz des grässlichsten Verbrechens fuhr, das er je gesehen hatte. Das Auto hielt sich gut auf den Nebenstraßen, als er deutlich über der vorgeschriebenen Höchstgeschwindigkeit die Route 316 entlangfuhr. Dank des breiten Radstands lag der Mini gut in den Kurven, aber Will ging vom Gas, als er die Außenbezirke der Stadt hinter sich gelassen hatte. Der Baumbestand wurde dichter, die Straße schmaler, und plötzlich war er in einer Gegend, wo es nicht ungewöhnlich war, dass ein Reh oder ein Opossum über die Straße lief.

Er dachte über die Frau nach – die aufgerissene Haut, das Blut, die Wunden auf dem Körper. In dem Augenblick, als er die Sanitäter sie über den Krankenhausgang hatte schieben sehen, hatte er gewusst, dass die Verletzungen ihr von jemandem beigebracht worden waren, der sehr krank im Hirn war. Die Frau war gefoltert worden. Jemand hatte sich Zeit für sie genommen – jemand, der in der Kunst, Schmerzen zuzufügen, sehr geübt war.

Die Frau war nicht wie aus dem Nichts auf der Straße aufgetaucht. Die Sohlen ihrer Füße waren frisch zerschnitten, sie bluteten noch von einem Lauf durch den Wald. Eine Kiefernnadel steckte im Fleisch ihres Fußgewölbes, ihre Sohlen waren von Erde dunkel verfärbt. Sie war irgendwo gefangen gehalten worden und hatte es geschafft zu fliehen. Sie musste irgendwo in der Nähe der Straße eingesperrt gewesen sein, und Will würde diesen Ort finden, auch wenn er den Rest seines Lebens dazu brauchte.

Will erkannte, dass er »sie« gedacht hatte, obwohl die Frau einen Namen hatte. Anna, was ein wenig klang wie Angie, der Name von Wills Frau. Wie Angie hatte die Frau dunkle Haare, dunkle Augen. Ihre Haut hatte einen Olivton, und hinten auf der Wade hatte sie knapp unterhalb der Kniekehle ein Muttermal wie Angie. Will fragte sich, ob das typisch war

für Frauen mit olivfarbener Haut – ein Muttermal hinten am Bein. Vielleicht war das ein Merkmal, das zu ihrer genetischen Ausstattung gehörte wie dunkle Haare und dunkle Augen. Bestimmt wüsste diese Ärztin das.
Er erinnerte sich, was Sara Linton gesagt hatte, als sie die zerrissene Haut, die Fingernagelkratzer um das klaffende Loch in der Flanke des Opfers untersucht hatte. »Sie muss bei Bewusstsein gewesen sein, als die Rippe entfernt wurde.«
Will schauderte bei dem Gedanken. Er hatte in seiner Ermittlerkarriere das Werk vieler Sadisten gesehen, aber nichts so Perverses wie das.
Sein Handy klingelte, und Will bemühte sich, die Hand in die Tasche zu stecken, ohne gegen das Lenkrad zu stoßen und den Mini in den Straßengraben zu fahren. Vorsichtig klappte er das Handy auf. Die Plastikschale war seit Monaten zerbrochen, aber er hatte es geschafft, die Einzelteile mit Sekundenkleber und Isolierband wieder zusammenzubasteln. Trotzdem musste er vorsichtig sein, sonst zerbrach ihm das Ding in der Hand.
»Will Trent.«
»Hier ist Lola, Baby.«
Er runzelte die Stirn. Ihre Stimme hatte die verschleimte Heiserkeit einer Kettenraucherin. »Wer?«
»Du bist Angies Bruder, nicht?«
»Ihr Ehemann«, korrigierte er sie. »Wer ist dran?«
»Hier ist Lola. Ich bin eines ihrer Mädchen.«
Angie arbeitete inzwischen freiberuflich für verschiedene private Detekteien, aber mehr als ein Jahrzehnt lang war sie Polizistin im Sittendezernat gewesen. Will bekam ab und zu Anrufe von Frauen, die sie vom Straßenstrich her kannte. Sie alle wollten Hilfe, und sie alle landeten gleich wieder im Gefängnis, wo sie das Münztelefon benutzten, um ihn anzurufen. »Was wollen Sie?«
»Musst ja nicht gleich so barsch sein, Baby.«
»Hören Sie, ich habe seit acht Monaten nicht mehr mit Angie gesprochen.« Zufällig war ihre Beziehung etwa zur selben Zeit in die Brüche gegangen wie sein Handy. »Ich kann Ihnen nicht helfen.«
»Ich bin unschuldig.« Lola lachte über den Witz, hustete und hustete dann noch einmal. »Ich wurde aufgegriffen mit einer unbekannten

weißen Substanz, die ich nur für eine Freundin verwahrte.«
Diese Mädchen kannten das Gesetz besser als die meisten Polizisten, und am Münztelefon im Gefängnis waren sie besonders vorsichtig.
»Besorgen Sie sich einen Anwalt«, riet ihr Will und beschleunigte, um ein Auto vor ihm zu überholen. Ein Blitz zuckte über den Himmel und erhellte die Straße.
»Ich hätte im Gegenzug Informationen.«
»Dann sagen Sie das Ihrem Anwalt.« Ein zweiter Anruf wurde angekündigt, er erkannte die Nummer seiner Chefin. »Ich muss auflegen.« Er schaltete um, bevor die Frau etwas erwidern konnte. »Will Trent.«
Amanda Wagner atmete ein, und Will machte sich auf ein verbales Sperrfeuer gefasst. »Was, zum Teufel, haben Sie sich dabei gedacht, Ihre Partnerin im Krankenhaus allein zu lassen und einen völlig sinnlosen Ausflug wegen eines Falls zu machen, für den wir nicht zuständig sind und zu dem man uns auch nicht eingeladen hat – in einem County, wenn ich das hinzufügen darf, mit dessen Polizei wir nicht gerade in bestem Einvernehmen stehen?«
»Wir werden um unsere Mithilfe gebeten werden«, versicherte er ihr.
»Ihre weibliche Intuition beeindruckt mich heute nicht, Will.«
»Je länger wir die Örtlichen da allein herummachen lassen, desto kälter wird die Spur, die wir dann kriegen. Das ist kein erstmaliger Entführer, Amanda. Das war kein Schaukampf.«
»Rockdale bearbeitet den Fall«, sagte sie und meinte damit das County, dessen Polizei für die Gegend zuständig war, in der der Unfall passiert war. »Sie wissen, was sie tun.«
»Sie halten Autos an und suchen nach gestohlenen Fahrzeugen?«
»Sie sind nicht völlig blöd.«
»Doch, das sind sie«, entgegnete er. »Das war keine einfache Aussetzung. Sie wurde in der Gegend festgehalten und konnte fliehen.«
Amanda schwieg einen Augenblick, wahrscheinlich wedelte sie den Rauch weg, der ihr aus den Ohren kam. Über ihm zerriss ein Blitz den Himmel, und der Donner übertönte das, was Amanda schließlich sagte.
»Was?«, fragte Will.
Sie wiederholte knapp: »Wie ist der Zustand des Opfers?«
Will dachte nicht an Anna. Stattdessen rief er sich Sara Lintons Blick

wieder vor Augen, als die Patientin in den OP geschoben wurde. »Es sieht nicht gut aus für sie.«
Amanda seufzte schwer. »Geben Sie mir einen kurzen Eindruck.«
Will berichtete ihr das Wichtigste: wie die Frau ausgesehen hatte, die Folterspuren. »Sie muss durch den Wald gelaufen sein. Da muss irgendwo ein Gebäude sein, eine Hütte oder sonst was. Sie sah nicht so aus, als wäre sie die ganze Zeit im Freien gewesen. Irgendjemand hielt sie für eine Weile gefangen, hungerte sie aus, vergewaltigte sie, misshandelte sie.«
»Meinen Sie, dass irgendein Hinterwäldler sie sich geschnappt hat?«
»Ich glaube, sie wurde entführt«, erwiderte er. »Sie hatte einen guten Haarschnitt, ihre Zähne waren gebleicht. Keine Drogen-Injektionsspuren. Keine Zeichen der Vernachlässigung. Auf dem Rücken hatte sie zwei kleine Schönheitsoperationsnarben, wahrscheinlich von einer Fettabsaugung.«
»Also keine Obdachlose und keine Prostituierte.«
»Hand- und Fußgelenke waren blutig von Fesselungen. Einige Wunden an ihrem Körper verheilten bereits, andere waren frisch. Sie war dünn – zu dünn. Diese Geschichte dauerte länger als nur ein paar Tage – vielleicht eine Woche, zwei Wochen maximal.«
Amanda fluchte leise. Die bürokratischen Hürden waren sehr hoch. Das Georgia Bureau of Investigation war für den Bundesstaat das, was das Federal Bureau of Investigation für die gesamten Vereinigten Staaten war. Das GBI arbeitete mit lokalen Ermittlungsbehörden zusammen, wenn ein Verbrechen mehrere Countys betraf, wobei es sich eher auf den Fall konzentrierte als auf territoriale Streitereien. Die staatliche Behörde hatte acht kriminaltechnische Institute und Hunderte von Spurensicherungstechnikern und Detectives. Das Problem war, dass ein formelles Hilfeersuchen gestellt werden musste. Es gab zwar Mittel und Wege, dafür zu sorgen, dass es kam, aber dazu mussten Gefälligkeiten ausgetauscht werden, und aus Gründen, die in höflicher Runde nicht diskutiert wurden, hatte Amanda vor einigen Monaten im Fall eines labilen Vaters, der seine eigenen Kinder entführt und ermordet hatte, die Beherrschung verloren.
Will versuchte es noch einmal. »Amanda …«
»Lassen Sie mich in dieser Sache erst mal ein paar Anrufe tätigen.«

»Kann der Erste davon an Barry Fielding gehen?«, fragte Will und meinte damit den Hundeexperten des GBI. »Ich bin mir nicht sicher, ob die Örtlichen überhaupt wissen, womit sie es zu tun haben. Sie haben bis jetzt weder das Opfer gesehen noch die Zeugen befragt. Ihr Detective war noch nicht mal im Krankenhaus, als ich wegfuhr.« Als sie nicht reagierte, fügte er hinzu: »Barry wohnt im Rockdale County.«
Sie seufzte noch tiefer als beim ersten Mal. Schließlich sagte sie: »Na gut. Versuchen Sie einfach, niemanden mehr als gewöhnlich zu verärgern. Und berichten Sie mir, sobald Sie etwas gefunden haben, womit wir arbeiten können.« Amanda legte auf.
Will klappte das Handy zu und steckte es in die Tasche, als wieder Donner grollte. Ein Blitz erhellte den Himmel, und er bremste so abrupt, dass seine Knie gegen das Plastikarmaturenbrett krachten. Er hatte vorgehabt, die Route 316 entlangzufahren, bis er die Unfallstelle fand, und sich dann mit höflichem Bitten Zugang zu verschaffen. Dummerweise hatte er nicht vorausgesehen, dass es eine Straßensperre geben würde. Knapp zwanzig Meter vor ihm beleuchteten riesige Xenon-Flutlichter einen Buick mit einer eingedrückten Motorhaube. Es wimmelte von Spurensicherungstechnikern, die in mühseliger Arbeit jeden Erdkrümel, jeden Stein und jede Glasscherbe einsammelten, damit das Material später im Labor analysiert werden konnte.
Einer der Streifenbeamten kam zum Mini. Will suchte nach dem Knopf, mit dem er das Fenster herunterlassen konnte, er hatte vergessen, dass er sich auf der Mittelkonsole befand. Als das Fenster endlich unten war, hatte der zweite Polizist sich zu seinem Partner gesellt. Beide grinsten. Will merkte, dass er in dem winzigen Auto komisch aussehen musste, aber dagegen war jetzt nichts mehr zu machen. Als Faith auf dem Parkplatz des Gerichtsgebäudes ohnmächtig geworden war, hatte Will nur daran gedacht, dass ihr Auto näher war als seines und dass er sie mit dem Mini schneller ins Krankenhaus bringen könnte.
Der zweite Beamte sagte: »Der Zirkus ist in der Richtung.« Er zeigte mit dem Daumen nach Atlanta zurück.
Will war nicht so dumm zu versuchen, seine Brieftasche aus der Gesäßtasche zu ziehen, solange er noch im Auto saß. Er stieß die Tür auf und stieg ungelenk aus dem Wagen. Sie schauten alle nach oben, als wieder Donner die Luft erzittern ließ.

»Special Agent Will Trent«, sagte er zu den Polizisten und zeigte ihnen seinen Ausweis.
Beide Männer schauten argwöhnisch. Einer ging weg und sprach in das Funkmikro an seiner Schulter, wahrscheinlich holte er sich Rückendeckung von seinem Chef. Manchmal war die Ortspolizei froh, das GBI an einem Tatort zu sehen, und manchmal würden sie die Special Agents am liebsten erschießen.
Der Mann direkt vor ihm sagte: »Was soll der schnieke Anzug, Stadtjunge? Warn'se auf 'ner Beerdigung?«
Will ignorierte die Stichelei. »Ich war im Krankenhaus, als das Opfer hereingebracht wurde.«
»Wir haben mehrere Opfer«, erwiderte er, offensichtlich entschlossen, es Will schwer zu machen.
»Die Frau«, präzisierte Will. »Diejenige, die auf der Straße ging und von dem Buick angefahren wurde, in dem ein älteres Paar saß. Wir glauben, ihr Name ist Anna.«
Der zweite Polizist war wieder zurückgekommen. »Ich muss Sie bitten, wieder in Ihr Fahrzeug zu steigen, Sir. Mein Chef meint, Sie sind hier nicht zuständig.«
»Kann ich mit Ihrem Chef sprechen?«
»Er dachte sich, dass Sie das sagen würden.« Der Mann hatte ein hinterhältiges Grinsen im Gesicht. »Und meinte, Sie sollten ihn morgen Vormittag anrufen, so gegen zehn, halb elf.«
Will schaute an den Streifenwagen vorbei zur Unfallstelle. »Kann ich seinen Namen erfahren?«
Der Polizist ließ sich viel Zeit, umständlich zog er seinen Block heraus, suchte nach seinem Kuli, hielt ihn an den Block und malte Buchstaben und Ziffern auf. Extrem vorsichtig riss er das Blatt ab und gab es Will.
Will schaute auf das Gekritzel über den Ziffern. »Ist das Englisch?«
»Fierro, Blödmann. Das ist Italienisch.« Der Mann schaute auf das Blatt und fügte rechtfertigend hinzu: »Ich habe doch ordentlich geschrieben.«
Will faltete das Blatt zusammen und steckte es in seine Westentasche. »Vielen Dank.«
Will war nicht so dumm zu denken, die Polizisten würden höflich auf ihren Posten zurückkehren, während er wieder in seinen Mini stieg. Jetzt hatte er es nicht mehr eilig. Er bückte sich und suchte den

Sitzverstellhebel, senkte den Sitz ab und schob ihn so weit zurück, wie es ging. Dann faltete er sich ins Auto, grüßte die beiden Polizisten, machte eine Drei-Punkt-Kehre und fuhr davon.
Die Route 316 war noch nicht lange eine Nebenstraße. Bevor es die I-20 gab, war die 316 eine Hauptarterie zwischen Rockdale County und Atlanta gewesen. Heute zogen die meisten die Interstate vor, aber es gab noch immer Leute, die sie als Nebenstraße benutzten oder auch für schändlichere Zwecke. In den späten Neunzigern war Will an einer verdeckten Ermittlung beteiligt gewesen, die Prostituierte davon abhalten sollte, ihre Kunden hierherzubringen. Auch damals schon war die Straße nicht sehr befahren. Dass heute Abend zwei Autos zur selben Zeit wie die Frau auf der Straße waren, war ein höchst unwahrscheinlicher Zufall. Dass sie es geschafft hatte, aus dem Wald und auf die Straße zu laufen und einem von ihnen in die Quere zu kommen, war noch unglaublicher. Außer, Anna hatte auf sie gewartet. Vielleicht war sie absichtlich vor den Buick gelaufen. Will hatte schon vor langer Zeit gelernt, dass eine Flucht manchmal einfacher war als das Überleben.
Er kroch mit dem Mini dahin, während er eine Nebenstraße suchte, in die er abbiegen konnte. Nach etwa einer Viertelmeile hatte er eine gefunden. Der Belag war holperig, und in dem tiefergelegten und straff gefederten Auto spürte man jeden Stoß. Hin und wieder erhellte ein Blitz für ihn den Wald. Es gab keine Häuser, die Will von der Straße aus sehen konnte, keine baufälligen Schuppen oder alte Scheunen. Keine Bretterverschläge, die alte Schnapsbrennereien verbargen. Er fuhr weiter und benutzte die hellen Lichter am Unfallort zur Orientierung, sodass er, als er anhielt, sich genau parallel zum Schauplatz befand. Will zog die Handbremse und gestattete sich ein Grinsen. Die Unfallstelle war ungefähr zweihundert Meter entfernt, die Lichter und die Betriebsamkeit ließen sie aussehen wie einen Sportplatz mitten im Wald.
Will holte die kleine Taschenlampe aus dem Handschuhfach und stieg aus. Die Luft änderte sich schnell, die Temperatur sank. An diesem Morgen hatte der Wetterbericht wechselnde Bewölkung angekündigt, aber Will glaubte eher, dass ihnen ein Wolkenbruch bevorstand.
Er bewegte sich zu Fuß durch den Wald und suchte den Boden sorgfältig nach allem ab, was nicht hierhergehörte. Anna hätte hier durchgekommen sein können oder aber von der anderen Seite der Straße.

Worum es ging, war jedoch, dass man den Tatort nicht nur auf die Straße eingrenzen konnte. Die Polizei sollte im Wald sein und in einem Radius von mindestens einer Meile suchen. Es wäre keine einfache Aufgabe. Der Wald war dicht, tief hängende Äste und Gestrüpp erschwerten das Vorwärtskommen, umgestürzte Bäume und Bodensenken machten das nächtliche Terrain noch gefährlicher. Will versuchte, sich zu orientieren, überlegte, welche Richtung ihn zur I-20 führen würde, gab es aber auf, als der Kompass in seinem Hirn sich nur noch wild drehte.
Das Gelände fiel ein wenig ab, und obwohl der Schauplatz noch weit weg war, hörte Will die typischen Geräusche einer Tatortuntersuchung – das elektrische Brummen der Generatoren, das Sirren der Flutlicht-Scheinwerfer, das Knallen von Blitzlichtern, das Murmeln von Polizisten und Spurensicherungstechnikern, das hin und wieder von überraschtem Gelächter durchbrochen wurde.
Über ihm teilten sich die Wolken und ließen einen Strahl Mondlicht hindurch, der den Waldboden in Schatten tauchte. Aus dem Augenwinkel heraus sah er eine Stelle mit totem Laub, die irgendwie manipuliert aussah. Er kauerte sich hin, doch der schwache Strahl der Lampe half ihm nicht viel. Die Blätter waren dunkler, aber er konnte nicht feststellen, ob es Blut war oder nur Feuchtigkeit. Es war jedoch eindeutig, dass hier etwas gelegen hatte. Die Frage war nur, war dieses Etwas ein Tier gewesen oder eine Frau?
Er versuchte erneut festzustellen, wo er sich befand. Etwa in der Mitte zwischen Faiths Auto und dem verbeulten Buick. Die Wolken schoben sich zusammen, und er stand wieder in der Dunkelheit. Die Taschenlampe in seiner Hand gab genau in diesem Augenblick den Geist auf. Will schlug das Plastik gegen seine Handfläche, um noch ein wenig Saft aus den Batterien herauszuholen.
Plötzlich erhellte der gleißende Strahl eines Maglite alles in einem Radius von eineinhalb Metern.
»Sie müssen Will Trent sein«, sagte ein Mann. Will hob die Hand vor die Augen, damit der Strahl ihn nicht blendete. Nur langsam richtete der Mann die Lampe auf Wills Brust. Im entfernten Schein der Tatortscheinwerfer wirkte er wie die lebendige Verkörperung eines Macy’s-Day-Paradeballons – oben wulstig, unten spitz zulaufend. Der winzige Stecknadelkopf des Manns schwebte auf seinen Schultern, das

Fleisch seines dicken Halses quoll ihm über den Hemdkragen.
Trotz seines Gewichts bewegte der Mann sich sehr leichtfüßig. Will hatte nicht gehört, dass er durch den Wald schlich. »Detective Fierro?«, riet Will.
Der Mann hielt sich seine Lampe ans eigene Gesicht, damit Will es sehen konnte. »Nennen Sie mich Arschloch, denn so werden Sie den ganzen, einsamen Weg zurück nach Atlanta über an mich denken.«
Will kauerte noch immer auf dem Boden. Er schaute zum Tatort.
»Warum gestatten Sie mir nicht zuerst einen kleinen Blick?«
Der Strahl des Maglite leuchtete wieder in Wills Augen. Fierro sagte: »Hartnäckiger, kleiner Pinscher, was?«
»Sie glauben, sie wurde hier ausgesetzt, aber das wurde sie nicht.«
»Können Sie Gedanken lesen?«
»Sie haben eine Fahndung nach allen verdächtigen Fahrzeugen in der Gegend ausgegeben, und Ihre Spurensicherung untersucht den Buick mit einer Lupe.«
»Die Fahrzeugfahndung ist ein Code 10-38, was Sie wissen würden, wenn Sie ein richtiger Polizist wären, und das nächstliegende Haus hier ist das eines alten Knackers im Rollstuhl ungefähr zwei Meilen entfernt.« Fierro sagte das mit einer Geringschätzung, die Will mehr als vertraut war. »Aber ich werde dieses Gespräch nicht mit Ihnen führen, Kumpel. Verlassen Sie meinen Tatort.«
»Ich habe gesehen, was ihr angetan wurde.« Will ließ sich nicht beirren. »Sie wurde nicht in ein Auto gesteckt und ausgesetzt. Sie blutete überall. Wer das getan hat, ist schlau. Er würde sie nicht in ein Auto stecken. Er würde nicht riskieren, Spuren zu hinterlassen. Er würde sie mit Sicherheit nicht am Leben lassen.«
»Zwei Optionen«, sagte Fierro. Er hob fleischige Finger und zählte die Möglichkeiten ab. »Sie verschwinden auf Ihren eigenen Füßen, oder ich lasse Sie auf dem Rücken wegschaffen.«
Will stand auf und straffte die Schultern, sodass er mit seinen gesamten eins achtundachtzig vor Fierro aufragte. Er schaute ostentativ auf ihn hinab. »Versuchen wir doch, zu einer Einigung zu kommen. Ich bin hier, um zu helfen.«
»Ich brauche Ihre Hilfe nicht, Gomez. Jetzt schlage ich vor, Sie kehren um, steigen wieder in Ihr kleines Auto, und dann gehen Sie sanft in diese

gute Nacht. Sie wollen wissen, was hier läuft? Lesen Sie eine Zeitung.«
»Ich glaube, Sie meinen Lurch«, korrigierte Will ihn. »Gomez war der Vater.«
Fierro runzelte die Stirn.
»Hören Sie, das Opfer – Anna – legte sich wahrscheinlich hier hin.« Will deutete auf die niedergedrückten Blätter. »Sie hörte die Autos kommen und lief auf die Straße, um sich Hilfe zu suchen.« Fierro unterbrach ihn nicht, deshalb redete Will weiter. »Ich habe eine Hundestaffel bestellt. Die Spur ist jetzt noch frisch, aber mit dem Regen wird sie verschwunden sein.« Wie aufs Stichwort blitzte es, der Donner folgte kurz danach.
Fierro kam einen Schritt näher. »Sie wollen mich nicht verstehen, Gomez.« Er stieß Will das hintere Ende seiner Taschenlampe in die Brust, schob ihn vom Tatort weg, während er redete, und akzentuierte jedes Wort mit einem kräftigen Stoß. »Schaffen Sie Ihren verdammten *GBI*-Dreiteiler-*Scheißleichenbestatter*-Arsch wieder in Ihr kleines Auto und verschwinden Sie, verdammt noch mal, von meinem …«
Wills Absatz stieß gegen etwas Festes. Beide Männer hörten es, und beide blieben stehen.
Fierro öffnete den Mund, aber Will bedeutete ihm, still zu bleiben, und kniete sich langsam auf den Boden. Mit den Händen wischte Will totes Laub weg und fand den Umriss eines großen Sperrholzquadrats. Zwei große Steine rahmten die Ecken ein und markierten die Stelle.
Ein schwaches Geräusch lag in der Luft, fast ein Knistern. Will bückte sich noch tiefer, und aus dem Geräusch wurden ein paar gedämpfte Worte. Auch Fierro hörte es. Er zog seine Waffe und hielt die Taschenlampe neben den Lauf, damit er sah, worauf er schoss. Plötzlich schien der Detective nichts mehr gegen Wills Anwesenheit zu haben; stattdessen schien er Will aufzufordern, er solle derjenige sein, der den Sperrholzdeckel öffnete und sein Gesicht in die Schusslinie hielt.
Als Will zu ihm hochschaute, zuckte Fierro die Achseln, als wollte er sagen: Sie wollten ja unbedingt bei dem Fall dabei sein.
Will war den ganzen Tag im Gericht gewesen. Seine Waffe lag daheim im Nachtkästchen neben seinem Bett. Fierro hatte entweder ein großes Geschwür an seinem Knöchel, oder er trug eine Reservewaffe. Der Mann bot Will die Waffe nicht an, und Will bat ihn auch nicht darum. Er würde

beide Hände brauchen, um das Sperrholz hochzuziehen und sich dann rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Will atmete tief ein, als er die Steine wegschob und dann die Finger vorsichtig in die weiche Erde grub, um einen guten Halt an der Kante des Bretts zu bekommen. Es war eine Standardgröße, etwa zehn mal zwanzig Zentimeter und einen guten Zentimeter dick. Das Holz fühlte sich unter seinen Fingern feucht an, was bedeutete, dass es noch schwerer sein würde.
Will schaute noch einmal kurz zu Fierro, um sich zu versichern, dass er bereit war, und hob dann mit einer schnellen Bewegung die Sperrholzplanke an. Erde und totes Laub rieselten zu Boden, als Will mit einem schnellen Satz nach hinten sprang.
»Was ist es?« Fierros Stimme war nur ein heiseres Flüstern. »Sehen Sie irgendwas?«
Will reckte sich, um nachzusehen, was er entdeckt hatte. Das Loch war tief und primitiv gegraben, eine quadratische Öffnung von etwa achtzig Zentimeter Kantenlänge, die senkrecht in die Erde führte. Geduckt kroch Will auf das Loch zu. Er wusste, dass er erneut seinen Kopf als Ziel bot, und schaute deshalb nur schnell hinein, versuchte zu sehen, womit sie es zu tun hatten. Den Boden konnte er nicht erkennen. Was er jedoch sah, war eine Leiter, die etwa einen Meter unterhalb des Rands an der Lochwand lehnte, ein selbst gebasteltes Ding mit Sprossen, die schief an zwei verfaulende Kanthölzer genagelt waren.
Ein Blitz zerriss den Himmel und zeigte die Szenerie in ganzer Pracht. Es war wie in einem Comic: die Höllenleiter.
»Geben Sie mir die Lampe«, flüsterte er Fierro zu. Der Detective war jetzt mehr als hilfsbereit und drückte Will das Maglite in die ausgestreckte Hand. Will drehte sich kurz zu dem Mann um. Fierro stand breitbeinig da, die Waffe noch immer auf die Öffnung im Boden gerichtet, die Augen vor Angst weit aufgerissen.
Will leuchtete mit der Lampe hinab. Die Kaverne schien L-förmig zu sein, ging etwa eineinhalb Meter direkt nach unten und knickte dann ab in einen Hohlraum, der offensichtlich der Hauptraum der Höhle sein musste. Bretterenden ragten in den senkrechten Gang, offenbar war die Decke des Hauptraums abgestützt. Am Fuß der Leiter lagen Vorräte. Konservendosen. Seile. Ketten. Haken. Wills Herz machte einen Satz, als er dort unten Bewegung hörte, ein Rascheln, und er musste sich

zwingen, nicht zurückzuzucken.
Fierro fragte: »Ist es …«
Will hielt den Zeigefinger an die Lippen, obwohl er sich ziemlich sicher war, dass sie das Überraschungsmoment nicht auf ihrer Seite hatten. Wer da unten war, hatte den herumwandernden Strahl der Taschenlampe gesehen. Wie zur Bestätigung hörte Will von unten ein gutturales Geräusch, fast ein Stöhnen. War da unten noch ein Opfer? Er dachte an die Frau im Krankenhaus. Anna. Will wusste, wie Verbrennungen durch Stromschläge aussahen. Sie verfärbten die Haut zu dunklen, puderartigen Flecken, die nie mehr weggingen. Sie blieben einem für den Rest des Lebens – das heißt, wenn man noch ein Leben vor sich hatte.
Will zog seine Anzugjacke aus und warf sie hinter sich. Er streckte die Hand zu Fierros Knöchel aus und zog den Revolver aus dem Halfter. Bevor er es sich anders überlegen konnte, schwang Will die Beine in das Loch.
»O Gott«, zischte Fierro. Er schaute über die Schulter zu den Dutzenden von Polizisten, die nur gut dreißig Meter entfernt waren. Zweifellos war ihm bewusst, dass es für diese Situation eine bessere Vorgehensweise gab.
Wieder hörte Will das Geräusch von unten. Vielleicht war es ein Tier, vielleicht ein menschliches Wesen. Er schaltete die Taschenlampe aus und steckte sie sich hinten in die Hose. Eigentlich hätte er jetzt sagen sollen: »Sagen Sie meiner Frau, ich liebe sie«, aber er wollte Angie diese Last nicht aufbürden – oder ihr die Befriedigung geben.
»Warten Sie«, flüsterte Fierro. Er wollte Verstärkung rufen.
Will ignorierte ihn und steckte sich den Revolver in die vordere Hosentasche. Vorsichtig prüfte er, ob die Leiter seinem Gewicht standhielt, und stellte die Absätze auf die Sprossen, damit er in die Kaverne sah, wenn er nach unten stieg. Die Höhlung war eng, seine Schultern zu breit. Er musste einen Arm über den Kopf ausstrecken, damit er in das Loch passte. Erdklumpen rieselten um ihn herum nach unten, und Wurzeln zerkratzten ihm Gesicht und Hals. Die Wand des Schachts war nur Zentimeter von seiner Nase entfernt, was bei Will ein Gefühl der Klaustrophobie auslöste, das er noch nie gehabt hatte. Bei jedem Einatmen schmeckte er Schlamm in seiner Kehle. Nach unten konnte er nicht schauen, weil dort nichts zu sehen war, und er

befürchtete, wenn er nach oben schaute, würde er sofort wieder umkehren.
Mit jedem Schritt wurde der Geruch schlimmer – Fäkalien, Urin, Schweiß, Angst. Vielleicht kam die Angst von Will. Anna war aus diesem Loch entkommen. Vielleicht hatte sie bei ihrer Flucht ihren Angreifer verletzt. Vielleicht war der Mann dort unten und lauerte mit einer Waffe oder einem Rasiermesser oder einem Dolch.
Wills Herz schlug so heftig, dass ihm die Kehle eng wurde. Schweiß lief ihm in Strömen herab, als er endlos langsam Schritt um Schritt nach unten setzte. Schließlich spürte er weiche Erde unter seinem Fuß. Er tastete mit der Schuhspitze herum, spürte das Seil am Fuß der Leiter, hörte die Kette rasseln. Er würde sich tief bücken müssen, um hineinzukommen, und sich so zur Zielscheibe machen für den, der da unten wartete.
Will konnte Keuchen hören und noch mehr Murmeln. Fierros Revolver war in seiner Hand. Er wusste nicht so recht, wie er dorthin gekommen war. Hier unten war es so eng, dass er nicht hinter sich zur Taschenlampe greifen konnte, und sie rutschte ihm sowieso in der Hose nach unten. Will versuchte, die Knie zu beugen, aber sein Körper gehorchte ihm nicht. Das Keuchen wurde lauter, und er erkannte, dass es aus seinem eigenen Mund kam. Er schaute hoch, sah nichts als Dunkelheit. Schweiß lief ihm in die Augen. Er hielt den Atem an und kauerte sich dann hin.
Keine Waffe knallte. Die Kehle wurde ihm nicht aufgeschlitzt. Er spürte den Luftzug vom Schacht, oder war da etwas vor seinem Gesicht? Stand da jemand vor ihm? Hatte da eben jemand die Hand vor seinem Gesicht hin und her bewegt? Wieder hörte er Bewegung, Klappern.
»Keine Bewegung«, krächzte Will. Er hielt die Waffe vor sich ausgestreckt und schwenkte sie wie ein Pendel, für den Fall, dass jemand vor ihm stand. Mit zitternder Hand griff er hinter sich nach der Taschenlampe. Das Keuchen war wieder da, das peinliche Geräusch, das durch den Hohlraum hallte.
»Nie …«, murmelte ein Mann.
Wills Hand war schweißfeucht, aber er hielt damit den gerillten Metallgriff der Taschenlampe fest umklammert. Er drückte den Daumen auf den Knopf, und das Licht ging an.

Ratten stoben auseinander – drei große, schwarze Ratten mit drallen Bäuchen und scharfen Klauen. Zwei davon gingen direkt auf Will los. Instinktiv wich er zurück und krachte gegen die Leiter, seine Füße verfingen sich in dem Seil. Er bedeckte sein Gesicht mit den Armen und spürte scharfe Klauen, die sich in seine Haut gruben, als die Ratten die Leiter hinaufkletterten. Will geriet in Panik, erkannte, dass er die Taschenlampe fallen gelassen hatte, und hob sie schnell wieder auf, um die Höhle auszuleuchten und nach anderen Bewohnern zu suchen.
Leer.
»Scheiße …« Will atmete aus und ließ sich auf den Boden sinken. Schweiß lief ihm in die Augen. Sein Arm brannte, wo die Ratten die Haut aufgeritzt hatten. Er musste den überwältigen Drang niederkämpfen, hinter ihnen her nach oben zu flüchten.
Mit der Taschenlampe suchte er nun seine Umgebung genauer ab und schreckte dadurch Schaben und andere Insekten auf. Er hatte keine Ahnung, wohin die dritte Ratte verschwunden war, und auch nicht vor, nach ihr zu suchen. Der Hauptteil der Kaverne war abgesenkt und lag etwa einen Meter tiefer als die Stelle, wo Will saß. Wer diesen Bau entworfen hatte, wusste genau, was er tat. Der abgesenkte Bereich bot einen strategischen Vorteil.
Will ließ sich langsam hinunter und hielt das Licht vor sich gerichtet, damit es nicht noch weitere Überraschungen geben würde. Der Hohlraum war größer, als er erwartet hatte. Es musste Wochen gedauert haben, ihn auszugraben, Eimer um Eimer nach draußen zu schleppen und Holz herunterzubringen, damit das Ganze nicht einstürzte.
Er schätzte, dass der Hauptraum mindestens drei Meter tief und zwei Meter breit war. Die Decke war etwa eins achtzig hoch – so hoch, dass er aufstehen konnte, wenn er den Kopf einzog, aber er wusste nicht, ob seine Knie ihn tragen würden. Die Taschenlampe konnte nicht alles auf einmal erhellen, deshalb fühlte der Raum sich noch beengter an, als er tatsächlich war. Dazu der gottlose Gestank von Georgia-Erde vermischt mit dem von Blut und Exkrementen.
An einer Wand stand eine niedrige Pritsche, die offensichtlich aus gebrauchtem Holz zusammengenagelt worden war. Auf einem Regalbrett darüber befanden sich Vorräte: Wasserkrüge, Suppendosen und Folterwerkzeuge, die Will nur aus Büchern kannte. Die Matratze

war dünn, blutfleckiger Plastikschaum quoll aus dem aufgerissenen Bezug. Auf der Oberfläche lagen Fleischbrocken, einige faulten bereits. Maden wogten wie aufgewühltes Wasser. Seilstücke lagen in Häufchen unter der Pritsche auf dem Boden, genug, um einen Menschen von Kopf bis Fuß zu umwickeln, fast wie eine Mumie. Am Holzrand der Pritsche waren tiefe Kratzspuren zu sehen. Es gab Nähnadeln, Angelhaken, Streichhölzer. Auf dem Boden sammelte sich Blut in einer Pfütze, es lief unter der Pritsche hervor wie aus einem undichten Wasserhahn.
»Gesagt …«, setzte eine Stimme an und ging dann in einem Rauschen unter. Auf einem Plastikstuhl hinten in der Höhle stand eine kleine TV-Radio-Kombination. Gebückt ging Will auf den Stuhl zu. Er schaute sich die Knöpfe an und drückte ein paar, bevor es ihm gelang, das Radio auszuschalten. Zu spät dachte er daran, dass er seine Gummihandschuhe hätte anziehen sollen.
Er folgte dem Kabel des Geräts mit dem Blick und entdeckte eine große Schiffsbatterie. Der Stecker war vom Kabel geschnitten und die nackten roten und schwarzen Drähte waren mit den Polen verbunden worden. Es gab noch andere Drähte, die in nacktem Kupferdraht endeten. Sie waren alle geschwärzt, und Will stach der vertraute Geruch von Stromverbrennungen in die Nase.
»Hey, Gomez«, rief Fierro. Seine Stimme verriet seine Nervosität.
»Die Höhle ist leer«, antwortete Will.
Fierro machte ein zögerliches Geräusch.
»Ich meine es ernst«, sagte Will. Er ging zur Öffnung zurück und legte den Kopf in den Nacken, damit er den Mann sehen konnte.
»O Gott.« Fierros Gesicht verschwand wieder, aber zuvor hatte Will gesehen, dass die Hand zum Kreuzzeichen hochgeschnellt war.
Will war selbst fast bereit zum Beten, wenn er hier nicht schnell wieder herauskam. Er leuchtete mit der Taschenlampe die Leiter hoch und sah, wo seine Sohlenabdrücke die blutigen Fußabdrücke auf den Sprossen verschmiert hatten. Will schaute hinunter auf seine abgestoßenen Schuhe, den Boden und fand dort weitere Fußabdrücke, die er verschmiert hatte. Er klemmte seine Schultern wieder in den Schacht, stellte den Fuß auf die erste Sprosse und versuchte dabei, nicht noch mehr Spuren zu verwischen. Die Spurensicherung würde nicht allzu glücklich mit ihm sein, aber jetzt konnte er nichts mehr dagegen tun,

außer sich später zu entschuldigen.
Will erstarrte. Annas Füße waren aufgeschlitzt, aber die Schnitte waren eher böse Kratzer, wie man sie bekam, wenn man auf Scharfes und Spitzes trat – Kiefernnadeln, Kletten, dornige Ranken. Deshalb hatte er ja angenommen, dass sie durch den Wald gelaufen war. Sie hatte nicht genug geblutet, um blutige Fußabdrücke zu hinterlassen, die so deutlich waren, dass er die Furchen der Sohlen in der Erde sehen konnte. Eine Hand über den Kopf gestreckt, einen Fuß auf der Leiter, stand Will da und überlegte.
Er seufzte resigniert, kroch dann wieder in den Hohlraum und leuchtete jeden Winkel der Höhle ab. Das Seil machte ihm Kopfzerbrechen, die Art, wie es offensichtlich um die Pritsche gewickelt worden war. Er stellte sich Anna vor, wie sie auf der Pritsche lag, umwickelt mit vielen Windungen des Seils, die unter der Pritsche hindurch verliefen, sodass sie bewegungsunfähig darauf gefesselt war. Er zog eines der Stücke unter dem Bett hervor. Die Enden waren sauber durchgeschnitten wie auch alle anderen. Er schaute sich um. Wo war das Messer? Wahrscheinlich bei dieser letzten, blöden Ratte.
Will hob die Matratze hoch, der Gestank ließ ihn würgen, und versuchte, nicht daran zu denken, was seine nackten Hände da berührten. Er drückte sich den Rücken seines Handgelenks auf die Nase, während er die Holzlatten wegzog, die die Matratze trugen, und er hoffte dabei inständig, dass die Ratte nicht hochsprang und ihm die Augen auskratzte. Er machte so viel Lärm, wie er konnte, und warf die Latten zu einem Haufen auf dem Boden zusammen. Hinter sich hörte er ein Quieken, und als er sich umdrehte, sah er die Ratte in einer Ecke lauern, ihre Knopfaugen reflektierten das Licht. Will hatte ein Stück Holz in der Hand, und er dachte kurz daran, es nach dem Vieh zu werfen, aber in dem beengten Raum würde er nicht gut genug zielen können. Außerdem befürchtete er, dass es die Ratte wütend machen könnte.
Er legte die Latte auf den Haufen, ließ das Tier jedoch nicht aus den Augen. Dann erregte etwas anderes seine Aufmerksamkeit. An der Unterseite der Latten waren Kratzspuren – tiefe, blutige Furchen, die nicht aussahen wie von einem Tier. Will richtete die Lampe in den Hohlraum unter dem Bett. Die Erde war noch etwa fünfzehn Zentimeter im Vergleich zum übrigen Bodenniveau abgetragen, in der gesamten

Länge und Breite der Pritsche. Will griff hinein und zog ein kleines Seilstück heraus. Wie die anderen Stücke war auch dieses durchgeschnitten worden. Im Gegensatz zu den anderen Stücken gab es hier einen intakten Knoten.
Will zog den Rest der Latten heraus. Unter dem Bett fand er vier Metallbolzen mit Ringen an den Enden, einen in jeder Ecke. An einem Ring war ein Seilstück verknotet. Helles Blut färbte das Seil. Er betastete das Seil mit seinen Fingern. Es war feucht. Etwas Scharfes zerkratzte seinen Daumen. Will beugte sich tiefer, um zu sehen, was ihn gekratzt hatte. Er packte das Seil mit den Fingernägeln und zog es straff, damit er es im Schein der Lampe besser untersuchen konnte. Galle stieg ihm in die Kehle, als er sah, was er in der Hand hielt.
»Hey!«, bellte Fierro. »Gomez? Kommen Sie hoch oder was?«
»Rufen Sie einen Suchtrupp hierher!« Will keuchte.
»Von was reden …«
Will schaute sich das abgebrochene Stück eines Zahns in seiner Hand an.
»Es gibt noch ein anderes Opfer!«

3. Kapitel

Faith saß in der Krankenhauscafeteria und dachte, dass sie sich jetzt genauso fühlte wie am Abend ihrer Mittelschul-Abschlussfeier: unerwünscht, fett und schwanger. Sie schaute den drahtigen Detective des Rockdale County an, der ihr am Tisch gegenübersaß. Mit seiner langen Nase und den fettigen, über die Ohren hängenden Haaren hatte Max Galloway die mürrische und zugleich verwirrte Miene eines Weimaraners. Außerdem war er ein schlechter Verlierer. Jeder Satz, den er zu Faith sagte, war eine Anspielung darauf, dass das GBI ihm den Fall weggenommen habe. Seine Eröffnungssalve hatte er bereits abgefeuert, als Faith ihn bat, bei der Befragung von zwei der Zeugen dabei sein zu dürfen. »Wahrscheinlich möbelt die Schlampe, für die Sie arbeiten, schon jetzt ihre Frisur für die Fernsehkameras auf.«

Faith hatte den Mund gehalten, aber sie konnte sich nicht vorstellen, dass Amanda Wagner irgendetwas aufmöbelte. Ihre Krallen schärfen, vielleicht, aber ihre Frisur war ein Kunstwerk, das sich dem Aufmöbeln widersetzte.

»Also«, sagte Galloway zu den beiden männlichen Zeugen. »Ihr Jungs seid einfach herumgefahren und habt nichts gesehen, und plötzlich sind da der Buick und das Mädchen auf der Straße.«

Faith musste sich beherrschen, um nicht die Augen zu verdrehen. Sie hatte zehn Jahre lang im Morddezernat des Atlanta Police Department gearbeitet, bevor sie Will Trents Partnerin wurde. Sie wusste, was es hieß, der Detective auf der anderen Seite des Tisches zu sein, irgendeinen arroganten Wichser vom GBI hereinmarschieren zu sehen und sich von ihm sagen lassen zu müssen, dass er den Fall besser bearbeiten könne als man selbst. Sie verstand die Verärgerung und die Frustration, behandelt zu werden wie ein unwissender Hinterwäldler mit einem dicken Brett vor dem Kopf, aber jetzt, da Faith beim GBI war, konnte sie nur noch an das Vergnügen denken, das es ihr bereiten würde, wenn sie diesen Fall diesem besonders unsympathischen, ignoranten Hinterwäldler vor der Nase wegschnappen konnte.

Fragliches Brett könnte Max Galloway durchaus tatsächlich vor dem

Kopf haben. Er befragte Rick Sigler und Jake Berman, die beiden Männer, die durch Zufall zu dem Unfall auf der Route 316 gestoßen waren, seit mindestens einer halben Stunde und hatte bis jetzt noch nicht bemerkt, dass die beiden schwul waren.
Galloway sprach nun Rick an, den Rettungssanitäter, der bei der Frau vor Ort erste Hilfe geleistet hatte. »Sie sagten, Ihre Frau ist Krankenschwester?«
Rick starrte seine Hände an. Er hatte einen Trauring aus Rotgold an seinem Finger und die schönsten, zartesten Hände, die Faith je bei einem Mann gesehen hatte. »Sie arbeitet nachts im Crawford Long.«
Faith fragte sich, wie sich die Frau wohl fühlen würde, wenn sie wüsste, dass ihr Ehemann sich mit einem Mann vergnügte, während sie sich in der Nachtschicht abrackerte.
Galloway fragte: »Was für einen Film haben Sie sich angesehen?«
Er hatte den beiden Männern diese Frage schon mindestens drei Mal gestellt, nur um immer dieselbe Antwort zu erhalten. Faith war sehr dafür, einem Verdächtigen ein Bein zu stellen, aber man musste schon intelligenter sein als eine Lagerkartoffel, um so etwas abzuziehen – diese Art von Scharfsinn besaß Max Galloway leider nicht. Für Faith wirkte die ganze Sache so, als hätten die beiden Zeugen einfach das Pech gehabt, zur falschen Zeit am falschen Ort zu sein. Das einzig Positive ihrer Verwicklung war die Tatsache, dass der Sanitäter sich um das Opfer hatte kümmern können, bis der Krankenwagen eintraf.
Rick fragte Faith: »Glauben Sie, sie kommt wieder in Ordnung?«
Faith nahm an, dass die Frau noch immer im OP war. »Ich weiß es nicht«, gab sie zu. »Sie haben allerdings alles getan, was Sie tun konnten. Das sollten Sie wissen.«
»Ich war schon bei einer Million Autounfällen.« Rick schaute wieder seine Hände an. »So etwas habe ich noch nie gesehen. Es war – es war einfach schrecklich.«
Normalerweise war Faith keine sehr seelenvolle Person, aber als Polizistin wusste sie, wann größere Weichheit angebracht war. Am liebsten hätte sie sich über den Tisch gebeugt und ihre Hände über Ricks gelegt, um ihn zu trösten und ihm zu helfen, sich zu öffnen, aber sie wusste nicht, wie Galloway darauf reagieren würde, und sie wollte sich ihn nicht noch mehr zum Feind machen, als sie es bereits getan hatte.

Galloway sagte: »Haben Sie sich vor dem Kino getroffen, oder sind Sie im selben Auto hingefahren?«
Jake, der andere Mann, rutschte auf seinem Stuhl hin und her. Er war von Anfang an sehr still gewesen, hatte nur gesprochen, wenn man ihm direkt eine Frage stellte. Er schaute immer wieder auf seine Uhr. »Ich muss jetzt los«, sagte er. »Ich muss in weniger als fünf Stunden aufstehen, um zur Arbeit zu gehen.«
Faith schaute auf die Uhr an der Wand. Sie hatte gar nicht mitbekommen, dass es schon fast ein Uhr morgens war, wahrscheinlich weil die Insulinspritze ihr auf sonderbare Art neue Kraft verliehen hatte. Will war vor zwei Stunden gegangen, nachdem er ihr kurz berichtet hatte, was passiert war. Dann war er zum Tatort gerast, bevor sie ihm anbieten konnte, mit ihm zu kommen. Er war hartnäckig, und Faith wusste, er würde einen Weg finden, um diesen Fall zu bekommen. Sie würde nur gerne wissen, was ihn so lange aufhielt.
Galloway schob den beiden Männern Block und Stift zu. »Geben Sie mir alle Ihre Telefonnummern.«
Aus Ricks Gesicht wich die Farbe. »Nur mein Handy anrufen. Bitte. Rufen Sie mich nicht in der Arbeit an.« Er schaute nervös zu Faith, dann wieder zu Galloway. »Es wird dort nicht gern gesehen, wenn man persönliche Anrufe bekommt. Ich bin den ganzen Tag mit dem Krankenwagen unterwegs. Okay?«
»Klar.« Max lehnte sich zurück, verschränkte die Arme und starrte Faith an. »Haben Sie das gehört, Geier?«
Faith schenkte dem Mann ein dünnes Lächeln. Unverblümten Hass konnte sie ertragen, aber diese passiv-aggressive Scheiße kostete sie ihren letzten Nerv.
Sie zog zwei Visitenkarten heraus und gab jedem Mann eine. »Bitten rufen Sie mich an, wenn Ihnen sonst noch etwas einfällt. Auch etwas, das Ihnen unwichtig erscheint.«
Rick nickte und steckte sich die Karte in die Gesäßtasche. Jake behielt seine in der Hand, und Faith stellte sich vor, dass er sie in den nächsten Mülleimer werfen würde, den er sah. Faith hatte den Eindruck, dass die beiden Männer sich nicht besonders gut kannten. Bei Details über ihre Freundschaft waren sie ziemlich vage geblieben, aber beide zeigten eine entwertete Kinokarte, als man sie danach fragte. Wahrscheinlich hatten

sie sich im Kino kennengelernt und dort beschlossen, irgendwo hinzugehen, wo sie ungestört waren.
Ein Handy spielte die ersten Takte von *»Battle Hymn of the Republic«*. Als Galloway sein Gerät aufklappte und »Ja?« sagte, korrigierte Faith sich und dachte, dass es wohl eher der Schlachtgesang der University of Georgia war.
Jake stand auf, und Galloway nickte ihm zu, als hätte der Mann um die Erlaubnis zu gehen gebeten und sie sei ihm gewährt worden.
»Vielen Dank«, sagte Faith zu den beiden Männern. »Bitte rufen Sie mich an, wenn Ihnen noch irgendwas einfällt.«
Jake war bereits halb bei der Tür, aber Rick zögerte noch. »Tut mir leid, dass ich keine große Hilfe war. Es war viel los, und …« Tränen traten ihm in die Augen. Offensichtlich verfolgte ihn das Geschehene noch immer.
Faith legte ihm die Hand auf den Arm und sagte leise: »Es ist mir wirklich egal, was ihr Jungs da draußen getrieben habt.« Rick errötete. »Das geht mich nichts an. Ich will einzig und allein herausfinden, wer dieser Frau das angetan hat.«
Er wandte den Blick ab. Faith wusste sofort, dass sie ihn genau in die falsche Richtung gedrängt hatte.
Rick nickte knapp und mied weiter ihren Blick. »Tut mir leid, dass ich Ihnen nicht mehr helfen kann.«
Faith sah ihm nach, wie er das Zimmer verließ, und hätte sich am liebsten selbst in den Hintern getreten. Hinter sich hörte sie Galloway mehrmals fluchen. Sie drehte sich um, als er so heftig vom Tisch aufstand, dass sein Stuhl umfiel. »Ihr Partner ist ein gottverdammter Wahnsinniger. Ein hundertprozentiger.«
Faith musste ihm da zustimmen – Will würde nie etwas nur zur Hälfte machen –, aber sie hatte noch nie schlecht über ihren Partner gesprochen, außer mit ihm selbst. »Ist das nur eine Beobachtung, oder wollen Sie mir etwas sagen?«
Galloway riss das Blatt mit den Telefonnummern vom Block und klatschte es auf den Tisch. »Sie haben Ihren Fall.«
»Was für eine überraschende Wendung.« Faith ließ ein Grinsen aufblitzen und gab ihm eine Karte. »Wenn Sie bitte alle Zeugenaussagen und vorläufigen Berichte an mein Büro faxen könnten. Die Nummer

steht ganz unten.«
Er schnappte sich die Karte, stieß beim Hinausgehen an den Tisch und murmelte: »Lächle nur weiter, du Schlampe.«
Faith bückte sich und hob den Stuhl wieder auf, und beim Aufrichten wurde es ihr leicht schwindelig. Die diabetesberatende Krankenschwester war eher Letzteres als Ersteres gewesen, und Faith wusste noch immer nicht so recht, was sie mit all den Diabetes-Instrumenten und -Artikeln tun sollte. Sie hatte Notizen, Formulare, ein Protokollheft und alle möglichen Testergebnisse, die sie morgen ihrer Ärztin geben sollte. Für sie ergab das alles keinen Sinn. Aber vielleicht war sie einfach zu schockiert, um das alles zu verarbeiten. Sie war schon immer gut im Rechnen gewesen, aber bei dem Gedanken, ihr Essen abzuwiegen und ihre Insulinmenge zu berechnen, schwirrte ihr der Kopf.
Der letzte Schlag war das Ergebnis des Schwangerschaftstests gewesen, den man freundlicherweise an die anderen Ergebnisse ihrer Blutuntersuchung angeheftet hatte. Faith hatte sich immer an die Hoffnung geklammert, dass diese frei verkäuflichen Schwangerschaftstests vielleicht ungenau waren, alle drei. Wie exakt konnte etwas sein, auf das man pinkeln musste? Sie hatte geschwankt zwischen dem Gedanken, sie sei schwanger, und dem Gedanken, sie hätte einen Magentumor, und sie hatte nicht so recht gewusst, was ihr lieber wäre. Als die Krankenschwester ihr freudestrahlend sagte: »Sie bekommen ein Baby!«, hatte Faith sich gefühlt, als würde sie gleich wieder ohnmächtig werden.
Doch im Augenblick konnte sie rein gar nichts dagegen tun. Sie setzte sich wieder an den Tisch und starrte Rick Siglers und Jake Bermans Telefonnummern an. Sie war sich ziemlich sicher, dass Jakes Nummer falsch war, aber sie war kein Neuling in diesem Spiel. Max Galloway war verärgert gewesen, als sie die Männer um ihre Führerscheine gebeten und die Information in ihr Notizbuch geschrieben hatte. Allerdings war Galloway auch kein totaler Idiot. Sie hatte gesehen, wie auch er sich die Telefonnummern notierte, als er mit dem Handy telefonierte. Bei dem Gedanken, dass Galloway sie um Jake Bermans persönliche Daten bitten musste, grinste Faith.
Sie schaute noch einmal auf die Uhr und fragte sich, wo die Coldfields

blieben. Galloway hatte Faith gesagt, man habe das Paar aufgefordert, sofort nach ihrer Entlassung aus der Notaufnahme in die Cafeteria zu kommen, aber das Paar schien sich sehr viel Zeit zu lassen. Faith hätte auch gern gewusst, was Will getan hatte, damit Galloway ihn einen Wahnsinnigen nannte. Sie wäre die Erste, die zugeben würde, dass ihr Partner alles andere als konventionell war. Er hatte auf jeden Fall seine ganz eigene Art, Dinge zu tun, aber Will Trent war der beste Polizist, mit dem Faith je gearbeitet hatte – auch wenn er die sozialen Fähigkeiten eines ungeschickten Kleinkinds hatte. So hätte Faith zum Beispiel gerne selbst von ihrem Partner gehört, dass man ihnen den Fall zugewiesen hatte, anstatt es von einem Inzucht-Weimaraner aus dem Rockdale County zu erfahren.

Vielleicht war es besser, dass sie jetzt ein bisschen Zeit hatte, bevor sie mit Will redete. Sie hatte keine Ahnung, wie sie erklären sollte, warum sie auf dem Gerichtsparkplatz ohnmächtig geworden war, ohne ihm wirklich die Wahrheit zu sagen.

Sie stöberte in der Plastiktüte mit den Diabetesartikeln, zog die Broschüre heraus, die die Krankenschwester ihr gegeben hatte, und hoffte, dass sie sich diesmal darauf würde konzentrieren können. Faith kam nicht viel weiter als bis: »Nun, Sie haben Diabetes«, bevor sie sich wieder einmal sagte, dass da irgendein Fehler passiert sein musste. Nach der Insulinspritze hatte sie sich besser gefühlt, vielleicht hatten aber auch die paar Minuten Liegen den Ausschlag gegeben. Hatte sie überhaupt eine diabetische Vorgeschichte in der Familie? Sie sollte ihre Mutter anrufen, aber sie hatte Evelyn ja nicht einmal gesagt, dass sie schwanger war. Außerdem war die Frau auf Urlaub in Mexiko, ihr erster Urlaub seit Jahren. Faith wollte sicher sein, dass ihre Mutter medizinische Versorgung in Reichweite hatte, wenn sie es ihr sagte.

Der Mensch, den sie wirklich anrufen sollte, war ihr Bruder. Captain Zeke Mitchell war Chirurg bei der Air Force und in Landshut, Deutschland, stationiert. Als Arzt würde er alles über ihren Zustand wissen, was vermutlich der Grund war, warum sie davor zurückschreckte, sich an ihn zu wenden. Als die vierzehnjährige Faith verkündet hatte, dass sie schwanger war, hatte Zeke eben das letzte Highschool-Jahr begonnen. Seine Kränkung und Demütigung hatte vierundzwanzig Stunden am Tag und sieben Tage die Woche angehalten.

Zu Hause musste er zusehen, wie seine Schlampe von einer Teenager-Schwester anschwoll wie ein Heißluftballon, außerhalb musste er sich die derben Witze anhören, die seine Freunde über sie rissen. Kein Wunder, dass er direkt nach der Highschool zum Militär gegangen war.
Dann war da noch Jeremy. Faith hatte keine Ahnung, wie sie ihm sagen sollte, dass sie schwanger war. Er war achtzehn, so alt wie Zeke gewesen war, als sie sein Leben zerstört hatte. Wenn Jungs schon nicht wissen wollten, dass ihre Schwestern Sex hatten, dann wollten sie es mit Sicherheit auch nicht von ihren Müttern wissen.
Faith hatte den Großteil ihres Erwachsenwerdens mit Jeremy verbracht, und jetzt, da er im College war, verwandelte sich ihre Beziehung zu einer entspannten Gemeinschaft, in der sie wie Erwachsene miteinander reden konnten. Natürlich blitzten noch manchmal Bilder ihres Sohns als Kind vor ihr auf – die Decke, die er früher überall mit sich herumschleppte, wie er sie beständig fragte, wann er für sie zu schwer zum Herumtragen sein würde –, aber sie hatte sich endlich mit der Tatsache abgefunden, dass ihr kleiner Junge nun ein erwachsener Mann war. Wie konnte sie ihrem Sohn den Boden unter den Füßen wegziehen, jetzt, da er sein Leben gefunden hatte? Und es ging ja nicht mehr nur darum, dass sie schwanger war. Sie hatte eine *Krankheit.* Sie hatte etwas, das in der Familie weitergegeben werden konnte. Jeremy konnte anfällig dafür sein. Er hatte eine Freundin. Faith wusste, dass sie Sex miteinander hatten. Jeremys Kinder konnten wegen Faith zu Diabetikern werden.
»O Gott«, murmelte sie. Es war nicht der Diabetes, sondern der Gedanke, dass sie Großmutter sein konnte, bevor sie vierunddreißig Jahre alt wurde.
»Wie fühlen Sie sich?«
Als Faith den Kopf hob, sah sie Sara Linton mit einem Tablett voller Essen vor sich stehen.
»Alt.«
»Nur wegen der Broschüre?«
Faith hatte vergessen, dass sie die noch in der Hand hatte. Sie deutete auf einen freien Stuhl an ihrem Tisch. »Um ehrlich zu sein, ich habe eben Ihre medizinischen Fähigkeiten in Zweifel gezogen.«
»Da wären Sie nicht die Erste.« Sara sagte es wehmütig, und Faith fragte sich nicht zum ersten Mal, was diese Ärztin für eine Geschichte hatte.

»Mein Verhalten vorher hätte besser sein können.«
Faith konnte ihr nicht widersprechen. In der Notaufnahme hatte sie Sara Linton vom ersten Augenblick an hassen wollen, ganz einfach deshalb, weil sie der Typ Frau war, den man von Anfang an hassen wollte: groß und schlank mit großspurigem Auftreten, langen, kastanienbraunen Haaren und dieser außerordentlichen Schönheit, wegen der Männer über die eigenen Füße stolperten, wenn sie einen Raum betrat. Es machte die Sache auch nicht besser, dass die Frau offensichtlich intelligent und erfolgreich war, und Faith hatte genau diese spontane Antipathie gespürt, die sie in der Highschool empfunden hatte, wenn die Cheerleader vorbeigehüpft waren. Sie hatte sich eingebildet, eine neue Charakterstärke, ein Reifungsprozess hätte ihr gestattet, dieses kindische Gefühl hinter sich zu lassen, tatsächlich aber fiel es Faith einfach nur schwer, eine Frau zu hassen, die Witwe war, vor allem die Witwe eines Polizisten.
Sara fragte: »Haben Sie seit unserem Gespräch irgendetwas gegessen?«
Faith schüttelte den Kopf und schaute hinunter auf das Menü der Ärztin: Ein vertrocknetes Stück gebratenen Hähnchens auf einem verwelkten Salatblatt und etwas, das Gemüse hätte sein können oder auch nicht. Mit Plastikmesser und -gabel schnitt Sara in das Hähnchen. Zumindest versuchte sie, es zu schneiden. Letztendlich war es mehr ein Reißen. Sie nahm sich das Brötchen vom Brotteller und gab Faith das Hähnchen.
»Danke«, murmelte Faith und dachte, dass die Schokotörtchen, die sie beim Hereinkommen bemerkt hatte, viel appetitlicher ausgesehen hatten.
Sara fragte: »Sind Sie offiziell für diesen Fall zuständig?«
Faith überraschte die Frage, andererseits hatte Sara das Opfer versorgt, da musste sie zwangsläufig neugierig sein. »Will hat es geschafft, ihn zu uns zu holen.« Sie kontrollierte das Signal ihres Handys und fragte sich, warum er noch nicht angerufen hatte.
»Ich bin mir sicher, die Ortspolizei hat Ihnen das Feld nicht gerne überlassen.«
Faith lachte und dachte, dass Saras Ehemann wahrscheinlich ein guter Polizist gewesen war. Auch Faith war eine gute Polizistin, und sie wusste, es war ein Uhr morgens und Sara hatte bereits vor sechs Stunden gesagt, dass ihre Schicht vorüber sei. Faith musterte die Ärztin. Sara strahlte das unmissverständliche Glühen eines Adrenalin-Junkies aus. Sie

war wegen Informationen hier.
Nun sagte Sara: »Ich habe Henry Coldfield behandelt, den Fahrer.« Bis jetzt hatte sie noch nichts gegessen, aber sie war in die Cafeteria gekommen, um Faith zu finden, und nicht, um ein Stück Hähnchen zu essen, das bei Nixons Rücktritt geschlüpft war. »Der Airbag hat seine Brust gequetscht, und seine Frau brauchte ein paar Stiche an der Hand, ansonsten aber geht es beiden gut.«
»Die beiden sind der Grund, warum ich noch hier bin.« Faith schaute wieder auf die Uhr. »Sie sollten sich eigentlich hier unten mit mir treffen.«
Sara schaute verwirrt drein. »Sie fuhren vor mindestens einer halben Stunde mit ihrem Sohn weg.«
»Was?«
»Ich habe sie mit diesem Detective mit den fettigen Haaren sprechen sehen.«
»Scheißkerl.« Kein Wunder, dass Max Galloway so selbstgefällig ausgesehen hatte, als er die Cafeteria verließ. »Tut mir leid«, sagte Faith. »Einer der Örtlichen ist schlauer, als ich dachte. Er hat mich zum Narren gehalten.«
»Coldfield ist ein ungewöhnlicher Name«, sagte Sara. »Ich bin mir sicher, Sie finden sie im Telefonbuch.«
Faith hoffte es, denn sie hatte keine Lust, zu Max Galloway zurückzukriechen und ihm die Befriedigung zu geben, ihr gnädigerweise die Informationen zukommen zu lassen.
Sara bot an: »Ich könnte Ihnen Adresse und Telefonnummer aus den Krankenhausaufnahmeformularen heraussuchen.«
Faith überraschte das Angebot, denn normalerweise war für so etwas ein richterlicher Beschluss nötig. »Das wäre super.«
»Kein Problem.«
»Es ist, äh …« Faith biss sich auf die Zunge, damit sie der Frau nicht sagte, dass das eigentlich ein Gesetzesverstoß war. »Will hat mir gesagt, Sie haben an dem Opfer gearbeitet, als es gebracht wurde.«
»Anna«, sagte Sara. »Zumindest habe ich sie so verstanden.«
Faith wagte sich vor. Will hatte ihr die grausigen Details noch nicht berichtet. »Was hatten Sie für einen Eindruck?«
Sara lehnte sich zurück und verschränkte die Arme. »Sie zeigte

Symptome extremer Unterernährung und Dehydrierung. Ihr Zahnfleisch war weiß, die Adern kollabiert. Aufgrund der Art der Abheilung und der Blutgerinnung würde ich annehmen, dass ihr die Wunden im Verlauf eines gewissen Zeitraums beigebracht wurden. Hand- und Fußgelenke zeigten Fesselspuren. Sie wurde vaginal und anal penetriert, es gab Hinweise darauf, dass ein stumpfer Gegenstand benutzt wurde. Ich konnte vor der Operation keine komplette Vergewaltigungsanalyse vornehmen, aber ich habe sie untersucht, so gut ich konnte. Unter ihren Fingernägeln fand ich einige Holzsplitter, die sich Ihr Labor anschauen sollte – vom ersten Augenschein her nicht von einer Spanplatte, aber das müssen Ihre Jungs bestätigen.«

Sie klang, als würde sie eine Aussage vor Gericht machen. Jede Beobachtung hatte stützende Indizien, jede Vermutung war als Vermutung formuliert. Faith fragte: »Was glauben Sie, wie lange wurde sie gefangen gehalten?«

»Mindestens vier Tage. Ausgehend vom Grad ihrer Unterernährung könnten es aber auch eine Woche bis zehn Tage gewesen sein.«

Faith wollte lieber nicht darüber nachdenken, dass die Frau vielleicht zehn Tage lang gequält worden war. »Wie können Sie bei den vier Tagen so sicher sein?«

»Der Schnitt an der Brust hier«, sagte Sara und deutete seitlich auf ihre Brust. »Er war tief, bereits septisch, mit Hinweisen auf Insektenaktivität. Sie müssen mit einem Entomologen reden, um die Verpuppung genau zu bestimmen – den Entwicklungsgrad eines Insekts –, aber angesichts dessen, dass sie noch lebte, dass ihr Körper relativ warm war und es frisches Blut als Nahrung für die Insekten gab, ist vier Tage eine solide Vermutung.« Dann fügte sie noch hinzu: »Ich kann mir nicht vorstellen, dass wir es schaffen werden, das Gewebe zu erhalten.«

Faith presste die Lippen fest zusammen und verkniff es sich, die Hand auf die eigene Brust zu legen. Wie viele Teile von einem selbst konnte man verlieren und trotzdem weitermachen?

Sara redete weiter, obwohl Faith sie nicht gedrängt hatte. »Die elfte Rippe, hier« – sie berührte ihren Bauch – »das war relativ frisch, heute am Morgen oder gestern spät, und es wurde mit Präzision gemacht.«

»Chirurgischer Präzision?«

»Nein.« Sie schüttelte den Kopf. »Mit Selbstbewusstsein. Es gab keine

Spuren des Zögerns, keine Testschnitte. Die Person wusste ziemlich genau, was sie da tat.«
Faith fand, dass auch die Ärztin ziemlich selbstbewusst war. »Was glauben Sie, wie es gemacht wurde?«
Sara holte ihren Rezeptblock heraus und zeichnete einige geschwungene Linien, die erst einen Sinn ergaben, als sie erklärte: »Die Rippen sind paarweise von oben nach unten nummeriert, zwölf auf jeder Seite, rechts und links.« Sie klopfte mit ihrem Stift auf die Linien. »Nummer eins sitzt direkt unter dem Schlüsselbein, und zwölf ist die Letzte hier.« Sie schaute hoch, um sich zu versichern, dass Faith ihr folgen konnte. »Nun, elf und zwölf hier werden als ›schwimmende‹ Rippen bezeichnet, weil sie keine anteriore Verbindung haben. Sie sind nur hinten verbunden, nicht vorn.« Sie zog eine gerade Linie, um das Rückgrat anzudeuten. »Die oberen sieben Rippen sind hinten mit der Wirbelsäule und vorn mit dem Brustbein verbunden – wie eine große Sichel. Die nächsten drei Reihen sind nur mit den Rippen darüber verbunden. Man nennt sie falsche Rippen. Das alles ist sehr elastisch, damit man atmen kann, und das ist auch der Grund, warum es so schwierig ist, mit einem direkten Schlag eine Rippe zu brechen – sie geben ziemlich nach.«
Faith beugte sich vor, sie hing ihr förmlich an den Lippen. »Das wurde also von jemandem mit medizinischem Wissen gemacht?«
»Nicht unbedingt. Man kann die eigenen Rippen mit den Fingern abtasten und weiß dann, wo sie im Körper sind.«
»Aber trotzdem …«
»Sehen Sie.« Sie setzte sich aufrecht hin, hob den rechten Arm und drückte sich die Finger der linken Hand in die Flanke. »Sie fahren mit der Hand an der hinteren Axillarlinie entlang, bis Sie die Spitze der Rippe spüren – die elfte, mit der zwölften ein Stückchen weiter hinten.« Sie nahm das Plastikmesser zur Hand. »Man sticht das Messer in die Haut und schneidet an der Rippe entlang – die Spitze der Klinge könnte zur Führung sogar über den Knochen schaben. Dann schiebt man Fett und Muskelgewebe zurück, löst die Rippe vom Wirbel, reißt sie ab oder sonst wie, und dann nimmt man sie fest in die Hand und zieht sie heraus.«
Faith bekam bei dem Gedanken ein flaues Gefühl im Magen.
Sara legte das Messer weg. »Ein Jäger würde das in weniger als einer

Minute schaffen, aber im Prinzip kann jeder herausfinden, wie das geht. Es ist keine Präzisionschirurgie. Ich bin mir sicher, mit Google finden Sie eine bessere Zeichnung als die, die ich gemacht habe.«
»Ist es möglich, dass diese Rippe überhaupt nie da war?«
»Ein kleiner Teil der Bevölkerung wird mit einem Rippenpaar weniger geboren, aber die Mehrheit von uns hat vierundzwanzig.«
»Ich dachte, den Männern fehlt eine Rippe?«
»Sie meinen, wegen Adam und Eva?« Ein Lächeln umspielte Saras Lippen, und Faith hatte das Gefühl, die Frau musste sich Mühe geben, um sie nicht auszulachen. »Ich würde nicht alles glauben, was man Ihnen in der Sonntagsschule beigebracht hat, Faith. Wir alle haben dieselbe Anzahl von Rippen.«
»Na, da komme ich mir jetzt nicht blöd vor.« Es war keine Frage. »Aber Sie sind sich ganz sicher, diese Rippe wurde entfernt?«
»Herausgerissen. Sehnen und Muskel wurden zerrissen. Das war heftige Gewalteinwirkung.«
»Sie scheinen viel darüber nachgedacht zu haben.«
Sara zuckte die Achseln, als wäre das nur das Ergebnis normaler Neugier. Sie nahm wieder Messer und Gabel zur Hand – und legte das Besteck dann wieder weg. Sie lächelte merkwürdig, fast verlegen. »In meinen früheren Leben war ich Coroner.«
Faith merkte, wie ihr vor Überraschung der Mund aufklappte. Die Ärztin hatte es auf dieselbe Art gesagt, wie man jemandem ein akrobatisches Talent oder eine Jugendsünde anvertrauen würde. »Wo?«
»Im Grant County. Das ist ungefähr vier Stunden von hier entfernt.«
»Noch nie davon gehört.«
»Na ja, das liegt deutlich unter der Mückenlinie«, gab Sara zu. Sie stützte die Ellbogen auf den Tisch, und ihre Stimme klang leicht wehmütig, als sie fortfuhr: »Ich nahm den Job an, damit ich meinen Partner aus unserer gemeinsamen Pädiatrie-Praxis herauskaufen konnte. Zumindest redete ich mir das ein. Tatsächlich war ich aber einfach nur gelangweilt. Man kann nur soundso viele Impfungen verabreichen und soundso viele Pflaster auf offene Knie kleben, bis man den Verstand verliert.«
»Kann ich mir vorstellen«, murmelte Faith, doch insgeheim fragte sie sich, was beunruhigender war: Dass die Ärztin, die bei ihr Diabetes

diagnostiziert hatte, Kinderärztin war oder dass sie Coroner war.
»Ich bin froh, dass Sie bei diesem Fall mitarbeiten«, sagte Sara. »Ihr Partner ist …«
»Seltsam?«
Sara warf ihr einen Blick zu. »Ich wollte eigentlich ›intensiv‹ sagen.«
»Er ist ziemlich gehetzt«, gab Faith zu und dachte, es war das erste Mal, seit sie Will Trent kennengelernt hatte, dass der erste Eindruck eines Fremden so wohlwollend war. Normalerweise musste man sich an ihn erst gewöhnen wie an grauen Star oder Gürtelrose.
»Er machte einen sehr mitfühlenden Eindruck.« Sara hob die Hand, um jeden Protest abzuwehren. »Nicht, dass Polizisten nicht mitfühlend sind, aber normalerweise zeigen sie es nicht.«
Faith konnte nur nicken. Will zeigte selten Gefühle, aber sie wusste, dass Folteropfer ihm sehr zu Herzen gingen. »Er ist ein guter Polizist.«
Sara schaute auf ihr Tablett hinunter. »Ich habe eigentlich gar keinen Hunger.«
»Ich glaube nicht, dass Sie gekommen sind, um zu essen.«
Sie errötete, weil man sie durchschaut hatte.
»Schon gut«, beruhigte Faith sie. »Aber wenn Sie mir noch immer die Informationen über die Coldfields geben wollen …«
»Natürlich.«
Faith zog eine Visitenkarte aus der Tasche. »Meine Handynummer steht hintendrauf.«
»Okay.« Mit entschlossener Miene las sie die Nummer, und Faith sah, sie wusste nicht nur, dass es eine Gesetzesübertretung war, sondern es war ihr auch egal. »Noch was …« Sara schien unschlüssig, ob sie reden sollte oder nicht. »Ihre Augen. Das Weiße zeigte Einblutungen, aber es gab keine sichtbaren Hinweise auf Strangulation. Ihre Pupillen konnten nicht fokussieren. Es könnte von den Verletzungen herrühren oder etwas Neurologisches sein, aber ich bin mir nicht sicher, ob sie überhaupt etwas sah.«
»Das könnte erklären, warum sie mitten auf der Straße gelaufen ist.«
»Wenn man sich überlegt, was sie durchgemacht hat …« Sara beendete den Satz nicht, aber Faith wusste genau, was sie meinte. Man musste kein Arzt sein, um zu verstehen, dass eine Frau, die durch diese Hölle gegangen war, mit Absicht vor ein fahrendes Auto lief.

Sara steckte sich Faiths Karte in ihre Manteltasche. »Ich rufe Sie in ein paar Minuten an.«
Faith sah ihr nach und fragte sich, wie, um alles in der Welt, Sara Linton im Grady Hospital hatte landen können. Sara konnte nicht mehr als vierzig Jahre alt sein, aber die Notaufnahme war etwas für junge Leute, die schreiend davonrannten, bevor sie dreißig wurden.
Sie kontrollierte noch einmal ihr Handy. Alle sechs Balken leuchteten, was bedeutete, dass das Signal stark und klar war. Vielleicht hat Will ja einen guten Grund, warum er nicht anrief. Vielleicht war sein Handy mal wieder kaputtgegangen. Andererseits hatte jeder Polizist vor Ort mit Sicherheit ein Handy, vielleicht war er deshalb wirklich ein Arschloch.
Als sie vom Tisch aufstand und zum Parkplatz ging, dachte Faith daran, dass ja auch sie selbst Will anrufen könnte, aber es gab einen Grund, warum Faith zum zweiten Mal in weniger als zwanzig Jahren schwanger und unverheiratet war, und dieser Grund war nicht, dass sie die Kommunikation mit den Männern in ihrem Leben so gut beherrschte.

4. Kapitel

Will stand am Eingang der Höhle und ließ einen Satz Scheinwerfer an einem Seil hinunter, damit Charlie Reed zur Spurensicherung mehr hatte als nur eine Taschenlampe. Will war nass bis auf die Knochen, obwohl es vor einer halben Stunde aufgehört hatte zu regnen. Je näher die Morgendämmerung rückte, umso kühler wurde es, aber er würde lieber auf dem Deck der *Titanic* stehen, als noch einmal in dieses Loch zu kriechen.

Die Scheinwerfer trafen auf dem Boden auf, und er sah ein Paar Hände sie in die Kaverne ziehen. Will kratzte sich die Arme. Sein weißes Hemd zeigte blutige Flecken an Stellen, wo die Ratten ihre Krallen in ihn geschlagen hatten, und er fragte sich, ob das Jucken ein Anzeichen für Tollwut war. Es war eine Frage, die er normalerweise Faith stellen würde. Aber er wollte sie nicht damit belästigen. Sie hatte furchtbar ausgesehen, als er das Krankenhaus verlassen hatte, und hier konnte sie nichts tun, außer neben ihm im Regen zu stehen. Er würde ihr morgen früh alles Wesentliche berichten, nachdem sie sich gut ausgeschlafen hatte. Wenigstens einer von ihnen sollte ausgeruht sein, wenn sie die Ermittlungen begannen.

Über ihm schwirrte ein Helikopter, das Knattern vibrierte in seinen Ohren. Die Besatzung suchte mit Infrarotkameras nach dem zweiten Opfer. Die Suchtrupps waren stundenlang unterwegs gewesen und hatten die Gegend in einem Zwei-Meilen-Radius sehr sorgfältig durchkämmt. Barry Fielding war mit seinen Hunden gekommen, und in der ersten halben Stunde hatten die Tiere halb durchgedreht, dann aber die Spur verloren. Uniformierte des Rockdale County durchsuchten die Umgebung systematisch anhand eines Gitternetzes, hielten Ausschau nach weiteren unterirdischen Höhlen und Hinweisen auf eine mögliche Flucht der anderen Frau.

Vielleicht hatte sie aber gar nicht fliehen können. Vielleicht hatte ihr Peiniger sie gefunden, bevor sie Hilfe erhalten konnte. Vielleicht war sie schon vor Tagen oder Wochen gestorben. Oder sie hatte überhaupt nie existiert. Im Verlauf der Suche bekam Will den Eindruck, dass die

Polizisten sich gegen ihn wandten. Einige von ihnen glaubten nicht, dass es ein zweites Opfer gab. Einige glaubten, Will jagte sie nur deshalb durch den eiskalten Regen, weil er zu dumm war, um einzusehen, dass er sich geirrt hatte.
Es gab nur eine Person, die Aufklärung liefern konnte, aber sie war noch immer im OP im Grady Hospital und kämpfte um ihr Leben.
Normalerweise war der erste Schritt in einem Entführungs- oder Mordfall, das Leben des Opfers unter dem Mikroskop zu betrachten. Doch außer der Annahme, dass ihr Vorname Anna war, wussten sie rein gar nichts über die Frau. Morgen früh würde Will sich alle Vermisstenmeldungen aus der Region besorgen, aber die würden in die Hunderte gehen, und das auch noch ohne die aus Atlanta selbst, wo pro Tag etwa zwei Personen verschwanden. Wenn das Opfer aus einem anderen Staat kam, würde der Papierkram exponentiell anwachsen. Pro Jahr wurden dem FBI über eine Viertelmillion Fälle gemeldet. Erschwerend kam hinzu, dass die Fallunterlagen selten aktualisiert wurden, wenn man die Vermissten fand.
Wenn Anna bis zum Morgen noch nicht wach war, würde Will einen Techniker ins Krankenhaus schicken, um ihr die Fingerabdrücke abzunehmen. Das war, was ihre Identifizierung anging, allerdings nur ein Schuss ins Blaue. Wenn sie nicht wegen eines Verbrechens verhaftet worden war, wären ihre Abdrücke nicht gespeichert. Dennoch war schon mehr als ein Fall durch die sture Durchführung von Routinemaßnahmen gelöst worden. Will wusste seit Langem, dass auch eine winzige Chance eine Chance war.
Die Leiter an der Öffnung des Schachts schwankte, und Will hielt sie fest, während Charlie Reed nach oben kletterte. Die Wolken waren zusammen mit dem Regen verschwunden, jetzt fiel Mondlicht auf sie herab. Obwohl der Wolkenbruch aufgehört hatte, tropfte es noch hin und wieder von den Bäumen, was klang, als würde eine Katze schmatzen. Alles im Wald hatte eine merkwürdige, bläuliche Tönung, und es war jetzt so hell, dass Will Charlie auch ohne Taschenlampe sehen konnte. Der Spurensicherungstechniker streckte die Hand nach oben und ließ eine große Beweismitteltüte Will vor die Füße fallen, bevor er herausstieg.
»Scheiße«, fluchte Charlie. Sein weißer Overall war

schlammverschmiert. Er zog den Reißverschluss auf, sobald er auf dem Waldboden stand, und Will sah, dass ihm das schweißnasse T-Shirt auf der Brust klebte.
Will fragte: »Alles in Ordnung?«
»Scheiße«, wiederholte Charlie und wischte sich mit dem Unterarm über die Stirn. »Ich kann nicht glauben … O Gott, Will.« Er beugte sich vor und stützte die Hände auf die Knie. Er atmete schwer, obwohl er durchtrainiert und die Kletterei nicht sehr anstrengend war. »Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll.«
Will kannte das Gefühl.
»Da sind Folterinstrumente …« Charlie wischte sich mit dem Handrücken über den Mund. »Solche Sachen habe ich bis jetzt nur im Fernsehen gesehen.«
»Es gab ein zweites Opfer«, sagte Will und hob am Ende des Satzes die Stimme, damit Charlie seine Aussage als Beobachtung verstand, die eine Bestätigung benötigte.
»Ich kann mir auf gar nichts da unten einen Reim machen.« Charlie kauerte sich hin und stützte den Kopf in die Hände. »So was habe ich noch nie gesehen.«
Will kniete sich neben ihn. Er nahm die Beweismitteltüte in die Hand. »Was ist das?«
Charlie schüttelte den Kopf. »Ich habe sie zusammengerollt in einer Blechdose neben dem Stuhl gefunden.«
Will strich die Tüte auf seinen Beinen glatt und untersuchte mit der Stablampe aus Charlies Koffer den Inhalt. Es waren mindestens fünfzig Blatt Notizpapier. Jedes Blatt war vorn und hinten mit Bleistift beschrieben. Mit zusammengekniffenen Augen starrte Will die Zeilen an und versuchte, die Schrift zu entziffern. Lesen war noch nie seine Stärke gewesen. Die Buchstaben vermischten und verdrehten sich immer vor seinen Augen. Manchmal verschwammen sie so sehr miteinander, dass ihm schwindelig wurde, wenn er versuchte, die Bedeutung des Geschriebenen zu verstehen.
Charlie wusste nichts von Wills Problemen. Will versuchte, ihm ein paar Informationen zu entlocken, und fragte: »Für was halten Sie diese Notizen?«
»Es ist verrückt, nicht?« Charlie strich sich mit Daumen und Zeigefinger

über seinen Schnurrbart, eine nervöse Angewohnheit, die sich bei ihm nur in Stresssituationen bemerkbar machte. »Ich glaube, ich kann da nicht mehr runtergehen.« Er hielt inne und schluckte schwer. »Es fühlt sich einfach … böse an, wissen Sie? Schlicht und einfach *böse.*«
Will hörte Laub rascheln und Zweige brechen. Als er sich umdrehte, sah er Amanda Wagner durch den Wald stapfen. Sie war eine ältere Frau, wahrscheinlich in den Sechzigern. Sie bevorzugte strenge, einfarbige Kostüme mit Röcken bis unters Knie und Strümpfen, die erstaunlich wohlgeformte Waden zeigten für eine Frau, die Will oft für den Antichrist hielt. Ihre hohen Absätze sollten ihr das Gehen im Wald eigentlich erschweren, aber wie bei den meisten Hindernissen meisterte Amanda auch das Terrain mit stählerner Entschlossenheit.
Beide Männer richteten sich auf, als sie näher kam.
Wie üblich hielt sie sich nicht lange mit Höflichkeiten auf. »Was ist das?« Sie streckte die Hand nach der Beweismitteltüte aus. Im Gegensatz zu Faith war Amanda die einzige Person im Büro, die Bescheid wusste über Wills Leseschwierigkeiten, wobei sie sie zugleich akzeptierte und kritisierte. Will richtete die Stablampe auf die Seite, und sie las laut: *»Ich werde mir nichts versagen. Ich werde mir nichts versagen. Ich werde mir nichts versagen.«* Sie schüttelte die Tüte und schaute sich die übrigen Seiten an. »Vorn und hinten, überall derselbe Satz. Schreibschrift, wahrscheinlich die einer Frau.« Sie gab Will die Tüte zurück und schaute ihn mit deutlicher Missbilligung an. »Also ist euer böser Junge entweder ein wütender Lehrer oder ein Selbsthilfe-Guru.«
Dann wandte sie sich an Charlie: »Was haben Sie sonst noch gefunden?«
»Pornografie. Ketten. Handschellen. Sexspielzeuge.«
»Das sind Beweisstücke. Ich brauche Hinweise.«
Will übernahm für ihn. »Ich glaube, das zweite Opfer war unter dem Bett an Ringbolzen gefesselt. Ich habe das da im Seil gefunden.« Er zog eine kleine Beweismitteltüte aus seiner Jackentasche. Sie enthielt den Teil eines Zahns mitsamt einem Wurzelfragment. Zu Amanda sagte er: »Das ist ein Schneidezahn. Bei dem Opfer im Krankenhaus waren alle Zähne intakt.«
Sie musterte Will länger als den Zahn. »Sind Sie sich da ganz sicher?«
»Ich war direkt vor ihrem Gesicht, als ich versuchte, Informationen von ihr zu bekommen«, antwortete er. »Ihre Zähne klapperten. Sie machten

ein klickendes Geräusch.«
Das schien sie zu akzeptieren. »Wie kommen Sie darauf, dass der Zahn erst kürzlich verloren wurde? Und sagen Sie mir jetzt nicht, es ist nur Ihr Bauchgefühl, Will, weil ich die gesamte Polizeitruppe des Rockdale County hier draußen in Kälte und Nässe habe, und die würden Sie am liebsten lynchen, weil Sie sie ohne triftigen Grund durch die Nacht jagen.«
»Das Seil wurde von unterhalb der Pritsche durchtrennt«, erwiderte er. »Das erste Opfer, Anna, war oben auf die Pritsche gefesselt. Das zweite Opfer war darunter. Anna hätte das Seil nicht selbst durchschneiden können.«
Amanda fragte Charlie: »Stimmen Sie dem zu?«
Noch immer erschüttert, wie er war, ließ Charlie sich Zeit mit der Antwort. »Die Hälfte der Schnittenden des Seils lagen noch unter der Pritsche. Es ist nachvollziehbar, dass sie so fallen, wenn sie von unten durchschnitten wurden. Wäre das Seil von oben durchtrennt worden, würden die Enden auf dem Boden oder auf der Pritsche liegen, nicht darunter.«
Amanda war noch immer skeptisch. Zu Will sagte sie: »Fahren Sie fort.«
»An die Ringbolzen unter der Pritsche waren weitere Seilstücke geknotet. Da hat sich jemand selbst befreit. Die Person könnte noch immer Seilreste an den Fußknöcheln und an mindestens einem Handgelenk haben. Anna hatte keine Seilstücke an ihrem Körper.«
»Die Sanitäter hätten die sicher weggeschnitten«, gab Amanda zu bedenken. Sie fragte Charlie: »DNS? Körperflüssigkeiten?«
»Überall. Wir sollten die Ergebnisse in achtundvierzig Stunden haben. Aber wenn der Kerl nicht in unserer Datenbank ist …« Er warf Will einen Blick zu. Sie wussten alle, dass DNS nur ein Schuss ins Blaue war. Wenn der Entführer nicht schon in der Vergangenheit eines Verbrechens verdächtigt worden war und man ihm seine DNS abgenommen hatte, würden die Datenbanken keine Übereinstimmung mit den hier gesammelten Proben liefern.
Amanda fragte: »Wie ist die Abfallsituation?«
Erst schien Charlie die Frage nicht zu verstehen, doch dann antwortete er: »Es gibt keine leeren Gläser oder Dosen. Ich vermute, sie wurden mitgenommen. In einer Ecke steht ein Eimer mit Deckel, der als Toilette

benutzt wurde, aber soweit ich das beurteilen kann, waren das oder die Opfer die meiste Zeit gefesselt, sodass sie ihr Geschäft verrichten mussten, wo sie eben waren. Ich kann Ihnen nicht sagen, ob das alles auf eine oder zwei Gefangene hindeutet. Das hängt davon ab, wann sie verschleppt wurden, wie dehydriert sie waren, solche Sachen.«
Sie fragte: »War unter dem Bett irgendetwas frisch?«
»Ja«, antwortete Charlie, als würde ihn diese Erkenntnis selbst überraschen. »Um genau zu sein, da war eine Stelle, die positiv auf Urin getestet wurde. Es wäre die richtige Stelle für jemanden, der auf dem Rücken liegt.«
Amanda fragte weiter: »Dauert es unter der Erde nicht länger, bis Flüssigkeit verdunstet?«
»Nicht unbedingt. Der hohe Säuregehalt würde mit dem pH in der Erde chemisch reagieren. Abhängig vom Mineralgehalt und …«
Amanda schnitt ihm das Wort ab. »Halten Sie mir keine Vorlesung, Charlie, nennen Sie mir einfach Fakten, die ich verwenden kann.«
Er schaute Will entschuldigend an. »Ich weiß nicht, ob dort unten zwei Geiseln zur selben Zeit waren. Jemand wurde auf jeden Fall unter dem Bett festgehalten, aber es könnte auch sein, dass der Entführer ein und dasselbe Opfer von unten nach oben verlegte. Die Körperflüssigkeiten könnten auch von oben heruntergetropft sein.« Zu Will sagte er: »Sie waren da unten. Sie haben gesehen, wozu dieser Kerl fähig ist.« Wieder wich die Farbe aus seinem Gesicht. »Es ist schrecklich«, murmelte er. »Es ist schrecklich.«
Amanda war so mitfühlend wie immer. »Seien Sie ein Mann, Charlie. Steigen Sie wieder runter und finden Sie mir ein Indiz, das ich verwenden kann, um diesen Mistkerl zu schnappen.« Sie klopfte ihm auf den Rücken, was jedoch eher ein Schubs war, um ihn in die Gänge zu bringen, und sagte dann zu Will: »Kommen Sie mit. Wir müssen diesen Pygmäen von Detective finden, den Sie verärgert haben, und wir müssen ihm schöntun, damit er sich nicht bei Lyle Peterson ausflennt.« Peterson war der Polizeichef des Rockdale County und kein Freund von Amanda. Streng nach dem Gesetz durfte nur ein Polizeichef, ein Bürgermeister oder ein Bezirksstaatsanwalt das GBI bitten, einen Fall zu übernehmen. Will fragte sich, welche Fäden Amanda gezogen hatte und wie wütend Peterson deswegen war.

»Na ja.« Sie breitete balancierend die Arme aus, als sie über einen abgebrochenen Ast stieg. »Sie haben zwar guten Willen gezeigt, indem Sie freiwillig in dieses Loch hinabgestiegen sind, aber wenn Sie noch mal so was Blödes anstellen, dann lasse ich Sie für den Rest Ihres natürlichen Lebens in der Herrentoilette im Flughafen Schwulenbeschatter spielen. Haben Sie mich verstanden?«
Will nickte. »Jawoll, Ma'am.«
»Mit Ihrem Opfer sieht es nicht gut aus«, sagte sie zu ihm und ging an einer Gruppe Polizisten vorbei, die eben eine Zigarettenpause machten. »Es gab Komplikationen. Ich habe mit dem Chirurgen gesprochen. Sanderson. Er klang nicht gerade hoffnungsvoll.« Dann fügte sie hinzu: »Er hat übrigens Ihre Beobachtung in Bezug auf die Zähne bestätigt. Sie waren alle intakt.«
Das war typisch für Amanda. Sie ließ ihn für alles bluten. Will nahm das nicht als Beleidigung, sondern als Zeichen, dass sie vielleicht sogar auf seiner Seite war. »Die Schnitte an ihren Fußsohlen waren frisch«, sagte er. »Sie blutete nicht an den Füßen, als sie in der Höhle war.«
»Beschreiben Sie mir jeden Schritt, den Sie unternommen haben.«
Will hatte ihr das Wichtigste bereits am Telefon gesagt, aber jetzt berichtete er ihr noch einmal, wie er die Sperrholzplatte gefunden hatte und in das Loch hinabgestiegen war. Nun ging er bei der Beschreibung der Kaverne mehr ins Detail, versuchte, ihr ein Gefühl für die Atmosphäre zu vermitteln, ohne ihr zu verraten, dass er dort unten noch mehr Grauen empfunden hatte als Charlie Reed. »Die Latten auf der Pritsche waren von unten zerkratzt«, sagte er. »Das zweite Opfer – es musste sich die Hände befreit haben, damit es diese Spuren hinterlassen konnte. Der Täter hatte ihm die Hände sicher gefesselt, wenn es dort unten allein war, weil es sich sonst hätte befreien und fliehen können.«
»Sie glauben wirklich, dass er eine Frau unter und eine auf der Pritsche gefangen hielt?«
»Genau das glaube ich.«
»Wenn sie beide gefesselt waren und eine es schaffte, an ein Messer zu kommen, dann wäre es plausibel, dass die Frau unten es versteckte und sie beide warteten, bis der Entführer wieder verschwunden war.«
Will erwiderte nichts. Amanda konnte sarkastisch und kleinlich und unverblümt gemein sein, aber auf ihre Art war sie auch fair, und er

wusste, dass sie, sosehr sie sich über sein Bauchgefühl auch lustig machte, im Lauf der Jahre gelernt hatte, ihm zu vertrauen. Er kannte sie jedoch viel zu gut, um von ihr so etwas wie Lob zu erwarten.
Sie hatten die Straße erreicht, an der Will vor vielen Stunden seinen Mini abgestellt hatte. Inzwischen dämmerte es, aus der Blauschattierung des Lichts waren Sepia-Töne geworden. Dutzende von Streifenwagen des Rockdale County sperrten das Gebiet ab. Noch immer wimmelte es von Männern, doch man spürte keine Dringlichkeit mehr. Auch die Medien waren irgendwo da draußen, und Will sah einige Hubschrauber, die über ihren Köpfen schwebten. Für Aufnahmen war es noch zu dunkel, das hielt sie wahrscheinlich aber nicht davon ab, über jede Bewegung zu berichten, die sie unten auf dem Boden sahen – oder zumindest über das, was sie zu sehen glaubten. Genauigkeit hatte nicht unbedingt höchste Priorität, wenn man vierundzwanzig Stunden pro Tag Nachrichten liefern musste.
Will hielt Amanda die Hand hin, um ihr vom Bankett herunterzuhelfen, als sie auf der anderen Seite in den Wald gingen. In der Gegend waren Hunderte von Helfern, einige aus anderen Countys, alle in Gruppen eingeteilt. GEMA, die Georgia Emergency Agency, die Behörde, die Notfalleinsätze organisierte, hatte das zivile Hunde-Corps gerufen, Leute, die ihre Hunde auf Leichensuche trainiert hatten. Die Hunde hatten schon vor Stunden aufgehört zu bellen. Die meisten Freiwilligen waren nach Hause gegangen. Jetzt waren vorwiegend noch Polizisten hier, Leute, die keine andere Wahl hatten. Irgendwo da draußen war auch Detective Fierro und verfluchte Will.
Amanda fragte: »Wie geht es Faith?«
Die Frage überraschte ihn, andererseits hatte Amanda aber eine Verbindung zu Faith, die mehrere Jahre zurückreichte. »Gut«, sagte er und deckte ganz automatisch seine Partnerin.
»Ich habe gehört, sie ist ohnmächtig geworden.«
Er spielte den Überraschten. »Haben Sie?«
Amanda schaute ihn mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Sie sieht in letzter Zeit nicht besonders gut aus.«
Will nahm an, dass sie die Gewichtszunahme meinte, die ein bisschen viel war für ihre zierliche Gestalt, aber er hatte heute herausgefunden, dass man über das Gewicht einer Frau nicht sprach, vor allem nicht mit

einer anderen Frau. »Für mich scheint sie ganz in Ordnung zu sein.«
»Sie wirkt reizbar und abgelenkt.«
Will sagte nichts, weil er nicht wusste, ob Amanda sich wirklich Sorgen machte oder nur wollte, dass er tratschte. Es stimmte allerdings, Faith war in letzter Zeit wirklich reizbar und abgelenkt gewesen. Er arbeitete lange genug mit ihr, um ihre Launen zu kennen. Meistens war sie ausgeglichen. Einmal im Monat, immer ungefähr zur selben Zeit, hatte sie für ein paar Tage eine Handtasche bei sich. Ihr Ton wurde dann etwas schnippisch, und sie bevorzugte Radiosender, auf denen Frauen zu akustischer Gitarre sangen. Will wusste, dass er sich besser für alles entschuldigte, was er sagte, bis sie ihre Tasche nicht mehr trug. Amanda würde er das zwar nie sagen, aber er musste zugeben, dass in letzter Zeit jeder Tag so wirkte wie ein Handtaschentag.
Amanda streckte die Hand aus, und er half ihr über einen umgestürzten Baumstamm. »Sie wissen, ich hasse es, Fälle zu bearbeiten, die wir nicht lösen können.«
»Ich weiß, Sie lösen gerne Fälle, die sonst niemand lösen kann.«
Sie kicherte reumütig. »Wann haben Sie eigentlich die Nase voll davon, dass ich Ihnen dauernd die Schau stehle?«
»Ich bin unermüdlich.«
»Sie nutzen diesen Kalender, wie ich sehe.«
»Das ist das durchdachteste Geschenk, das Sie mir je gemacht haben.«
Man musste schon Amanda sein, um einem funktionalen Analphabeten zu Weihnachten einen Kalender mit einem Wort pro Tag zu schenken.
Ein Stückchen weiter vorn sah Will Fierro, der auf sie zukam. Diese Seite der Straße war dichter bewaldet, überall waren Äste und Ranken. Will hörte Fierro fluchen, als sich sein Hosenbein an einem stacheligen Busch verfing. Er schlug sich auf den Nacken, wahrscheinlich, um ein Insekt zu töten. »Nett, dass Sie sich auch zu dieser gottverdammten Zeitverschwendung gesellen, Gomez.«
Will stellte seine Chefin vor: »Detective Fierro, das ist Dr. Amanda Wagner.«
Fierro reckte zum Gruß das Kinn vor. »Hab Sie im Fernsehen gesehen.«
»Vielen Dank«, erwiderte Amanda, als hätte er es als Kompliment gemeint. »Wir haben es hier mit einigen ziemlich obszönen Details zu tun, Detective Fierro. Ich hoffe, Ihr Team weiß diese Dinge unter

Kontrolle zu halten.«
»Halten Sie uns für einen Haufen Amateure?«
Offensichtlich tat sie das. »Wie läuft die Suche?«
»Wir finden genau das, was da draußen ist – nichts. Nada. Null.« Er schaute Will böse an. »Ist das die Art, wie ihr vom Staat das macht? Hier reinschneien und unser ganzes Budget für eine nutzlose Suche mitten in der Nacht auf den Kopf hauen?«
Will war müde, und er war frustriert, und das hörte man ihm auch an. »Normalerweise plündern wir zuerst Ihre Vorräte und vergewaltigen Ihre Frauen.«
»Hahaha«, grummelte Fierro und schlug sich wieder auf den Nacken. Er zog die Hand weg und betrachtete den Klumpen eines blutigen Insekts auf der Innenfläche. »Sie werden sich krümmen vor Lachen, wenn ich meinen Fall zurückbekomme.«
Amanda sagte: »Detective Fierro, Chief Peterson hat uns um unsere Intervention gebeten.«
»Peterson, was?« Seine Lippen kräuselten sich. »Soll das heißen, Sie sind ihm wieder in den Arsch gekrochen?«
Will zog so heftig die Luft ein, dass es leise pfiff. Amanda dagegen wirkte völlig unbeeindruckt, nur ihre Augen verengten sich leicht, und sie nickte Fierro knapp zu, als wollte sie sagen, dass seine Zeit schon noch kommen werde. Will würde es nicht überraschen, wenn Fierro irgendwann aufwachen und einen abgeschnittenen Pferdekopf in seinem Bett finden würde.
»Hey!«, rief jemand. »Hierher.«
Alle drei standen wie angewurzelt in unterschiedlichen Stadien von Schock, Zorn und nacktem Hass da.
»Ich habe was gefunden.«
Der Satz setzte Will in Bewegung. Er lief auf die Frau zu, die heftig mit den Armen wedelte. Sie war eine Uniformierte des Rockdale County, die mit einer Strickmütze auf dem Kopf mitten in hoher Wildhirse stand.
»Was ist es?«, fragte er.
Sie deutete auf eine dichte Gruppe Bäume. Er sah, dass die toten Blätter darunter zerwühlt worden waren, an einigen Stellen schien der nackte Waldboden durch. »In meinem Lichtstrahl tauchte was auf«, sagte sie, schaltete ihr Maglite an und richtete es auf den dunklen Bereich unter

den Bäumen. Will sah überhaupt nichts. Als Amanda dann bei ihnen war, fragte er sich bereits, ob die Polizistin vielleicht schon ein bisschen zu müde war, ein bisschen zu begierig, irgendetwas zu finden.
»Was ist es?«, fragte Amanda, als etwas in der Dunkelheit das Licht reflektierte. Es war nur ein kurzes Aufblitzen, kaum mehr als eine Sekunde. Will blinzelte, dachte, dass auch ihm sein müdes Hirn das nur vorgaukelte, aber die Polizistin fand es noch einmal – ein schnelles Aufblitzen wie eine winzige Schießpulverexplosion, ungefähr sieben Meter entfernt.
Will holte ein Paar Gummihandschuhe aus der Tasche und zog sie an. Er nahm die Taschenlampe und bahnte sich, Äste beiseiteschiebend, einen Weg zu der Stelle. Die stacheligen Büsche und die Äste erschwerten das Vorankommen, und er bückte sich tief, um schneller gehen zu können. Er richtete die Lampe auf den Boden und suchte nach dem Objekt. Vielleicht war es eine Spiegelscherbe oder ein Kaugummipapier. Alle Möglichkeiten gingen ihm durch den Kopf, während er versuchte, das Ding zu finden: ein Schmuckstück, eine Glasscherbe, Mineralien in einem Stein.
Ein Führerschein aus Florida.
Die Kennkarte lag etwa einen halben Meter vom Baumstamm entfernt. Daneben lag ein kleines Taschenmesser, die dünne Klinge war so blutverkrustet, dass sie im dunklen Laub kaum zu erkennen war. Dicht am Stamm dünnten die Äste sich aus. Will kniete sich hin und hob die Blätter eines nach dem anderen von dem Führerschein weg. Das dicke Plastik war in der Mitte geknickt. Die Farben und der markante Umriss des Staates Florida in einer Ecke sagten ihm, wo der Führerschein ausgestellt worden war. Im Hintergrund war ein Hologramm, um Fälschungen zu verhindern. Offensichtlich war das im Licht aufgeblitzt. Er bückte sich tief und reckte den Hals, um sich die Karte genauer anzuschauen, denn er wollte den Fundort nicht zerstören. Einer der deutlichsten Fingerabdrücke, die Will je gesehen hatte, prangte mitten auf dem Führerschein. Mit Blut gezeichnet, sprangen ihm die Wirbel förmlich von dem glatten Plastik entgegen.
»Hier liegen ein Taschenmesser und ein Führerschein«, rief er Amanda zu, die Stimme erhoben, damit sie ihn auch verstand. »Auf dem Führerschein ist ein blutiger Fingerabdruck.«

»Können Sie den Namen lesen?« Sie hatte die Hände in die Taille gestemmt und klang wütend.
Will spürte, wie ihm die Kehle eng wurde. Er konzentrierte sich auf die winzige Schrift, glaubte, ein *J* oder vielleicht ein *I* zu erkennen, bevor alles vor seinen Augen verschwamm.
Ihre Wut vergrößerte sich. »Bringen Sie das verdammte Ding einfach her.«
Inzwischen war sie umringt von Polizisten, die alle einen ziemlich verwirrten Eindruck machten. Sogar in sieben Metern Entfernung konnte Will sie über Vorgehensweisen murmeln hören. Die Unberührtheit des Fundorts war oberstes Gebot. Verteidiger stürzten sich mit Begeisterung auf jede Unregelmäßigkeit. Es musste fotografiert und gemessen, Skizzen mussten angefertigt werden. Die Beweissicherungskette durfte nicht durchbrochen werden, denn sonst war das Indiz vor Gericht nicht verwertbar.
»Will?«
Im Nacken spürte er einen Regentropfen. Er war warm. Nun kamen weitere Polizisten dazu, um sich anzusehen, was er gefunden hatte. Sie fragten sich sicher, warum Will den Namen auf dem Führerschein nicht laut ausrief, warum er nicht sofort jemanden losschickte, um eine Computerüberprüfung zu machen. Würde es nun so enden? Würde Will seine dichte Deckung verlassen und vor einer Gruppe Fremder verkünden müssen, dass er bestenfalls wie ein Zweitklässler lesen konnte? Wenn das herauskam, konnte er genauso gut nach Hause gehen und den Kopf in den Herd stecken, denn dann gäbe es in der ganzen Stadt keinen Polizisten mehr, der mit ihm arbeiten würde.
Amanda kam auf ihn zu, ihr Rock blieb an einer dornigen Ranke hängen, und sie fluchte heftig.
Will spürte noch einen Regentropfen im Nacken und wischte ihn mit der Hand weg. Dann schaute er auf seinen Handschuh. Er hatte verschmiertes Blut an den Fingern. Er dachte, dass er sich den Nacken vielleicht an einem der Äste aufgerissen hatte, aber dann spürte er dort noch einen Tropfen. Warm, nass, zäh. Er legte die Hand auf die Stelle. Wieder Blut.
Will schaute nach oben, in die dunklen Augen einer Frau mit dunkelbraunen Haaren. Sie hing mit dem Kopf nach unten etwa fünf

Meter über ihm. Ihr Fußknöchel hatte sich im Astgewirr verfangen, und das hatte ihren Sturz offensichtlich gebremst. Sie war schräg gefallen, mit dem Kopf zuerst, und hatte sich dabei anscheinend das Genick gebrochen. Ein Arm hing senkrecht nach unten, als würde sie die Hand nach Will ausstrecken. Ein entzündeter, roter Strich umgab das Handgelenk, die Haut war durchgescheuert. Ein Seilstück war fest um das andere Gelenk geknotet. Ihr Mund stand offen. Ein Schneidezahn war abgebrochen, ein ganzes Drittel fehlte.

Noch ein Blutstropfen löste sich von ihren Fingerspitzen und traf ihn knapp unter dem Auge an der Wange. Will zog einen Handschuh aus und berührte das Blut. Es war noch warm.

Sie war innerhalb der letzten Stunde gestorben.

ZWEITER TAG

5. Kapitel

Pauline McGhee lenkte ihren Lexus direkt auf den Behindertenparkplatz vor dem City Foods Supermarket. Es war fünf Uhr morgens. Alle Behinderten schliefen wahrscheinlich noch. Und wichtiger noch, es war für sie viel zu früh, um weiter zu gehen, als sie unbedingt musste.
»Komm, Schlafmütze«, sagte sie zu ihrem Sohn und drückte ihm sanft die Schulter. Felix rührte sich, doch er wollte nicht aufwachen. Sie streichelte seine Wange und dachte sich nicht zum ersten Mal, was für ein Wunder es war, dass etwas so Vollkommenes aus ihrem unvollkommenen Körper herausgekommen war. »Komm, mein Süßer«, sagte sie und kitzelte ihn, bis er sich wand wie ein Wurm.
Sie stieg aus dem Auto und half Felix, vom Rücksitz des SUV zu klettern. Seine Füße waren noch nicht auf dem Boden, als sie schon mit ihrer eingeübten Routine anfing. »Siehst du, wo unser Auto steht?« Er nickte. »Was tun wir, wenn wir uns verlieren?«
»Am Auto treffen.« Er bemühte sich, nicht zu gähnen.
»Braver Junge.« Sie zog ihn dicht an sich, als sie zu dem Laden gingen. Als Pauline selbst noch ein Kind war, hatte man ihr gesagt, dass sie sich an einen Erwachsenen wenden sollte, falls sie sich verirrte, aber heutzutage wusste man ja nie, wer dieser Erwachsene sein könnte. Ein Sicherheitsmann könnte ein Pädophiler sein. Eine kleine, alte Dame könnte eine Spinnerin sein, die ihre Freizeit damit zubrachte, Rasierklingen in Äpfeln zu verstecken. Es war schon traurig, dass die sicherste Hilfe für einen verirrten Sechsjährigen ein unbelebtes Objekt war.
Das Kunstlicht des Ladens war ein bisschen grell für die frühe Morgenstunde, aber Pauline war selbst schuld, dass sie die Törtchen für Felix' Unterricht nicht bereits gekauft hatte. Sie hatte die Benachrichtigung schon vor einer Woche erhalten, aber sie hatte nicht erwartet, dass in der Zwischenzeit in der Arbeit die Hölle losbrach. Einer der wichtigsten Kunden des Innenarchitekturbüros hatte eine maßgefertigte, italienische, braune Ledercouch für sechzigtausend Dollar bestellt, die nicht in den verdammten Aufzug passte, und die einzige

Möglichkeit, sie in sein Penthouse hinaufzuschaffen, war mit einem Kran, der zehntausend Dollar pro Stunde kostete.
Der Kunde machte die Agentur dafür verantwortlich, dass sie den Fehler nicht bemerkt hatte, die Agentur machte Pauline dafür verantwortlich, weil sie die Couch zu groß entworfen hatte, und Pauline machte den beschissenen Polsterer dafür verantwortlich, weil sie ihm extra gesagt hatte, er solle in das Gebäude an der Peachtree gehen, um den Aufzug auszumessen, bevor er die verdammte Couch anfertigte. Konfrontiert mit einer Zehntausend-Dollar-Rechnung für den Kran oder der Neuanfertigung einer Sechzigtausend-Dollar-Couch hatte der Polsterer diese Unterhaltung natürlich bequemerweise vergessen, aber Pauline hatte absolut nicht vor, ihn damit durchkommen zu lassen.
Pünktlich für sieben Uhr war eine Besprechung mit allen Beteiligten angesetzt, und sie wollte die Erste sein, die ihre Version der Geschichte darlegte. Wie ihr Vater immer gesagt hatte, Scheiße rollt den Hügel runter. Pauline McGhee wollte nicht diejenige sein, die stank wie ein Kanal, wenn der Tag vorüber war. Sie hatte auch einen Beweis für ihre Version – die Kopie einer E-Mail an ihren Chef, in der sie ihn bat, den Polsterer ans Maßnehmen zu erinnern. Der kritische Teil war Morgans Antwort: *Ich kümmere mich darum.* Ihr Chef tat so, als hätte es diese E-Mails nie gegeben, aber Pauline hatte nicht vor, den Kopf hinzuhalten. Irgendjemand würde heute seinen Job verlieren, aber sie würde es auf keinen Fall sein.
»Nein, Baby«, sagte sie und zog Felix' Hand von einem Päckchen Gummibären weg, das halb aus dem Regal hing. Pauline hätte schwören können, dass man diese Dinger auf Kinderhöhe präsentierte, damit die Eltern praktisch dazu gedrängt wurden, sie zu kaufen. Sie hatte mehr als eine Mutter gesehen, die einem schreienden Jungen nachgab, nur damit er endlich still war. Pauline spielte da nicht mit, und Felix wusste es. Wenn er irgendetwas in der Richtung versuchte, würde sie ihn packen und ihn aus dem Laden zerren, auch wenn das hieß, einen halb vollen Einkaufswagen stehen zu lassen.
Sie bog in den Gebäck-Gang ein und wäre fast mit einem Einkaufswagen zusammengestoßen. Der Mann hinter dem Wagen lachte gutmütig, und Pauline schaffte ein Lächeln.
»Einen schönen Tag für Sie«, sagte er.

»Für Sie auch«, entgegnete sie.
Das, dachte sie, wäre das letzte Mal, dass sie an diesem Vormittag zu irgendjemandem nett war. Sie hatte sich die ganze Nacht im Bett herumgeworfen und war dann um drei Uhr aufgestanden, damit sie eine halbe Stunde auf dem Laufband trainieren, sich schminken, das Frühstück für Felix machen und ihn für die Schule herrichten konnte. Lange vergangen waren ihre Tage als Single, als sie die ganze Nacht durchfeiern, mit demjenigen nach Hause gehen, der gut aussah, und dann zwanzig Minuten vor dem Aufbruch zur Arbeit aufstehen konnte. Pauline strich Felix durch die Haare und dachte, dass sie das kein bisschen vermisste. Auch wenn eine Nummer dann und wann ein verdammtes Himmelsgeschenk wäre.
»Törtchen«, sagte sie erleichtert, als sie mehrere Stapel davon vor der Bäckereitheke aufgereiht sah. Ihre Erleichterung ließ schnell nach, als sie sah, dass jedes in Pastellfarben verpackt und mit Osterhasen und bunten Eiern verziert war. Die Benachrichtigung, die sie von der Schule erhalten hatte, hatte explizit konfessionsfreie Törtchen verlangt, aber Pauline wusste nicht so recht, was das heißen sollte, außer dass Felix' Schule eine extrem teure Privatschule war, die vor politisch korrektem Unsinn nur so strotzte. Sie würden es nie eine Osterparty nennen – es war eine Frühlingsparty, die zufällig ein paar Tage vor dem Ostersonntag stattfand. Welche Religion feierte Ostern nicht? Sie wusste, dass die Juden kein Weihnachten hatten, aber um der Liebe Gottes willen, Ostern drehte sich doch nur um sie. Sogar die Ungläubigen hatten den Osterhasen.
»Na gut«, sagte Pauline und gab Felix ihre Handtasche. Er hängte sie sich über die Schulter, und Pauline bekam es ein wenig mit der Angst. Sie arbeitete im Innenarchitekturbereich. So ziemlich jeder Mann in ihrem Leben war ein flammender Schwuler. Sie würde sich anstrengen müssen, um ein paar normale Männer kennenzulernen, ihnen beiden zuliebe.
In jeder Schachtel waren sechs Törtchen, Pauline nahm sich deshalb sechs Schachteln, weil sie dachte, dass auch die Lehrerinnen etwas davon haben wollten. Sie konnte die Lehrerschaft der Schule nicht ausstehen, aber die Lehrer liebten Felix, und Pauline liebte ihren Sohn, was bedeuteten da schon die vier Dollar fünfundsiebzig zusätzlich, um

die fetten Kühe, die sich um ihren Sohn kümmerten, durchzufüttern?
Als sie die Schachteln in den vorderen Teil des Ladens trug, machte sie der Backwarengeruch hungrig und zugleich ekelte er sie an, so als könnte sie alle auf einmal essen und dann die nächste Stunde auf der Toilette verbringen. Es war zu früh, um irgendetwas mit Zuckerglasur zu riechen, das war klar. Sie drehte sich um und schaute nach Felix, der sich hinter ihr herschleppte. Er war erschöpft, und das war ihre Schuld. Sie überlegte sich, ihm doch die Gummibären zu kaufen, die er gewollt hatte, aber ihr Handy klingelte, als sie die Törtchen auf das Förderband an der Kasse legte, und alles war vergessen, als sie die Nummer erkannte.
»Ja?«, fragte sie und sah zu, wie die Schachteln auf dem Band langsam zu der hängeschultrigen Kassiererin wanderten. Die Frau war so dick, dass sie ihre Hände kaum vor dem Bauch falten konnte, wie ein T-Rex oder ein Seehundbaby.
»Pauline.« Morgan, ihr Chef, klang verzweifelt. »Glauben Sie wirklich, dass wir diese Besprechung abhalten müssen?«
Er tat so, als wäre er auf ihrer Seite, aber sie wusste, er würde ihr in den Rücken fallen, sobald sie nur einen Augenblick lang nicht aufpasste. Sie würde es genießen zuzusehen, wie er sein Büro räumte, wenn sie bei der Besprechung die E-Mail präsentierte. »Ich weiß«, erwiderte sie mitfühlend, »es ist furchtbar.«
»Sind Sie im Supermarkt?«
Anscheinend hatte er das Piepsen des Scanners gehört. Der T-Rex zog jede Schachtel einzeln darüber, auch wenn sie alle identisch waren. Wenn Pauline nicht telefoniert hätte, wäre sie über das Förderband gesprungen und hätte sie selbst eingescannt. Sie ging zum Ende der Kasse und schnappte sich ein paar Plastiktüten, um das Ganze etwas zu beschleunigen. Das Handy zwischen Ohr und Schulter, fragte sie: »Was glauben Sie, was passieren wird?«
»Na ja, Sie sind auf jeden Fall nicht schuld«, sagte er, aber sie hätte wetten mögen, dass dieser Mistkerl seinem Chef genau das gesagt hatte.
»Sie aber auch nicht«, entgegnete sie, obwohl Morgan den Polsterer überhaupt erst empfohlen hatte, wahrscheinlich weil der Kerl aussah wie dreizehn und seine Fitnessstudio-Beine zu glänzender Perfektion wachste. Sie wusste, dass das Tuntchen mit Morgan die

Schwulennummer durchzog, aber er hatte sich sehr getäuscht, wenn er glaubte, dass Pauline als Frau sich damit ausspielen ließe. Sie hatte sechzehn Jahre gebraucht, um sich von der Sekretärin zur Assistentin des Designers hochzuarbeiten. Sie hatte endlose Abende an der Atlanta School of Art and Design zugebracht, um ihren Abschluss zu bekommen, und sich jeden Morgen in die Arbeit geschleppt, damit sie die Miete bezahlen konnte, und so schließlich eine Position erreicht, in der sie ein bisschen freier atmen und es sich leisten konnte, ein Kind auf die korrekte Art in die Welt zu setzen – und noch ein bisschen mehr. Felix hatte die richtigen Klamotten, die richtigen Spielzeuge, und er ging auf eine der teuersten Schulen in der Stadt. Auch für sich selbst hatte Pauline einiges getan. Sie hatte sich die Zähne richten und die Augen lasern lassen. Jede Woche bekam sie eine Massage, jede zweite eine Gesichtsbehandlung, und in ihren Haaren gab es keine einzige Wurzel, die etwas anderes als freches Braun zeigte, dank des Mädchens, das sie alle eineinhalb Monate in Peachtree Hills besuchte. Auf gar keinen Fall würde sie irgendetwas davon aufgeben. Wirklich nicht.

Morgan wäre gut beraten, wenn er sich daran erinnerte, wie Pauline angefangen hatte. Sie hatte als Sekretärin gearbeitet, lange bevor es telegrafische Überweisungen und Onlinebanking gab, zu einer Zeit, als man Schecks noch in einem Wandsafe aufbewahrte, bis man sie am Ende des Tages in der Bank einzahlen konnte. Nach dem letzten Büroumbau hatte Pauline ein kleineres Büro genommen, damit der Safe sich in ihrem Zimmer befand, und sie hatte nach Arbeitsschluss einen Schlosser kommen lassen, damit er die Kombination änderte und sie die Einzige war, die sie kannte. Morgan machte es wahnsinnig, dass er die Kombination nicht kannte, und es war gut, dass es so war, denn die Kopie der E-Mail, die ihr als Rückversicherung diente, lag hinter dieser Stahltür. Tagelang hatte sie sich in unzähligen Varianten ausgemalt, wie sie den Safe mit schwungvoller Geste öffnete und Morgan die E-Mail unter die Nase hielt, um ihn vor ihrem Chef und dem Kunden zu beschämen.

»Was für ein Schlamassel«, seufzte Morgan theatralisch. »Ich kann einfach nicht glauben …«

Pauline nahm Felix ihre Tasche ab und suchte nach ihrer Brieftasche. Er starrte sehnsüchtig die Schokoriegel an, als sie ihre Kreditkarte durch das

Lesegerät zog und die üblichen Formalitäten erledigte. »Ja-ja«, sagte sie, als Morgan darüber jammerte, was für ein Mistkerl der Kunde doch sei und dass er nicht untätig zusehen würde, wie Paulines guter Name durch den Schmutz gezogen wurde. Wenn irgendjemand da gewesen wäre, der es hätte würdigen können, hätte Pauline so getan, als würde sie kotzen.
»Komm, Baby«, sagte sie und schob Felix sanft auf die Tür zu. Sie klemmte sich das Handy ans Ohr, während sie die Tüten bei den Henkeln nahm und sich überlegte, warum sie sich überhaupt die Mühe gemacht hatte, die Schachteln einzutüten. Plastikschachtel, Plastiktüten, die Frauen in Felix' Schule würde wegen der Umweltbelastung das nackte Grauen packen. Pauline stapelte die Schachteln wieder aufeinander und klemmte sich die oberste unters Kinn. Die leeren Tüten warf sie in den Mülleimer, und mit ihrer freien Hand suchte sie in ihrer Handtasche nach den Autoschlüsseln, während sie durch die Automatiktür ging.
»Das ist das absolut Schlimmste, was mir in meiner ganzen Karriere passiert ist.« Morgan stöhnte. Trotz des inzwischen steifen Halses hatte sie vergessen, dass sie noch telefonierte.
Sie drückte auf den Knopf der Fernbedienung, um den Kofferraum des SUV zu öffnen. Die Klappe glitt mit einem leisen Seufzen auf, und sie dachte daran, wie sehr sie dieses Geräusch liebte, was für ein Luxus es war, genug Geld zu haben, um den Kofferraum nicht eigenhändig öffnen zu müssen. Das alles würde sie sich nicht nehmen lassen, nur weil ein hübsches Jüngelchen sich zu schade war, einen Aufzug auszumessen.
»Stimmt«, sagte sie ins Handy, obwohl sie nicht so recht mitbekommen hatte, was Morgan bei Gott beteuert hatte. Sie stellte die Schachteln auf die Ladefläche und presste dann den Knopf unten an der Klappe, damit sie sich schloss. Sie saß schon im Auto, als sie merkte, dass Felix nicht bei ihr war.
»Scheiße«, flüsterte sie und klappte das Handy zu. Wie der Blitz war sie wieder aus dem Auto und suchte den Parkplatz ab, der sich in der Zeit, die sie im Laden verbracht hatte, deutlich gefüllt hatte.
»Felix?« Sie ging um das Auto herum, weil sie dachte, dass er sich vielleicht auf der anderen Seite versteckte. Aber er war nicht dort.
»Felix?«, rief sie und lief zum Laden zurück. Beinahe wäre sie gegen die Automatiktür gekracht, weil sie sich nicht schnell genug öffnete. Sie

fragte die Kassiererin: »Haben Sie meinen Sohn gesehen?« Die Frau schaute verwirrt, und Pauline wiederholte knapp: »Meinen Sohn. Er war eben noch bei mir. Er hat dunkle Haare, ist ungefähr so groß und sechs Jahre alt?« Dann gab sie es auf und murmelte nur: »O Mann.« Sie lief zur Bäckerei zurück und dort in den Gängen auf und ab.
»Felix?«, rief sie, und ihr Herz klopfte so laut, dass sie ihre eigene Stimme nicht hören konnte. Jeden einzelnen Gang suchte sie ab, zuerst lief sie, dann rannte sie wie eine Verrückte durch den Laden. Schließlich landete sie kurz vor dem Durchdrehen wieder bei der Bäckerei. Was hatte sie ihm heute angezogen? Seine roten Turnschuhe. Er wollte immer seine roten Turnschuhe tragen, weil sie die Elmo-Figur unten auf der Sohle hatten. Hatte er das weiße T-Shirt an oder das blaue? Was war mit der Hose? Hatte sie heute Morgen seine Cargo-Pants gebügelt oder ihm die Jeans angezogen? Warum konnte sie sich daran nicht erinnern?
»Ich habe draußen ein Kind gesehen«, sagte jemand, und Pauline stürzte wieder auf die Tür zu.
Sie sah Felix hinten um den SUV zur Beifahrerseite herumgehen. Er trug sein weißes T-Shirt, die Cargo-Pants und seine roten Elmo-Turnschuhe. Seine Haare waren noch immer feucht, da sie ihm heute Morgen eine widerspenstige Strähne geglättet hatte.
Pauline wurde langsamer und klopfte sich mit der Hand auf die Brust, als könnte sie so ihr Herz beruhigen. Sie würde ihn nicht anschreien, weil er es nicht verstehen und nur Angst bekommen würde. Sie würde ihn hochheben und jeden Zentimeter seines Körpers küssen, bis er sich wand, und dann würde sie ihm sagen, dass sie ihm, wenn er je wieder von ihrer Seite wich, seinen kostbaren, kleinen Hals umdrehen würde.
Sie wischte sich die Tränen weg, als sie um den Fond ihres Autos herumging. Felix saß im Lexus, die Tür war offen, seine Beine baumelten heraus. Er war nicht allein.
»Oh, vielen Dank«, sagte sie eilig zu dem Fremden. Sie streckte die Arme nach Felix aus und sagte: »Ich habe ihn im Laden verloren und …«
Dann explodierte ihr Kopf. Wie eine Lumpenpuppe sackte sie auf dem Asphalt zusammen. Das Letzte, was sie sah, als sie nach oben schaute, war Elmo, der sie von Felix’ Schuhsohle anlachte.

6. Kapitel

Sara schreckte aus dem Schlaf auf. Sie brauchte einige Augenblicke, bis sie erkannte, dass sie auf der Intensivstation war und in einem Sessel neben Annas Bett saß. Der Raum hatte keine Fenster. Der Plastikvorhang, der als Tür fungierte, sperrte das Licht vom Gang aus. Sara beugte sich vor, schaute im Schein der Monitore auf ihre Uhr und sah, dass es acht Uhr morgens war. Sie hatte gestern eine Doppelschicht gearbeitet, sodass sie den heutigen Tag freihatte und einige wichtige Dinge nachholen konnte: Der Kühlschrank war leer, Rechnungen mussten bezahlt werden, und die Schmutzwäsche türmte sich so hoch auf dem Boden ihres Wandschranks, dass sie die Tür nicht mehr schließen konnte.

Aber jetzt war sie noch immer hier.

Sara setzte sich auf und zuckte zusammen, als ihre Wirbelsäule eine Position einnahm, die nicht einem C entsprach. Sie drückte die Finger auf Annas Handgelenk, obwohl das rhythmische Schlagen ihres Herzens, zusammen mit jedem Ein- und Ausatmen, von den Maschinen gemeldet wurde. Sara hatte keine Ahnung, ob Anna die Berührung spürte oder überhaupt wusste, dass Sara da war, aber sie fühlte sich besser, wenn sie diesen Hautkontakt hatte.

Vielleicht war es am besten, dass Anna nicht wach war. Ihr Körper kämpfte gegen eine Infektion, die die Anzahl ihrer weißen Blutkörperchen in bedrohliche Höhen hatte schnellen lassen. Ihr Arm ruhte in einer offenen Schiene, die rechte Brust war entfernt. Ihr Bein steckte in einem Streckverband, Metallnägel hielten zusammen, was das Auto zertrümmert hatte. Ein Gipsverband fixierte ihre Hüften, damit die Knochen in anatomisch korrekter Position zusammenwachsen konnten. Die Schmerzen wären sicher unerträglich, doch wenn man bedachte, welche Qualen diese arme Frau hatte durchmachen müssen, wären sie vielleicht gar nicht mehr so wichtig.

Was Sara wunderte, war die Tatsache, dass Anna auch in ihrem gegenwärtigen Zustand noch immer eine attraktive Frau war – vermutlich eine der Qualitäten, die überhaupt die Aufmerksamkeit des

Entführers auf sie gelenkt hatten. Sie hatte nicht die glatte Schönheit einer Schauspielerin, aber ihre Gesichtszüge hatten etwas Beeindruckendes, das ihr bestimmt jede Menge Aufmerksamkeit gesichert hatte. Wahrscheinlich hatte Sara zu viele sensationelle Fälle im Fernsehen gesehen, aber sie fand es komisch, dass jemand so Bemerkenswertes verschwand, ohne dass irgendeinem anderen es auffiel. Ob es Laci Peterson oder Natalee Holloway war, wenn eine schöne Frau verschwand, schien die Welt dem mehr Aufmerksamkeit zu schenken.

Sara wusste nicht, warum sie über so etwas nachdachte. Herauszufinden, was passiert war, war Faith Mitchells Aufgabe. Sara hatte mit dem Fall nichts zu tun, und eigentlich hatte sie keinen Grund gehabt, über Nacht hierzubleiben. Anna war in guten Händen. Die Schwestern und Ärzte hielten sich nur ein paar Türen weiter auf. Vor der Tür standen zwei Polizisten Wache. Sara hätte nach Hause fahren und ins Bett gehen, dem sanften Regen lauschen und auf den Schlaf warten sollen. Das Problem war, der Schlaf kam selten friedlich oder – noch schlimmer – wenn er kam, dann war er manchmal zu tief, und Sara fand sich gefangen in einem Traum, lebte wieder in einer früheren Zeit, als Jeffrey noch am Leben und ihr Leben genau so war, wie sie es sich erträumt hatte. Dreieinhalb Jahre waren vergangen, seit ihr Mann getötet worden war, und Sara konnte sich an keinen Augenblick erinnern, in dem sie nicht an ihn, an irgendein Merkmal von ihm gedacht hatte. In den Tagen nach seinem Tod hatte Sara die schreckliche Angst gehabt, sie könnte irgendetwas Wichtiges über Jeffrey vergessen. Sie hatte endlose Listen geschrieben mit allem, was sie an ihm geliebt hatte – wie er roch, wenn er aus der Dusche kam. Dass er gern hinter ihr saß und ihr die Haare kämmte. Wie er schmeckte, wenn sie ihn küsste. Dass er immer ein Taschentuch in seiner Gesäßtasche hatte. Er benutzte Haferkleie-Lotion, um seine Hände weich zu halten. Er war ein guter Tänzer. Er war ein guter Polizist. Er kümmerte sich um seine Mutter. Er liebte Sara.

Er *hatte* Sara geliebt.

Die Listen wurden ermüdend, und manchmal verwandelten sie sich in endlose Aufzählungen: Lieder, die sie nicht mehr hören konnte, Filme, die sie nicht mehr anschauen konnte, Orte, die sie nicht mehr besuchen konnte. Es gab unzählige Seiten mit Büchern, die sie gelesen, und

Urlauben, die sie gemacht hatten, und langen Wochenenden, die sie im Bett verbracht hatten. Fünfzehn Jahre eines Lebens, von dem sie wusste, dass sie es nie zurückbekommen würde.
Sara hatte keine Ahnung, was mit den Listen passiert war. Vielleicht hatte ihre Mutter sie in eine Schachtel gesteckt und in den Lagerraum ihres Vaters gebracht, oder vielleicht hatte Sara sie überhaupt nie wirklich geschrieben. Vielleicht hatte Sara in diesen Tagen nach Jeffreys Tod, als sie so verzweifelt gewesen war, dass sie freiwillig Beruhigungsmittel genommen hatte, die Listen einfach erträumt, als sie stundenlang in der dunklen Küche saß, um für die Nachwelt all die wunderbaren Dinge an ihrem geliebten Ehemann aufzuzeichnen.
Xanax, Valium, Ambien, Zoloft. Sie hatte sich beinahe vergiftet bei dem Versuch, über den Tag zu kommen. Manchmal lag sie halb bewusstlos im Bett und beschwor Jeffreys Hände, seinen Mund auf ihrem Körper. Sie träumte dann vom letzten Mal, als sie zusammen waren, wie er ihr in die Augen geschaut hatte, so selbstbewusst, während er sie langsam zum Höhepunkt brachte. Wenn Sara dann aufwachte, merkte sie, dass sie sich wand, und sie kämpfte gegen den Drang an, sich in der Hoffnung auf wenige weitere Augenblicke dieser anderen Zeit zu verlieren.
Stunden vergeudete sie mit Schwelgen in Erinnerungen an Sex mit ihm, rief sich jedes Gefühl, jeden Zentimeter seines Körpers, jedes drastische Detail ins Gedächtnis. Wochenlang konnte sie sich nur an ihr erstes Mal erinnern, als sie sich liebten – nicht an das erste Mal, als sie Sex hatten, was einfach nur ein hektischer, lüsterner Akt der Leidenschaft gewesen war und Sara dazu gebracht hatte, am nächsten Morgen voller Scham aus ihrem eigenen Haus zu schleichen –, das erste Mal, als sie einander wirklich gehalten hatten, den Körper des anderen gestreichelt und berührt und liebkost hatten, so wie Liebende es tun.
Er war sanft. Er war zärtlich. Er hörte ihr immer zu. Er öffnete ihr die Tür. Er vertraute ihrem Urteil. Er gestaltete sein Leben um sie herum. Er war immer da, wenn sie ihn brauchte.
Früher war er einfach da gewesen.
Nach ein paar Monaten erinnerte sie sich an törichte Dinge: An einen Streit, den sie einmal gehabt hatten darüber, wie das Toilettenpapier auf den Halter gesteckt werden sollte. An eine Meinungsverschiedenheit über die Zeit, wann sie sich in einem Restaurant treffen sollten. An ihren

zweiten Hochzeitstag, als er gedacht hatte, eine Fahrt nach Auburn zu einem Football-Spiel sei ein romantisches Wochenende. An einen Ausflug zum Strand, als sie eifersüchtig geworden war wegen der Aufmerksamkeit, die eine Frau an der Bar ihm schenkte.
Er wusste, wie man das Radio im Bad reparierte. Er liebte es, ihr auf langen Reisen vorzulesen. Er fand sich mit ihrer Katze ab, die an dem Abend, als er offiziell in ihr Haus einzog, in seine Schuhe pinkelte. Er bekam Lachfältchen um die Augen, und sie küsste sie gern und dachte daran, wie wunderbar es war, mit diesem Mann älter zu werden.
Und wenn sie jetzt in den Spiegel schaute und ein neues Fältchen in ihrem Gesicht sah, dann konnte sie nur daran denken, dass sie ohne ihn älter wurde.
Sara wusste nicht, wie lange sie getrauert – oder ob sie überhaupt je aufgehört hatte. Ihre Mutter war immer die Starke gewesen und nie stärker denn zu der Zeit, als ihre Tochter sie brauchte. Tessa, Saras Schwester, hatte tagelang bei ihr gesessen, sie manchmal gehalten und gewiegt, als wäre sie ein Kind, das man trösten musste. Ihr Vater reparierte Sachen im Haus. Er brachte den Müll hinaus und ging mit dem Hund spazieren und zur Post, um ihre Sendungen abzuholen. Einmal fand sie ihn schluchzend in der Küche, er flüsterte: »Mein Kind … mein eigenes Kind …« Er weinte nicht um Sara, sondern um Jeffrey, denn er war der Sohn gewesen, den ihr Vater nie gehabt hatte.
»Sie ist völlig aufgelöst«, hatte ihre Mutter am Telefon leise Tante Bella zugeflüstert. Es war eine alte Redewendung, die die meisten gar nicht mehr verwendeten. Die Formulierung passte so perfekt zu Sara, dass sie sich ihr völlig auslieferte, sich vorstellte, wie ihre Arme und Beine sich von ihrem Körper lösten. Na und? Wozu brauchte sie Arme oder Beine oder Hände oder Füße, wenn sie nicht mehr zu ihm laufen, wenn sie ihn nicht mehr halten oder berühren konnte? Sara hatte sich nie als Frau gesehen, die einen Mann brauchte, um ihr Leben komplett zu machen, aber irgendwie war es so gekommen, dass Jeffrey sie definierte, dass sie sich ohne ihn am Ende fühlte.
Jeden Tag sagte sich Sara, dass sie aufhören würde, die Tabletten zu nehmen, aufhören würde, jede schmerzhafte Minute zu verschlafen, Minuten, die so langsam vergingen, dass sie meinte, Wochen wären vergangen, obwohl es nur Stunden waren. Als sie es schaffte, mit den

Tabletten aufzuhören, hörte sie auf zu essen. Das war keine freiwillige Entscheidung. Alles schmeckte faulig in ihrem Mund. Die Galle kam ihr hoch, egal, was ihre Mutter ihr hinstellte. Sara ging nicht mehr aus dem Haus, pflegte sich nicht mehr. Sie wollte aufhören zu existieren, aber sie wusste nicht, wie sie das tun sollte, ohne alles zu verraten, woran sie je geglaubt hatte.
Schließlich war ihre Mutter zu ihr gekommen und hatte sie angefleht: »Entscheide dich. Entweder lebst du, oder du stirbst, aber zwinge uns nicht zuzusehen, wie du dich verzehrst.«
Mit kühlem Kopf überlegte Sara sich die Alternativen. Tabletten. Seil. Eine Waffe. Ein Messer. Nichts davon würde Jeffrey zurückbringen, und nichts davon würde ändern, was passiert war.
Noch mehr Zeit verging, die Uhr tickte in die Zukunft, während sie sich danach sehnte, dass sie in die Vergangenheit ginge. Kurz vor dem ersten Todestag erkannte Sara, dass, wenn sie nicht mehr da wäre, auch ihre Erinnerungen an Jeffrey nicht mehr da wären. Sie hatten keine gemeinsamen Kinder. Sie hatten kein überdauerndes Denkmal ihrer Ehe. Es gab nur Sara, und die Erinnerungen steckten fest in Saras Kopf.
Und so hatte sie denn keine andere Wahl gehabt, als sich zusammenzureißen und diese Selbstauflösung rückgängig zu machen. Langsam fing ein schwächerer Schatten Saras wieder an zu leben. Sie stand morgens auf, joggte, arbeitete Teilzeit, versuchte, das Leben zu leben, das sie zuvor gehabt hatte, nur ohne Jeffrey. Sie hatte sich tapfer bemüht, sich durch diesen Abklatsch ihres früheren Lebens zu schleppen, aber sie schaffte es einfach nicht. Sie konnte nicht in dem Haus sein, in dem sie sich geliebt hatten, in der Stadt, in der sie miteinander gelebt hatten. Sie konnte nicht einmal zu einem typischen Sonntagsessen zu ihren Eltern gehen, weil da immer ein leerer Stuhl neben ihr stehen würde, diese Leere, die nie mehr gefüllt werden würde.
Das Stellenangebot des Grady Hospital war ihr von einem Kommilitonen an der Emory gemailt worden, der keine Ahnung hatte, was mit Sara passiert war. Er hatte es als Witz geschickt, als wollte er sagen: »Willst du in dieses Höllenloch zurück?«, aber Sara hatte schon am nächsten Tag in der Krankenhausverwaltung angerufen. Sie hatte in der Notaufnahme des Grady ihre Assistenzzeit absolviert. Sie kannte die riesige, ächzende Bestie, die das staatliche Gesundheitssystem darstellte. Sie wusste, dass

die Arbeit in einer Notaufnahme einem das Leben, ja, die Seele nehmen konnte. Einen Monat später hatte sie ihr Haus vermietet, ihre Kinderarztpraxis verkauft, die meisten Möbel verschenkt und war nach Atlanta gezogen.

Und hier war sie nun. Zwei Jahre waren vergangen, und Sara trat noch immer auf der Stelle. Sie hatte außerhalb der Arbeit nicht viele Freunde, aber sie war noch nie ein sehr geselliger Mensch gewesen. Ihr Leben hatte sich stets um ihre Familie gedreht. Ihre Schwester Tessa war immer ihre beste Freundin gewesen, ihre Mutter ihre engste Vertraute. Jeffrey war der Polizeichef des Grant County. Sara war der Coroner. Sie hatten sehr oft zusammengearbeitet, und sie fragte sich jetzt, ob ihre Beziehung so eng gewesen wäre, wenn sie beruflich getrennte Wege gegangen wären und sich nur zum Abendessen gesehen hätten.

Liebe nimmt wie Wasser immer den Weg des geringsten Widerstands. Sara war in einer Kleinstadt aufgewachsen. Als sie das letzte Mal ernsthaft geflirtet hatte, durften Mädchen Jungs noch nicht anrufen, und Jungs mussten den Vater des Mädchens um Erlaubnis fragen, ob sie mit ihrer Tochter ausgehen durften. Inzwischen wirkte das fast lächerlich, aber Sara merkte, dass sie sich danach sehnte. Sie verstand die Nuancen erwachsener Beziehungsanbahnung nicht, aber sie hatte sich gezwungen, es zu versuchen, um herauszufinden, ob auch dieser Teil von ihr mit Jeffrey gestorben war.

Seit sie nach Atlanta gezogen war, hatte es zwei Männer gegeben, beide vorgestellt durch Schwestern im Krankenhaus und beide erschöpfend gewöhnlich. Der erste Mann war attraktiv und intelligent und erfolgreich gewesen, aber hinter seinem perfekten Lächeln und seinen guten Manieren war nur absolute Leere gewesen, und er hatte sie nicht wieder angerufen, nachdem Sara bei ihrem ersten Kuss in Tränen ausgebrochen war. Die Erfahrung mit dem zweiten Mann vor zwei Monaten war ein bisschen besser gewesen, aber vielleicht hatte sie sich das nur eingeredet. Sie hatte ein Mal mit ihm geschlafen, nach vier Gläsern Wein. Sara hatte dabei die ganze Zeit die Zähne zusammengebissen, als wäre der Akt ein Test, den sie unbedingt bestehen wollte. Der Mann hatte bereits am nächsten Tag mit ihr Schluss gemacht, was sie aber erst merkte, als sie eine Woche später ihren Anrufbeantworter zu Hause abhörte.

Wenn es eines gab, das sie an ihrem Leben mit Jeffrey bedauerte, dann

war es das: Warum hatte sie ihn nicht öfter geküsst? Wie die meisten Ehepaare hatten sie eine geheime Sprache der Intimität entwickelt. Ein langer Kuss signalisierte normalerweise Lust auf Sex, nicht nur simple Zuneigung. Hin und wieder gab es ein Küsschen auf die Wange oder einen schnellen Kuss, bevor sie zur Arbeit gingen, aber nicht wie damals, als ihre Beziehung begann – als leidenschaftliche Küsse prickelnde und exotische Geschenke waren, die nicht unbedingt dazu führten, dass man sich gegenseitig die Kleider vom Leib riss.
Sara wollte zurück zu diesem Anfang, wollte noch einmal diese langen Stunden, Jeffreys Kopf auf ihrem Schoß, genießen, ihn tief küssen, mit ihren Fingern durch seine weichen Haare fahren. Sie sehnte sich nach diesen gestohlenen Augenblicken in geparkten Autos und Hausgängen und Kinos, in denen Sara dachte, sie würde aufhören zu atmen, wenn sie seinen Mund nicht auf ihrem spürte. Sie wollte diese Überraschung, ihm bei der Arbeit zusehen, diesen Ruck in ihrem Herzen, wenn sie ihn die Straße entlanggehen sah. Sie wollte das Kribbeln im Bauch, wenn das Telefon klingelte und sie seine Stimme hörte. Sie wollte den Blutandrang in ihrer Mitte, wenn sie allein im Auto fuhr oder in der Drogerie einen Gang entlangging und seinen Duft auf ihrer Haut roch.
Sie wollte ihren Liebhaber.
Der Vinylvorhang öffnete sich mit leisem Quietschen in der Führungsschiene. Jill Marino, eine der Intensivschwestern, lächelte Sara zu, als sie Annas Krankenakte aufs Bett legte.
»Eine gute Nacht gehabt?«, fragte Jill. Sie eilte geschäftig durchs Zimmer, kontrollierte die Leitungen, überprüfte, ob die Infusion korrekt lief. »Die Blutgase sind da.«
Sara öffnete die Akte und schaute sich die Werte an. In der letzten Nacht hatte der Puls-Oximeter auf Annas Finger permanent eine niedrige Sauerstoffsättigung im Blut angezeigt. Heute Morgen schien sich dieser Wert von selbst normalisiert zu haben. Sara musste den Selbstheilungskräften des Körpers immer wieder großen Respekt bezeugen. »Dabei kommt man sich fast überflüssig vor, nicht?«
»Ärzte vielleicht«, spöttelte Jill. »Aber Schwestern?«
»Gutes Argument.« Sara steckte die Hand in die Tasche ihres Arztmantels und spürte darin den Brief. Sie hatte sich nach Annas Behandlung gestern Abend umgezogen und automatisch den Brief in die

Tasche des frischen Kittels gesteckt. Vielleicht sollte sie ihn öffnen. Vielleicht sollte sie sich hinsetzen und ihn aufreißen, um es ein für alle Mal hinter sich zu bringen.
Jill fragte: »Stimmt was nicht?«
Sara schüttelte den Kopf. »Nein. Danke, dass Sie es gestern Nacht mit mir ausgehalten haben.«
»Sie haben mir die Arbeit ein bisschen einfacher gemacht«, gab die Schwester zu. Die Intensivstation war wie immer voll bis an die Decke. »Ich rufe Sie, wenn sich irgendwas ändert.« Jill legte die Hand an Annas Wange und lächelte auf die Frau hinab. »Vielleicht wacht unser Mädchen ja heute auf.«
»Da bin ich mir ziemlich sicher.« Sara glaubte nicht, dass Anna sie hören konnte, aber es gab ihr ein gutes Gefühl, es laut ausgesprochen zu hören.
Die beiden Polizisten vor der Tür tippten sich an die Mütze, als Sara den Raum verließ. Sie spürte, wie ihre Blicke ihr folgten, als sie den Gang hinunterging – nicht weil sie sie für attraktiv hielten, sondern weil sie wussten, dass sie die Witwe eines Polizisten war. Im Grady hatte Sara nie mit irgendjemandem über Jeffrey gesprochen, aber es gingen so viele Polizisten in der Notaufnahme aus und ein, dass es sich herumgesprochen hatte. Es wurde sehr schnell zu einem dieser bekannten Geheimnisse, über die jeder sprach, nur nicht vor Sara. Sie hatte nicht vorgehabt, eine tragische Figur zu werden, aber es hielt die Leute davon ab, Fragen zu stellen, deshalb beklagte sie sich nicht.
Unerklärlich war Sara allerdings, warum sie mit Faith Mitchell so offen über Jeffrey gesprochen hatte. Sara redete sich lieber ein, dass Faith einfach eine wirklich gute Polizistin war, als zuzugeben, was der Wahrheit vermutlich viel näher kam, nämlich dass Sara einsam war. Ihre Schwester lebte eine halbe Welt entfernt, ihre Eltern waren vier Stunden und ein ganzes Leben weit weg, und Saras Tage beschränkten sich auf die Arbeit und das, was gerade im Fernsehen lief, wenn sie nach Hause kam.
Was noch schlimmer war: Sie hatte den nagenden Verdacht, dass es nicht Faith war, die sie faszinierend fand, sondern der Fall. Jeffrey hatte Sara bei seinen Ermittlungen immer als Testperson für seine Hypothesen benutzt, und diese Art von Hirntätigkeit fehlte ihr.
In der letzten Nacht hatte Sara zum ersten Mal seit Ewigkeiten als

Letztes vor dem Einschlafen nicht an Jeffrey gedacht, sondern an Anna. Wer hatte sie entführt? Warum hatte man gerade sie ausgesucht? Welche Spuren waren auf ihrem Körper zu finden, die vielleicht die Motive des Ungeheuers erklärten, das ihr so wehgetan hatte? Bei dem Gespräch mit Faith gestern Abend in der Cafeteria hatte Sara endlich wieder das Gefühl gehabt, ihr Hirn tue etwas Nützlicheres, als sie nur am Leben zu halten. Und wahrscheinlich war es für eine ziemlich lange Zeit wieder einmal das letzte Mal, dass sie sich so gefühlt hatte.
Sara rieb sich die Augen. Sie hatte gewusst, dass das Leben ohne Jeffrey schmerzlich sein würde. Nicht vorbereitet war sie allerdings darauf, dass es so unwichtig sein würde.
Sie war schon fast bei den Aufzügen, als ihr Handy klingelte. Sie drehte sich auf dem Absatz um, und als sie das Handy aufklappte, ging sie bereits zu Annas Zimmer zurück. »Bin schon unterwegs.«
Mary Schroder sagte: »Sonny ist seit ungefähr zehn Minuten weg.« Sara blieb stehen, bei den Worten der Schwester gab es ihr einen Stich ins Herz. Sonny war Marys Mann, ein Streifenpolizist, der in der Frühschicht arbeitete. Was meinte sie mit weg? Ohnmächtig oder unterwegs? »Ist er okay?«
»Sonny?«, fragte Mary. »Natürlich. Wo sind Sie?«
»Oben in der Intensivstation.« Sara drehte sich wieder um und kehrte zu den Aufzügen zurück. »Was ist los?«
»Sonny bekam einen Anruf über einen kleinen Jungen, der allein vor dem City Foods an der Ponce de Leon zurückgelassen wurde. Sechs Jahre alt. Der arme Kerl saß drei Stunden lang auf dem Rücksitz des Autos.«
Sara drückte auf den Aufzugsknopf. »Wo ist die Mutter?«
»Verschwunden. Ihre Handtasche liegt auf dem Vordersitz, der Schlüssel steckt in der Zündung, und auf dem Boden neben dem Auto ist Blut.«
Sara spürte, wie ihr Herzschlag sich wieder beschleunigte. »Hat der Junge irgendwas gesehen?«
»Er ist viel zu verstört, um zu reden, und Sonny kann das einfach nicht. Er weiß nicht, wie er mit Kindern in diesem Alter umgehen soll. Sind Sie auf dem Weg nach unten?«
»Ich warte auf den Aufzug.« Sara fragte wegen der Zeit noch einmal nach. »Ist Sonny sicher, was die drei Stunden angeht?«

»Dem Geschäftsführer fiel das Auto auf, als er zur Arbeit kam. Er sagte, die Mutter sei zuvor da gewesen, hätte völlig durchgedreht, weil sie ihren Jungen nicht finden konnte.«
Sara drückte noch einmal auf den Knopf, obwohl sie wusste, dass es sinnlos war. »Warum hat er drei Stunden gewartet, bis er anrief?«
»Weil Leute Arschlöcher sind«, antwortete Mary. »Einige Leute sind ganz einfach gottverdammte Arschlöcher.«

7. Kapitel

Faiths roter Mini stand in ihrer Einfahrt, als sie an diesem Morgen aufwachte. Anscheinend war Amanda Will hierher gefolgt und hatte ihn dann nach Hause gefahren. Er hatte wahrscheinlich gedacht, er tue Faith einen Gefallen, aber sie hätte ihn am liebsten über glühende Kohlen gezogen. Als Will heute Morgen angerufen hatte, um ihr zu sagen, dass er sie wie gewohnt um halb neun abholen werde, hatte sie nur hochnäsig »Gut« geblafft.

Ihre Wut hatte sich etwas gelegt, als Will ihr berichtete, was letzte Nacht passiert war – sein idiotischer Abstieg in die Höhle, die Entdeckung des zweiten Opfers, der Schlagabtausch mit Amanda. Letzteres klang besonders anstrengend; mit Amanda war es nie einfach. Will hatte erschöpft geklungen, und Faith hatte Mitleid mit ihm, als er die im Baum hängende Frau beschrieb, aber kaum hatte sie aufgelegt, war sie wieder wütend auf ihn.

Was hatte er sich dabei gedacht, allein in diese Höhle zu steigen, nur mit diesem Idioten Fierro oben am Eingang? Warum, zum Teufel, hatte er sie nicht angerufen, damit sie ihm bei der Suche nach dem zweiten Opfer half? Warum, in Gottes Namen, glaubte er, er tue ihr einen Gefallen, indem er sie davon abhielt, ihre Arbeit zu erledigen? Hielt er sie nicht für fähig, für nicht gut genug? Faith war nicht irgendein nutzloses Maskottchen. Ihre Mutter war Polizistin gewesen. Faith hatte sich schneller als jeder andere in der Truppe von der Streifenpolizistin zur Detective im Morddezernat hochgearbeitet. Sie hatte keine Gänseblümchen gepflückt, als Will über sie stolperte. Sie war nicht der verdammte Watson für seinen Sherlock Holmes.

Faith hatte sich gezwungen, tief durchzuatmen. Sie war klar genug, um zu erkennen, dass der Grad ihrer Wut vielleicht unverhältnismäßig war. Erst als sie sich an den Tisch setzte und ihren Blutzucker maß, wurde ihr bewusst, wieso. Sie hatte wieder einen Wert um einhundertfünfzig, was laut »Ihr Leben mit Diabetes« einen Menschen nervös und reizbar machen konnte. Es verringerte ihre Nervosität und Reizbarkeit nicht gerade, als sie versuchte, sich mit dem Insulinstift zu spritzen.

Ihre Hände waren ruhig, als sie an dem Rädchen drehte, um die, wie sie hoffte, korrekte Dosis einzustellen, aber ihr Bein fing an zu zittern, als sie versuchte, sich selbst mit der Nadel zu stechen. Offensichtlich hielt irgendein Teil ihres Unterbewusstseins ihre Hand wie erstarrt über dem zitternden Bein, unfähig, sich selbst Schmerz zuzufügen. Wahrscheinlich lag auch die Ursache dafür, dass Faith unfähig war zu einer langfristigen Beziehung mit einem Mann, irgendwo in der Nähe dieser gestörten Region.

»Scheiß drauf«, sagte sie, als sie den Stift in den Schenkel rammte und den Knopf drückte. Die Nadel brannte wie Höllenfeuer, obwohl die Broschüre für das Ding behauptete, es sei praktisch schmerzfrei. Wahrscheinlich fühlte sich ein Stich in den Oberschenkel oder in den Bauch erst dann relativ schmerzfrei an, wenn man sich schon unzählige Male pro Woche gepiekt hatte, aber Faith war noch nicht so weit, und sie konnte sich nicht vorstellen, jemals so weit zu sein. Als sie die Nadel wieder herauszog, schwitzte sie so heftig, dass ihre Achseln klebten.

Die nächste Stunde brachte sie zwischen Telefon und Internet zu, sie kontaktierte diverse Behörden, um die Ermittlungen in Schwung zu bringen, und jagte sich zwischendurch selbst eine Heidenangst ein, indem sie Diabetes Typ 2 auf ihrem Laptop googelte. Die ersten zehn Minuten verbrachte sie in der Warteschleife des Atlanta Police Department und suchte unterdessen nach alternativen Diagnosen für den Fall, dass Sara Linton sich geirrt hatte. Das erwies sich als Wunschtraum, und als Faith dann in der Warteschleife des Forensiklabors des GBI in Atlanta hing, stolperte sie über den ersten Diabetes-Blog. Sie fand einen zweiten, dann noch einen – Tausende von Leuten, die sich über die Mühsal des Lebens mit einer chronischen Krankheit ausheulten.

Faith las über Pumpen und Kontrollgeräte und diabetische Netzhauterkrankungen und Durchblutungsstörungen und Libidoverlust und all die wunderbaren Dinge, die der Diabetes einem bescheren konnte. Es gab Wunderheilmittel und Testberichte über Geräte und einen Verrückten, der behauptete, Diabetes sei eine Intrige der Regierung, um arglosen Menschen Milliarden von Dollar zur Finanzierung des Kriegs um Öl zu entlocken.

Während Faith sich durch die Verschwörungsseiten arbeitete, war sie

bereit, alles zu glauben, was sie möglicherweise davor bewahrte, den Rest ihres Lebens unter permanenter Selbstkontrolle verbringen zu müssen. Nachdem sie ein Leben lang jeder Diätmode gefolgt war, die *Cosmopolitan* hervorwürgen konnte, wusste sie, wie man Kohlenhydrate und Kalorien zählte, aber der Gedanke, aus sich ein menschliches Nadelkissen machen zu müssen, war beinahe unerträglich. Völlig deprimiert – und in der Warteschleife bei Equifax – hatte sie sich schnell zurückgeklickt zu den pharmazeutischen Sites mit ihren Bildern von lächelnden, gesunden Diabetikern, die Fahrrad fuhren und Yoga machten, mit Hündchen, Kätzchen, kleinen Kindern und Drachen spielten. Diese Frau, die da ein entzückendes Baby durch die Luft schwenkte, litt mit Sicherheit nicht an vaginaler Trockenheit.

Und mit Sicherheit hätte Faith, nachdem sie den ganzen Vormittag am Telefon verbracht hatte, die Praxis dieser Ärztin anrufen und einen Termin für den späteren Nachmittag vereinbaren können. Sie hatte die Nummer, die Sara ihr aufgeschrieben hatte – natürlich hatte sie sich über Delia Wallace informiert, hatte recherchiert, ob man sie wegen ärztlicher Fahrlässigkeit verklagt oder wegen Fahren unter Alkohol verurteilt hatte. Faith wusste jedes Detail über die Ausbildung dieser Ärztin sowie über ihr Fahrverhalten, dennoch konnte sie sich nicht dazu überwinden, diesen Anruf zu machen.

Faith wusste, dass ihr wegen der Schwangerschaft eine längere Zeit ausschließlich hinter dem Schreibtisch bevorstand. Amanda hatte ein Verhältnis mit Faiths Onkel Ted gehabt, bis die Beziehung etwa zu der Zeit, als Faith in die Junior Highschool kam, in die Brüche ging. Aber Chefin Amanda war anders als Tante Amanda. Sie würde Faith das Leben zur Hölle machen auf eine Art, wie nur eine Frau es kann, weil sie etwas getan hatte, was die meisten Frauen tun. Auf diese Art von Hölle war Faith gefasst, aber würde man ihr auch erlauben, in ihren Job zurückzukehren, obwohl sie Diabetes hatte?

Konnte sie hinausgehen, eine Waffe führen und die bösen Jungs fangen, wenn ihr Blutzucker aus dem Lot war? Körperliche Anstrengung konnte zu einem jähen Absinken des Blutzuckerspiegels führen. Was, wenn sie einen Verdächtigen jagte und ohnmächtig wurde? Auch emotionale Momente konnten den Blutzuckerhaushalt beeinflussen. Was, wenn sie einen Zeugen befragte und sich aufführte wie eine Verrückte, bis man

die Abteilung für innere Angelegenheiten einschalten musste? Und was war mit Will? Konnte man darauf vertrauen, dass sie ihm den Rücken deckte? Trotz all ihr Klagen über ihren Partner fühlte sie sich für diesen Mann verantwortlich. Manchmal war sie seine Navigatorin, sein Puffer gegen die Welt und seine große Schwester. Wie konnte sie Will schützen, wenn sie sich selbst nicht schützen konnte?
Vielleicht hatte sie in dieser Sache keine eigene Entscheidungsmöglichkeit.
Faith starrte ihren Monitor an und überlegte, ob sie noch eine Suche starten sollte, um herauszufinden, was die Standardpolitik der Ermittlungsbehörden bei Diabetikern war. Wurden sie hinter Schreibtische gesteckt, bis sie vertrockneten oder selbst kündigten? Wurden sie gefeuert? Ihre Hände wanderten zum Laptop, die Finger lagen auf der Tastatur. Wie schon bei dem Insulinstift versteifte ihr Hirn die Muskeln, sodass sie keine Taste drücken konnte. Ihr Zeigefinger tippte leicht auf das H, wie bei einem nervösen Tic, und wieder trat ihr der Angstschweiß auf die Stirn. Als das Telefon klingelte, wäre sie beinahe vom Stuhl gefallen.
»Guten Morgen«, sagte Will. »Ich bin draußen, wenn Sie fertig sind.«
Faith klappte den Laptop zu. Sie sammelte ihre Telefonnotizen zusammen, stopfte sich ihre Diabetes-Utensilien in die Handtasche und ging zur Tür hinaus, ohne sich noch einmal umzudrehen.
Will saß in einem zivilen, schwarzen Dogde Charger, eine ganz besondere Schönheit mit einem Schlüsselkratzer im Kotflügel über dem Hinterrad und einer langen, auf eine Sprungfeder montierten Antenne, mit der man alle Signale in einem Umkreis von hundert Meilen einfangen konnte. Sogar ein blinder Dreijähriger hätte das Fahrzeug als Bullenkarre erkannte.
Sie öffnete die Tür, und Will sagte: »Ich habe Jacquelyn Zabels Adresse in Atlanta.«
Er meinte das zweite Opfer, die Frau, die mit dem Kopf nach unten in einem Baum gehangen hatte.
Faith stieg ein und schnallte sich an. »Wie?«
»Der Sheriff von Walton Beach hat mich heute Morgen angerufen. Sie haben die Nachbarn dort befragt. Offensichtlich kam ihre Mutter erst kürzlich in ein Seniorenheim, und Jacquelyn räumte dort das Haus aus,

um es zu verkaufen.«
»Wo ist das Haus?«
»Inman Park. Charlie trifft sich dort mit uns. Ich habe die Polizei von Atlanta um Unterstützung gebeten. Sie sagen, sie überlassen mir für ein paar Stunden zwei Streifenwagen.« Er stieß rückwärts in die Einfahrt zurück und schaute dabei Faith an. »Sie sehen besser aus. Haben Sie gut geschlafen?«
Faith antwortete nicht. Sie zog ihr Notizbuch heraus und ging die Liste mit den Dingen durch, die sie am Morgen per Telefon erledigt hatte. »Ich habe die Holzsplitter unter Annas Fingernägeln in unser Labor schicken lassen. Und gleich als Erstes habe ich einen Techniker ins Krankenhaus geschickt, um ihr die Fingerabdrücke abzunehmen. Ich habe eine landesweite Anfrage nach allen vermissten Frauen herausgegeben, auf die Annas Alter und Beschreibung passen – man will einen Zeichner zu ihr schicken, der ein Porträt anfertigt. Ihr Gesicht ist ziemlich übel zugerichtet. Ich weiß nicht, ob man sie auf einem Foto erkennen würde.« Sie blätterte um und überflog ihre Notizen. »Ich habe NBIC und VICAB nach vergleichbaren Fällen durchsucht – das FBI hat nichts Vergleichbares im Archiv, ich habe trotzdem unsere Details in die Datenbank eingegeben, für den Fall, dass es doch irgendwo eine Übereinstimmung gibt.« Sie blätterte zur nächsten Seite. »Ich habe eine Überwachung von Jacquelyn Zabels Kreditkarten veranlasst, damit wir es erfahren, falls irgendjemand sie benutzt. Ich habe in der Leichenhalle angerufen, die Autopsie ist für elf Uhr angesetzt. Ich habe die Coldfields angerufen – das Ehepaar in dem Buick, von dem Anna angefahren wurde. Sie sagten, wir könnten in dem Heim, in dem Judith ehrenamtlich arbeitet, vorbeikommen, um mit ihnen zu reden, obwohl sie diesem netten Detective Galloway bereits alles gesagt hätten, was sie wissen. Und weil wir gerade von diesem Wichser reden, ich habe heute Morgen Jeremy in seinem Wohnheim aufgeweckt und ihn auf Galloways Anrufbeantworter sagen lassen, er sei vom Finanzamt und müsse wegen gewisser Unregelmäßigkeiten mit ihm reden.«
Will kicherte über den letzten Teil.
»Wir warten noch darauf, dass Rockdale uns die Tatortberichte und die Zeugenaussagen faxt. Und das wäre dann alles, was ich habe.« Faith klappte ihr Notizbuch zu. »Und, was haben Sie heute Morgen getan?«

Er nickte zu dem Getränkehalter. »Ich habe Ihnen heiße Schokolade besorgt.«
Faith starrte den Plastikbecher sehnsüchtig an und hätte liebend gerne die Schaumkrone aus geschlagener Sahne abgeleckt, die durch den Schlitz in dem Deckel quoll. Sie hatte Sara Linton belogen, was ihre Essgewohnheiten anging. Ihr letztes Jogging war ein Sprint von ihrem Auto zur Tür des Zesto's gewesen, weil sie gehofft hatte, noch einen Milchshake zu ergattern, bevor sie schlossen. Ihr Frühstück bestand normalerweise aus einem Pop-Tart und einer Diet Coke, diesen Morgen jedoch hatte sie ein gekochtes Ei und eine Scheibe trockenen Toast gegessen, ein Frühstück, wie man es im Bezirksgefängnis bekam. Der Zucker in der heißen Schokolade würde sie wahrscheinlich umbringen, und deshalb sagte sie: »Nein danke«, bevor sie es sich anders überlegen konnte.
»Wissen Sie«, setzte er an, »wenn Sie abnehmen wollen, könnte ich …«
»Will«, unterbrach sie ihn, »ich bin die letzten achtzehn Jahre meines Lebens auf Diät. Wenn ich mich gehen lassen will, dann lasse ich mich gehen.«
»Ich habe ja nicht gesagt …«
»Außerdem habe ich nur fünf Pfund zugenommen«, log sie. »Es ist ja nicht so, dass ich ein Goodyear-Logo auf dem Hintern habe.«
Will schaute auf die Handtasche auf ihrem Schoß und presste die Lippen zusammen. Schließlich sagte er: »Tut mir leid.«
»Vielen Dank.«
»Wenn Sie nicht …« Er beendete den Satz nicht, sondern nahm den Becher aus dem Halter. Faith schaltete das Radio an, damit sie ihn nicht schlucken hören musste. Es war leise gestellt, und sie hörte das Gemurmel eines Nachrichtensprechers aus den Lautsprechern dringen. Sie drückte Knöpfe, bis sie etwas Sanftes und Harmloses fand, das ihr nicht auf die Nerven ging.
Sie spürte, wie der Sicherheitsgurt sich straffte, als Will wegen eines Fußgängers bremste, der über die Straße rannte. Faith hatte keine Entschuldigung dafür, dass sie ihn anblaffte, und er war ja nicht blöd – er merkte offensichtlich, dass etwas nicht stimmte, aber wie üblich wollte er sie nicht bedrängen. Es tat ihr beinahe leid, dass sie ihm nichts sagte, aber Will war auch nicht gerade berühmt für seine Mitteilsamkeit. Nur

durch Zufall war sie darauf gekommen, dass er Legastheniker war. Zumindest hielt sie es für Legasthenie. Leseprobleme hatte er auf jeden Fall, aber sie hatte keine Ahnung, was genau dahintersteckte. Faith hatte ihn beobachtet und herausgefunden, dass er einige Wörter lesen konnte, dass er aber ewig dazu brauchte und sie sehr oft auch falsch interpretierte. Als sie versuchte, ihn nach einer möglichen Diagnose zu fragen, hatte er ihr so barsch das Wort abgeschnitten, dass Faith rot geworden war vor Verlegenheit, diese Frage überhaupt gestellt zu haben. Sie hasste es zuzugeben, dass er recht damit hatte, sein Problem zu verbergen. Faith arbeitete lange genug bei der Truppe, um zu wissen, dass die meisten Polizisten gerade erst dem Urschlamm entstiegen waren. Sie waren ein eher konservativer Haufen und Ungewöhnlichem gegenüber nicht gerade aufgeschlossen. Vielleicht weil sie sich mit den verrücktesten Elementen, die die Gesellschaft zu bieten hatte, herumschlagen mussten, wiesen sie alles Anomale in ihren eigenen Reihen zurück. Faith wusste, falls Wills Legasthenie bekannt werden würde, würde kein Polizist in seiner Umgebung ihm das unkommentiert durchgehen lassen. Er hatte schon jetzt Schwierigkeiten, akzeptiert zu werden. Dann aber würde er zum permanenten Außenseiter werden.
Will fuhr rechts auf die Moreland Avenue, und sie fragte sich, woher er wusste, wohin sie mussten. Richtungen waren eine Herausforderung für ihn, rechts und links eine beinahe unüberwindliche Schwierigkeit. Dennoch verstand er es unglaublich geschickt, sein Problem zu verbergen. Für die Zeiten, da sein schockierend gutes Gedächtnis nicht ausreichte, hatte er einen Digitalrekorder, den er in der Tasche trug wie die meisten anderen Polizisten ihren Notizblock. Manchmal machte er einen Fehler, aber meistens staunte Faith über seine Leistungen. Er hatte es durch die Schule und dann durchs College geschafft, und niemand hatte auch nur bemerkt, dass er ein Problem hatte. Dass er in einem Waisenhaus aufgewachsen war, hatte ihm auch nicht gerade einen guten Start ins Leben ermöglicht. Auf seinen Erfolg konnte er wirklich stolz sein, und das machte die Tatsache, dass er seine Behinderung verbergen musste, nur noch herzzerreißender.
Sie waren mitten in Little Five Points, einem eklektischen Teil der Stadt, in dem schäbige Bars neben überteuerten Boutiquen standen, als Will endlich sprach. »Alles okay mit Ihnen?«

»Ich habe gerade überlegt«, setzte Faith an, auch wenn sie dann nicht sagte, was sie eigentlich dachte. »Was wissen wir über die Opfer?«
»Beide haben dunkle Haare. Beide sind fit, attraktiv. Wir glauben, der Name der Frau im Krankenhaus ist Anna. Laut dem Führerschein ist diejenige, die im Baum hing, Jacquelyn Zabel.«
»Was ist mit Fingerabdrücken?«
»Auf dem Taschenmesser war ein latenter Abdruck, der zu Zabel gehört. Der Abdruck auf dem Führerschein brachte kein Ergebnis – er stammt nicht von Zabel, und es gibt auch keine Übereinstimmung im Computer.«
»Wir könnten ihn mit Annas Abdrücken vergleichen. Falls Anna den Führerschein berührte, dann wissen wir, dass sie und Jacquelyn gemeinsam in dieser Höhle waren.«
»Gute Idee.«
Faith kam sich vor, als müsste sie ihm alles aus der Nase ziehen, aber bei ihrer Launenhaftigkeit in der letzten Zeit konnte sie ihm seine Zurückhaltung kaum vorwerfen. »Haben Sie sonst noch etwas über Zabel herausgefunden?«
Er zuckte die Achseln, als wäre das nicht so wichtig, spulte dann aber eine ganze Liste ab. »Jacquelyn Zabel war achtunddreißig, unverheiratet, keine Kinder. Das Florida Law Enforcement Bureau gibt uns Amtshilfe – sie werden ihre Wohnung durchsuchen, ihre Telefonate überprüfen und versuchen, ihre nächsten Verwandten neben ihrer Mutter, die in Atlanta lebte, zu finden. Der Sheriff sagt, dass niemand in der Stadt Zabel sonderlich gut kannte. Sie hat eine Nachbarin, die man als eine Art Freundin bezeichnen könnte, die ihr die Blumen gießt, aber sonst nichts über sie weiß. Es gibt einen Streit mit einigen anderen Nachbarn wegen Mülltonnen, die auf der Straße stehen gelassen werden. Der Sheriff sagt, Zabel hat in den letzten sechs Monaten mehrmals Leute wegen Lärms bei Poolpartys und vor ihrem Haus abgestellten Autos angezeigt.«
Faith verkniff sich die Frage, warum er ihr das alles nicht sofort erzählt hatte. »Hat der Sheriff Zabel je persönlich kennengelernt?«
»Er sagte, er habe ein paar ihrer Beschwerdeanrufe persönlich entgegengenommen und habe sie nicht als besonders angenehme Person empfunden.«
»Soll heißen, er sagte, sie wäre ein Miststück gewesen«, entgegnete

Faith. Für einen Polizisten hatte Will ein erstaunlich sauberes Vokabular.
»Womit hat sie ihren Lebensunterhalt verdient?«
»Immobilien. Der Markt ist zwar gerade am Boden, aber sie scheint ihre Schäfchen im Trockenen zu haben – Haus am Strand, BMW, Boot im Jachthafen.«
»War die Batterie, die Sie in der Höhle gefunden haben, denn nicht eine Schiffsbatterie?«
»Ich habe den Sheriff das Boot überprüfen lassen. Die Batterie ist noch da.«
»War aber einen Versuch wert«, murmelte Faith und dachte dabei, dass sie noch immer nach Strohhalmen griffen.
»Charlie sagt, die Batterie, die wir in der Höhle gefunden haben, ist mindestens zehn Jahre alt. Alle Nummern sind abgeschabt. Er will versuchen, noch ein paar Informationen über sie herauszufinden, aber das bringt wahrscheinlich wenig. Man kriegt solche Dinger auch auf Flohmärkten.« Will zuckte die Achseln und fügte hinzu: »Das Einzige, was die Batterie uns sagt, ist, dass der Kerl genau wusste, was er damit tun wollte.«
»Warum das?«
»Eine Autobatterie ist dafür ausgelegt, kurze, starke Stromstöße abzugeben, wie man sie etwa braucht, um ein Auto zu starten. Sobald der Motor läuft, übernimmt die Lichtmaschine, und die Batterie wird nicht mehr gebraucht, bis man das Auto das nächste Mal starten will. Eine Schiffsbatterie wie die aus der Höhle ist eine sogenannte Tiefentladungsbatterie, was bedeutet, dass sie über längere Zeit hinweg einen stetigen Stromfluss abgibt. Eine Autobatterie würde sehr schnell kaputtgehen, wenn man versucht, sie zu benutzen, wie unser Kerl es getan hat. Die Schiffsbatterie würde Stunden durchhalten.«
Faith ließ diese Sätze unkommentiert, während ihr Hirn versuchte, den Sinn zu verstehen. Doch verstehen konnte man diese ganze Sache sowieso nicht: Was diesen Frauen angetan worden war, war nicht das Produkt eines gesunden Verstands.
Sie fragte: »Wo ist Jacquelyn Zabels BMW?«
»Nicht in ihrer Einfahrt in Florida. Und nicht vor dem Haus ihrer Mutter.«
»Haben Sie eine Fahndung nach dem Fahrzeug ausgegeben?«

»Sowohl in Georgia wie in Florida.« Er griff auf den Rücksitz und holte eine Handvoll Mappen nach vorn. Sie waren alle farbcodiert, und er blätterte sie durch, bis er die orangefarbene fand, die er Faith gab. Sie schlug den Ordner auf und sah einen Ausdruck des Florida Department of Motor Vehicles. Jacquelyn Alexandra Zabels Führerschein starrte sie an, das Foto zeigte eine sehr attraktive Frau mit langen, dunklen Haaren und braunen Augen. »Sie ist hübsch«, sagte Faith.
»Anna ebenfalls«, bemerkte Will. »Braune Haare, braune Augen.«
»Unser Kerl bevorzugt einen bestimmten Typ.« Faith schlug die nächste Seite auf und las das Verkehrsregister der Frau laut vor. »Zabels Auto ist ein roter BMW 540i, Baujahr 2008. Vor sechs Monaten Strafzettel wegen Geschwindigkeitsübertretung, weil sie in einer Fünfundfünfzig-Meilen-Zone achtzig gefahren ist. Letzten Monat hatte sie ein Stoppschild in einer Schulzone ignoriert. Vor zwei Wochen Verweigerung des Alkoholtests bei einer Verkehrskontrolle, Gerichtsverhandlung steht noch bevor.« Sie blätterte die Seiten durch. »Ihr Register war ziemlich sauber bis vor einem halben Jahr.«
Will kratzte sich abwesend den Unterarm, während er an einer Ampel wartete. »Vielleicht ist irgendwas passiert.«
»Was ist mit diesen Notizen, die Charlie in der Höhle fand?«
»›Ich werde mir nichts versagen‹«, zitierte er und nahm den blauen Ordner zur Hand. »Die Blätter werden gerade auf Fingerabdrücke untersucht. Sie stammen aus einem gewöhnlichen Spiralblock, sind mit Bleistift beschrieben, wahrscheinlich von einer Frau.«
Faith schaute sich die Kopie an, derselbe Satz immer und immer wieder, so wie sie es damals in der Junior Highschool oft zur Strafe hatte tun müssen. »Und die Rippe?«
Er kratzte sich noch immer den Arm. »Keine Spur der Rippe in der Höhle oder der direkten Umgebung.«
»Ein Souvenir?«
»Vielleicht«, sagte er. »Jacquelyn hatte keine Schnitte an ihrem Körper.« Er korrigierte sich: »Ich meine, keine tiefen Schnitte, wie Anna sie an der Stelle hatte, wo die Rippe entfernt wurde. Doch beide sahen aus, als hätten sie ansonsten dasselbe durchleiden müssen.«
»Folter.« Faith versuchte, sich in das Denken des Täters hineinzuversetzen. »Er hält eine Frau oben auf der Pritsche gefangen und

die andere darunter. Vielleicht tauscht er sie aus – tut Anna was Schreckliches an, nimmt sich dann Jacquelyn vor und fügt ihr dasselbe zu.«
»Und tauschte sie dann wieder aus«, sagte Will. »Also hörte Jacquelyn vielleicht, was Anna mit der Rippe passierte, wusste, was ihr bevorstand, und nagte sich durch das Seil um ihr Handgelenk.«
»Sie muss das Messer gefunden haben, oder sie hatte es unter der Pritsche bei sich.«
»Charlie untersuchte die Unterseite der Latten auf der Pritsche. Er fügte sie in der ursprünglichen Reihenfolge wieder zusammen. Die Spitze eines sehr scharfen Messers ritzte die Mitte jeder Latte, offensichtlich wurde an dieser Stelle das Seil von unterhalb der Pritsche durchgeschnitten, vom Kopf zum Fuß.«
Faith unterdrückte ein Schaudern, als sie das Offensichtliche feststellte. »Jacquelyn lag unter der Pritsche, während Anna verstümmelt wurde.«
»Und sie war höchstwahrscheinlich noch am Leben, als wir den Wald durchsuchten.«
Faith öffnete den Mund, um etwas zu sagen wie: »Das war nicht Ihre Schuld«, aber sie wusste, dass Worte sinnlos waren. Sie hatte selbst ein schlechtes Gewissen, weil sie bei der Suche nicht dabei gewesen war. Sie konnte sich nicht vorstellen, wie Will sich fühlte, denn immerhin war er im Wald herumgestolpert, während die Frau starb.
Stattdessen fragte sie: »Was ist mit Ihrem Arm?«
»Was meinen Sie?«
»Sie kratzen sich die ganze Zeit.«
Er hielt an und schaute zu den Straßenschildern hoch.
»Hamilton«, las Faith.
Er schaute auf die Uhr, ein Trick, den er benutzte, um rechts von links zu unterscheiden. »Beide Opfer waren vermutlich wohlhabend«, sagte er und bog rechts auf die Hamilton ein. »Anna war unterernährt, aber ihre Haare waren hübsch – die Farbe, meine ich –, und sie hatte sich erst vor Kurzem die Finger maniküren lassen. Der Lack war abgeblättert, aber die Nägel sahen professionell gemacht aus.«
Faith fragte nicht nach, warum er eine professionelle Maniküre von einer amateurhaften unterscheiden konnte. »Die Frauen waren keine Prostituierten. Sie hatten feste Wohnsitze und wahrscheinlich Jobs. Es ist

ungewöhnlich, dass ein Killer sich Opfer aussucht, die vermisst werden.«
»Motiv, Mittel, Gelegenheit«, zählte er auf, die Grundfragen jeder Ermittlung. »Das Motiv ist Sex und Folter und vielleicht die Entnahme der Rippe.«
»Mittel«, sagte Faith und versuchte sich vorzustellen, auf welche Weise der Killer seine Opfer entführt hatte. »Vielleicht manipuliert er ihre Autos, damit sie liegenbleiben. Er könnte ein Mechaniker sein.«
»BMWs sind mit Fahrerunterstützung ausgerüstet. Man drückt auf einen Knopf, und sofort erhält man einen Anruf aus einer Werkstatt, und sie schicken einen Abschleppwagen.«
»Toll«, sagte Faith. Der Mini war der BMW des armen Mannes, das bedeutete, man musste selbst anrufen, wenn man eine Panne hatte.
»Jacquelyn löst gerade den Hausstand ihrer Mutter auf. Das heißt, sie hat sich wahrscheinlich mit einer Umzugs- oder einer Haushaltsauflösungsfirma in Verbindung gesetzt.«
»Sie bräuchte einen Termiten-Bescheid, um das Haus zu verkaufen«, ergänzte Will. Im Großteil des Südens bekam man keine Hypothek auf ein Haus ohne den Nachweis, dass die Fundamente termitenfrei waren.
»Das heißt, unser böser Junge könnte ein Kammerjäger, ein Handwerker, ein Umzugsspezialist sein …«
Faith zog einen Stift heraus und schrieb auf den Rücken der orangenen Mappe eine Liste. »Ihre Lizenz als Maklerin gilt hier bei uns nicht, also bräuchte sie auch einen Makler aus Atlanta, um das Haus zu verkaufen.«
»Außer sie entschied sich für einen Verkauf durch den Besitzer, und in diesem Fall hätte sie ein offenes Haus führen müssen, und die ganze Zeit wären Fremde gekommen und gegangen.«
»Warum hat niemand bemerkt, dass sie verschwunden ist?«, fragte Faith.
»Sara meinte, Anna sei vor mindestens vier Tagen verschleppt worden.«
»Wer ist Sara?«
»Sara Linton«, sagte Faith. Er zuckte die Achseln, und sie musterte ihn eingehend. Will vergaß nie Namen. Er vergaß nie irgendwas. »Die Ärztin von gestern.«
»Heißt sie so?«
Faith verkniff sich ein »Kommen Sie.«
Er fragte: »Wie konnte sie wissen, wie lange Anna festgehalten wurde?«
»Sie war mal Coroner in einem County weiter südlich.«

Will zog die Augenbrauen hoch. Er bremste, um sich wieder ein Straßenschild anzuschauen. »Coroner? Das ist merkwürdig.«
Das musste gerade er sagen. »Sie war Coroner *und* Kinderärztin.«
Will murmelte etwas, während er das Schild zu entziffern versuchte. »Ich habe sie für eine Tänzerin gehalten.«
»Woodland«, las Faith. »Tänzerin? Sie ist einen Meter achtzig groß.«
»Tänzerinnen können groß sein.«
Faith biss die Zähne zusammen, damit sie nicht laut auflachte. »Wie auch immer.« Sonst sagte er nichts mehr, offensichtlich wollte er diesen Teil der Unterhaltung abschließen.
Sie betrachtete sein Profil, während er das Lenkrad drehte, bemerkte, wie er konzentriert auf die Straße vor sich starrte. Will war ein attraktiver Mann, man könnte ihn sogar als gut aussehend bezeichnen, aber er war ungefähr so selbstsicher wie eine Nacktschnecke. Seine Frau, Angie Polaski, schien über seine Eigenarten hinwegzusehen – darunter seine peinliche Unfähigkeit zu Smalltalk und die anachronistischen, dreiteiligen Anzüge, die er immer trug. Im Gegenzug schien Will darüber hinwegzusehen, dass Angie mit der halben Polizeitruppe von Atlanta geschlafen hatte, darunter auch – falls man dem Graffiti in der Damentoilette im dritten Stock glaubte – mit ein paar Frauen. Die beiden hatten sich im Atlanta Children's Home kennengelernt, und Faith nahm an, dass diese Gemeinsamkeit sie eng miteinander verband. Sie waren beide Waisen, beide im Stich gelassen von vermutlich beschissenen Eltern. Wie bei allem, was sein Privatleben betraf, redete Will auch hier nicht über Details. Faith hatte nicht einmal gewusst, dass er und Angie offiziell verheiratet waren, bis Will eines Morgens mit einem Ehering auftauchte. Und sie hatte auch bis jetzt nie mitbekommen, dass Will einer anderen Frau auch nur einen flüchtigen Blick zuwarf.
»Dort ist es«, sagte er und bog rechts in eine schmale, von Bäumen gesäumte Straße ein. Sie sah den weißen Spurensicherungstransporter vor einem sehr kleinen Haus. Charlie Reed und zwei seiner Assistenten durchsuchten bereits den Müll am Straßenrand. Wer immer den Müll nach draußen gebracht hatte, war die ordentlichste Person auf der Welt. Am Bordstein standen Schachteln aufgestapelt, drei Reihen mit jeweils zwei, alle beschriftet. Am Bordstein standen mehrere große, schwarze Mülltüten, aufgereiht wie Wachposten. Auf der anderen Seite befanden

sich präzise aufeinandergelegt eine Matratze samt Bettkasten und einige Möbelstücke, die die örtlichen Sperrmüllsammler noch nicht entdeckt hatten. Hinter Charlies Transporter standen zwei leere Streifenwagen der Atlanta Police, und Faith nahm an, dass die Uniformierten, die Will angefordert hatte, bereits die Nachbarschaft befragten.
Faith sagte: »Ihr Ehemann war Polizist. Er wurde im Dienst getötet. Ich hoffe, man hat den Mistkerl gegrillt.«
»Wessen Ehemann?«
Er wusste verdammt gut, von wem sie redete. »Sara Lintons. Der tanzenden Ärztin.«
Will schaltete in den Parkmodus und stellte den Motor ab. »Ich habe Charlie gebeten, mit der Untersuchung des Hauses zu warten.« Er zog zwei Paar Gummihandschuhe aus seiner Sakkotasche und gab Faith eines. »Ich vermute ja, dass alles für den Umzug verpackt ist, aber man kann nie wissen.«
Faith stieg aus. Charlie müsste das Haus als Schauplatz absperren, sobald er anfing, Spuren zu sichern. Dass er zuvor Faith und Will sich im Haus umsehen ließ, bedeutete für sie, dass sie nicht warten mussten, bis alles gesichert war, bevor sie nach Hinweisen suchen konnten.
»Hey, hallo«, rief Charlie und winkte ihnen fast fröhlich zu. »Seid gerade rechtzeitig gekommen.« Er deutete auf die Tüten. »Goodwill wollte das gerade wegkarren, als wir ankamen.«
»Was haben Sie?«
Er zeigte ihnen die Etiketten auf den Tüten, auf denen der Inhalt sorgfältig vermerkt war. »Vorwiegend Kleidung, Küchenutensilien, alte Mixer und solche Sachen.« Er grinste. »Ist schon was anderes als dieses Loch im Boden.«
Will fragte: »Was meinen Sie, wann bekommen wir die Ergebnisse aus der Höhle?«
»Amanda hat Dampf gemacht. Da unten war ziemlich viel Scheiße, sowohl im wörtlichen wie im übertragenen Sinn. Wir haben die Sachen, die wir für wichtig hielten, vorgezogen. Sie wissen, dass die Isolierung der DNS aus den Körperflüssigkeiten achtundvierzig Stunden dauert. Fingerabdrücke lassen wir sofort nach der Entwicklung durch den Computer laufen. Wenn da unten wirklich was Weltbewegendes war, wissen wir es spätestens morgen in der Früh.« Er tat so, als würde er sich

ein Telefon ans Ohr halten. »Der erste Anruf geht an Sie.«
Will deutete auf die Mülltüten. »Irgendwas Hilfreiches gefunden?«
Charlie gab ihm einen Packen Briefe. Will zog das Gummiband ab und schaute sich jeden Umschlag an, bevor er ihn Faith gab. »Die Poststempel sind jüngeren Datums«, sagte er. Ziffern konnte er problemlos lesen, was ihm sehr dabei half, seine Schwierigkeiten zu verbergen. Außerdem erkannte er die meisten Firmen-Logos. »Gasrechnung, Strom, Kabelfernsehen …«
Faith las den Namen der Adressaten. »Gwendolyn Zabel. Das ist ein reizender, altmodischer Name.«
»Wie Faith«, sagte Charlie, und es überraschte sie ein wenig, so etwas Persönliches von ihm zu hören. Doch er tat es ziemlich schnell wieder ab, indem er sagte: »Und sie wohnte in einem reizenden, altmodischen Haus.«
Faith hätte den kleinen Bungalow nicht reizend genannt, aber mit seinen grauen Schindeln und der roten Fassadenverzierung war er auf jeden Fall malerisch. Man hatte nichts unternommen, um das Haus zu modernisieren oder wenigstens in Schuss zu halten. Die Dachrinnen hingen unter Jahren toten Laubs durch, und der Dachfirst erinnerte an einen Kamelrücken.
Der Rasen war ordentlich gemäht, aber es gab keine Blumenbeete oder künstlerisch gestutzte Sträucher, die so typisch waren für die Gärten Atlantas. Alle anderen Häuser in der Straße bis auf eines hatten ein nachträglich hinzugefügtes Obergeschoss oder waren ganz einfach abgerissen worden, um Platz zu machen für ein größeres Steinhaus. Gwendolyn Zabel dürfte eine der letzten Alteingesessenen in der Gegend gewesen sein, ihr Haus war das einzige mit nur zwei Schlafzimmern und einem Bad. Faith fragte sich, ob die Nachbarn froh waren, dass die alte Frau weg war. Ihre Tochter war mit Sicherheit froh um den Scheck vom Verkauf. Ein Haus wie dieses hatte als Neubau wahrscheinlich ungefähr dreißigtausend Dollar gekostet. Jetzt dürfte das Grundstück allein eine halbe Million Dollar wert sein.
Will fragte Charlie: »Konnten Sie die Tür aufschließen?«
»Sie war unverschlossen, als ich ankam«, erwiderte er. »Ich und die Jungs haben uns umgesehen. Nichts, was uns in die Augen gesprungen wäre, aber zuerst seid ihr an der Reihe.« Er deutete auf die Müllsäcke

vor ihm. »Das ist nur die Spitze des Eisbergs. Da drinnen herrscht Chaos.«
Will und Faith wechselten Blicke, als sie aufs Haus zugingen. Inman Park war weit weg von Mayberry. Man ließ seine Tür nicht unverschlossen, außer man hoffte auf Geld von der Versicherung.
Faith drückte die Haustür auf, und mit dem Schritt über die Schwelle kehrte sie zurück in die Siebziger. Der grüne Flokati-Teppichboden war so tief, dass er ihre Tennisschuhe fast verschluckte, und die Spiegelfolie an den Wänden hatte die Güte, sie daran zu erinnern, dass sie im letzten Monat fünfzehn Pfund zugelegt hatte.
»Wow«, sagte Will und schaute sich im Wohnzimmer um. Es war vollgestopft mit Unmengen von Unrat: Stapeln von Zeitungen, Taschenbüchern, Zeitschriften.
»Hier kann man doch nicht gefahrlos leben.«
»Stellen Sie sich vor, wie das mit dem ganzen Zeug auf der Straße hier drinnen aussah.« Faith nahm einen verrosteten Schneebesen zur Hand, der auf einem Stapel *Life*-Magazine lag. »Manchmal fangen alte Leute an, Sachen zu horten, und können dann nicht mehr aufhören.«
»Das ist verrückt«, sagte er und wischte mit der Hand über einen Stapel alter 45er Schallplatten. Staub wirbelte in die schale Luft.
»Im Haus meiner Großmutter sah es noch schlimmer aus«, sagte Faith. »Wir brauchten zwei Wochen, bis wir überhaupt durch die Küche gehen konnten.«
»Warum macht man so was?«
»Ich weiß es nicht«, gab sie zu. Faiths Großvater starb, als Faith noch ein Kind gewesen war, und ihre Oma Mitchell hatte den Großteil ihres Lebens allein verbracht. In ihren Fünfzigern hatte sie angefangen zu sammeln, und als sie dann in ein Pflegeheim umzog, war das Haus bis zum Dach mit nutzlosen Dingen angefüllt. Als sie sich nun im Haus einer anderen einsamen, alten Frau umsah und eine ähnliche Sammelleidenschaft feststellte, fragte sie sich, ob eines Tages Jeremy dasselbe über ihre Haushaltsführung sagen würde.
Wenigstens würde er einen kleinen Bruder oder eine kleine Schwester haben, die ihm helfen konnten. Faith legte sich die Hand auf den Bauch und dachte über das Kind nach, das in ihr wuchs. War es ein Mädchen oder ein Junge? Würde es ihre blonden Haare haben oder das dunkle

Latino-Aussehen seines Vaters? Jeremy sah seinem Vater zum Glück überhaupt nicht ähnlich. Faiths erste Liebe war ein schlaksiger Hinterwäldler mit einem Körperbau wie Spike von den Peanuts gewesen. Als Baby war Jeremy beinahe zart gewesen wie ein dünnes Stück Porzellan. Er hatte die süßesten, kleinen Füße gehabt. In diesen ersten Tagen hatte Faith stundenlang nur seine winzigen Zehen angestarrt und seine Sohlen geküsst. Sie hatte ihn als das Erstaunlichste auf dieser Welt betrachtet. Er war ihre kleine Puppe gewesen.
»Faith?«
Sie ließ die Hand sinken und fragte sich, was das eben gewesen war. Heute Morgen hatte sie sich genug Insulin gespritzt. Vielleicht spürte sie einfach die typischen hormonellen Schübe der Schwangerschaft. Wie, um alles in der Welt, sollte sie so etwas noch einmal durchstehen? Und wie sollte sie es alleine schaffen?
»Faith?«
»Sie müssen nicht dauernd meinen Namen wiederholen, Will.« Sie deutete in den hinteren Teil des Hauses. »Schauen Sie sich die Küche an. Ich übernehme die Schlafzimmer.«
Er betrachtete sie eingehend, bevor er in die Küche ging.
Im Gang musste Faith sich einen Weg zwischen kaputten Mixern und Toastern und Telefonen hindurchbahnen, um zu den Schlafzimmern zu kommen. Sie fragte sich, ob die alte Frau alle diese Sachen zusammengesammelt oder im Verlauf ihres Lebens angehäuft hatte. Die gerahmten Fotos an den Wänden sahen alt aus, einige davon in Sepia und Schwarzweiß. Faith schaute sie flüchtig an, als sie nach hinten ging, und fragte sich, wann die Leute angefangen hatten, für Fotos zu lächeln und warum. Sie hatte ein paar ältere Fotos von den Großeltern ihrer Mutter, die sie hütete wie einen Schatz. Sie hatten während der Depression auf einer Farm gelebt, und ein reisender Fotograf hatte eine Aufnahme ihrer kleinen Familie und eines Maultiers namens Big Pete gemacht. Damals hatte nur das Maultier gelächelt.
An Gwendolyn Zabels Wand hing kein Big Pete, aber eines der Farbfotos zeigte nicht ein, sondern zwei junge Mädchen, beide mit dunkelbraunen Haaren, die bis über die bleistiftdünnen Taillen reichten. Sie waren einige Jahre auseinander, aber eindeutig Schwestern. Keines der jüngeren Fotos zeigte die beiden gemeinsam. Jacquelyns Schwester

schien Wüstenszenen für die Fotos zu bevorzugen, die sie ihrer Mutter schickte, während die Fotos von Jacquelyn sie eher an einem Strand zeigten, mit knappem Bikinihöschen weit unter ihren knabenhaften Hüften. Faith konnte den Gedanken nicht unterdrücken, dass sie, wenn sie mit achtunddreißig Jahren auch so toll aussehen würde, sich ebenfalls im Bikini fotografieren lassen würde. Es gab nur wenige neuere Fotos von Jacquelyns Schwester, die mit dem Alter etwas draller geworden zu sein schien. Faith hoffte, dass sie mit ihrer Mutter in Kontakt geblieben war. Dann könnten sie sie nämlich über eine Anrufrückverfolgung aufspüren.

Das erste Schlafzimmer hatte keine Tür. Stapel von Unrat füllten das Zimmer – noch mehr Zeitschriften und Magazine. Es gab auch einige Schachteln, größtenteils aber war es einfach nur Müll, der ein Betreten des kleinen Zimmers fast unmöglich machte. Ein modriger Geruch hing in der Luft, und Faith dachte an einen Bericht, den sie vor vielen Jahren in den Nachrichten gesehen hatte, die Geschichte einer Frau, die sich an einer Seite eines alten Magazins geschnitten hatte und danach an einer merkwürdigen Krankheit gestorben war. Faith trat rückwärts wieder in den Gang und schaute ins Bad. Noch mehr Gerümpel, aber jemand hatte den Weg zur Toilette freigeräumt und sie geputzt. Eine Zahnbürste und einige andere Toilettenartikel waren ordentlich am Waschbeckenrand aufgereiht. In der Badewanne türmten sich Mülltüten. Der Duschvorhang war fast schwarz vor Schimmel.

Faith musste sich zur Seite drehen, um durch die Tür ins große Schlafzimmer zu kommen, denn neben der Tür stand ein alter Schaukelstuhl, der so mit Kleidungsstücken überhäuft war, dass er umgefallen wäre, wenn die Tür ihn nicht gestützt hätte. Im Zimmer selbst lagen weitere Kleidungsstücke verstreut, alles Sachen, die man als Klassiker bezeichnen und für Hunderte von Dollars in den schicken Boutiquen in Little Five Points verkaufen könnte.

Es war warm im Haus, und Faith fiel es deshalb schwer, die Latexhandschuhe über die schweißfeuchten Hände zu bekommen. Sie ignorierte den Nadelstich auf ihrem Zeigefinger, denn sie wollte nicht an noch etwas denken, das aus ihr ein schluchzendes Häuflein Elend machen könnte.

Sie fing mit der Kommode an. Alle Schubladen waren offen, es ging

deshalb nur darum, in den Wäschestücken zu wühlen und nach Briefen oder einem Adressbuch zu suchen, in dem vielleicht die nächsten Verwandten aufgelistet waren. Das Bett war ordentlich gemacht, das Einzige im Haus, was man überhaupt als ordentlich bezeichnen konnte. Doch es ließ sich nicht sagen, ob Jacquelyn Zabel im Bett ihrer Mutter geschlafen oder ob sie ein Hotel in der Innenstadt vorgezogen hatte. Vielleicht aber doch nicht. Auf dem Boden entdeckte Faith eine offene Reisetasche neben einem Laptop-Koffer. Eigentlich hätte sie die beiden Sachen sofort bemerken müssen, denn mit ihren unverkennbaren Designer-Logos und den weichen Lederhüllen waren sie hier eindeutig fehl am Platze. Faith öffnete den Laptop-Koffer und fand ein McBook Air, für das ihr Sohn getötet hätte. Sie schaltete es ein, doch die Begrüßungsoberfläche fragte nach Benutzernamen und Passwort. Charlie würde den Laptop an die entsprechenden Spezialisten weiterleiten, die dann versuchen würden, ihn zu knacken, aber nach Faiths Erfahrung war ein passwortgeschützter Mac so gut wie nicht zu öffnen, nicht einmal vom Hersteller.

Als Nächstes durchsuchte Faith die Reisetasche. Die Kleidung darin war Designerware – Donna Karan, Jones of New York. Die Jimmy Choos waren besonders beeindruckend, vor allem für Faith, die einen Rock trug, der auch als Zelt hätte durchgehen können, da sie in ihrem Schrank keine Hose mehr fand, die sie noch zuknöpfen konnte. Jacquelyn Zabel hatte solche kleidungstechnischen Schwierigkeiten offensichtlich nicht gehabt, und Faith wunderte sich, dass jemand, der sich allem Anschein nach anderes leisten konnte, es vorzog, in diesem grässlichen Haus zu wohnen.

Jacquelyn hatte also anscheinend in diesem Zimmer geschlafen. Das ordentlich gemachte Bett, das Glas Wasser und die Lesebrille auf dem Nachtkästchen daneben, das alles deutete auf einen Benutzer in jüngster Zeit hin. Außerdem gab es eine riesige Flasche mit Aspirin. Faith schraubte den Deckel ab und sah, dass sie halb leer war. Wahrscheinlich würde sie ebenfalls Aspirin brauchen, wenn sie das Haus ihrer Mutter ausräumte. Faith hatte den Kummer ihres Vaters gesehen, als er seine Mutter in einer Einrichtung für betreutes Wohnen hatte unterbringen müssen. Der Mann war schon vor Jahren gestorben, aber Faith wusste noch sehr gut, er war nie darüber hinweggekommen, dass er seine Mutter

in ein Heim stecken musste.
Faith spürte, wie ihre Augen sich gegen ihren Willen mit Tränen füllten. Sie stöhnte und wischte sie mit dem Handrücken weg. Seit sie auf dem Schwangerschaftstest das Plus gesehen hatte, war kein Tag vergangen, an dem ihr Hirn nicht eine Geschichte aus dem Hut zauberte, die sie zum Weinen brachte.
Sie konzentrierte sich wieder auf die Reisetasche, tastete nach Papier – ein Notizbuch, ein Tagebuch, ein Flugticket –, als sie auf der anderen Seite des Hauses Geschrei hörte. Faith fand Will in der Küche. Eine sehr korpulente und sehr wütende Frau schrie ihm ins Gesicht.
»Ihr Bullenschweine habt kein Recht, hier zu sein.«
Faith dachte sich, dass die Frau genau so aussah wie der Typ Althippie, der noch das Wort »Bullenschwein« benutzen würde. Die Haare waren zu einem Zopf geflochten, und anstelle einer Bluse trug sie ein riesiges Schultertuch, das eher aussah wie eine Pferdedecke. Faith nahm an, dass die Frau offiziell die Letzte ihrer Art in der Nachbarschaft war und dass ihr Haus bald das heruntergekommenste in der Straße sein würde. Sie sah nicht aus wie die yogaliebenden Mamas, die in den renovierten Luxushäusern wohnten.
Will blieb erstaunlich cool, mit einer Hand in der Tasche lehnte er am Kühlschrank. »Ma'am, es wäre schön, wenn Sie sich beruhigen könnten.«
»Leck mich«, blaffte sie zurück. »Und Sie auch«, fügte sie hinzu, als sie Faith in der Tür sah. Aus der Nähe schätzte Faith die Frau auf Ende vierzig. Es war jedoch schwer zu sagen, da ihr Gesicht zu einer wütenden, roten Grimasse verzogen war. Sie hatte Gesichtszüge, die für Zorn wie geschaffen schienen.
Will fragte: »Kannten Sie Gwendolyn Zabel?«
»Sie haben kein Recht, mich ohne Anwalt zu befragen.«
Faith verdrehte die Augen und genoss die reine, kindliche Freude über diese Geste.
Will ging die Sache etwas erwachsener an. »Können Sie mir Ihren Namen nennen?«
Sie wurde sofort zurückhaltend. »Wieso?«
»Ich würde gern wissen, wie ich Sie anreden soll.«
Sie schien sich ihre Alternativen zu überlegen. »Candy.«

»Nun gut, Candy. Ich bin Special Agent Will Trent vom Georgia Bureau of Investigation, und das ist Special Agent Mitchell. Ich muss Ihnen leider mitteilen, dass Mrs Zabels Tochter einen Unfall hatte.«
Candy zog das Tuch enger um sich. »Hatte sie getrunken?«
Will fragte: »Kannten Sie Jacquelyn?«
»Jackie.« Candy zuckte die Achseln. »Sie ist seit ein paar Wochen hier, um das Haus ihrer Mutter zu verkaufen. Wir haben uns unterhalten.«
»Hatte sie einen örtlichen Makler beauftragt, oder verkaufte sie es selbst?«
»Sie hatte einen örtlichen Makler.« Sie drehte sich so, dass sie Faith nicht mehr sehen musste. »Ist Jackie okay?«
»Ich fürchte nicht. Sie wurde bei dem Unfall getötet.«
Candy hob die Hand an den Mund.
»Haben Sie irgendjemanden am Haus herumlungern sehen? Irgendjemand Verdächtigen?«
»Natürlich nicht. Ich hätte die Polizei gerufen.«
Faith unterdrückte ein Schnauben. Diejenigen, die über die Schweinebullen schimpften, waren immer die Ersten, die beim geringsten Anlass die Polizei riefen.
Will fragte: »Hat Jackie noch irgendwelche Familienangehörigen, die wir kontaktieren können?«
»Sind Sie blind oder was?«, blaffte Candy und deutete mit dem Kopf auf den Kühlschrank. Faith sah eine Liste mit Namen und Telefonnummern auf der Tür kleben, an der Will lehnte. Die Wörter »Nummern für den Notfall« standen in dicken Großbuchstaben ganz oben, weniger als fünfzehn Zentimeter von Wills Gesicht entfernt. »O Mann, bringen sie euch Typen denn nicht mal mehr *Lesen* bei?«
Will machte ein absolut gekränktes Gesicht, und Faith hätte der Frau eine Ohrfeige gegeben, wenn sie in Reichweite gewesen wäre. Stattdessen sagte sie: »Ma'am, es ist erforderlich, dass Sie mit in die Innenstadt kommen und eine formelle Aussage machen.«
Will warf ihr einen flüchtigen Blick zu und schüttelte den Kopf, aber Faith war so wütend, dass sie sich anstrengen musste, damit ihre Stimme nicht zitterte. »Wir rufen einen Streifenwagen, der Sie in die City Hall East bringt. Es wird nur ein paar Stunden dauern.«
»Warum?«, wollte die Frau wissen. »Warum muss ich …«

Faith zog ihr Handy heraus und wählte die Nummer ihres früheren Partners im Atlanta Police Department. Leo Donnelly war ihr noch einen Gefallen schuldig – eigentlich mehrere –, und sie hatte vor, sie einzufordern, um dieser Frau das Leben so schwer wie möglich zu machen.
Candy sagte: »Ich werde hier mit Ihnen sprechen. Sie müssen mich nicht in die Innenstadt bringen.«
»Ihre Freundin Jackie ist tot«, sagte Faith, und ihre Wut ließ ihre Stimme scharf klingen. »Entweder helfen Sie uns bei unseren Ermittlungen, oder Sie behindern sie.«
»Okay, okay«, sagte sie und hob kapitulierend die Hand. »Was wollen Sie wissen?«
Faith schaute Will an, der auf seine Schuhe starrte. Sie drückte den Daumen auf den Abschaltknopf, um den Anruf bei Leo abzubrechen. Dann fragte sie Candy: »Wann haben Sie Jackie zum letzten Mal gesehen?«
»Letztes Wochenende. Sie kam rüber, weil sie Gesellschaft wollte.«
»Was für eine Art von Gesellschaft?«
Candy reagierte ausweichend, und Faith fing wieder an, Leos Nummer zu wählen.
»Na gut«, stöhnte die Frau. »Mein Gott! Wir haben ein bisschen Gras geraucht. Sie war total durchgedreht wegen dieser Scheiße hier. Sie hatte ihre Mutter schon eine ganze Weile nicht besucht. Keiner von uns wusste, wie schlimm es geworden war.«
»*Keiner von uns* heißt wer?«
»Ich und ein paar Nachbarn. Wir hatten ein Auge auf Gwen. Sie ist eine alte Frau. Ihre Töchter leben in anderen Bundesstaaten.«
Offensichtlich hatten sie kein besonders scharfes Auge auf Gwen gehabt, sonst hätten sie bemerkt, dass sie in extrem feuergefährlichen Umständen lebte. »Kennen Sie die andere Tochter?«
»Joelyn«, entgegnete sie und nickte zu der Liste am Kühlschrank. »Sie kam nie zu Besuch. Zumindest nicht in den zehn Jahren, die ich hier wohne.«
Faith schaute noch einmal zu Will. Er starrte auf irgendetwas hinter Candys Schulter. Sie fragte die Frau: »Jackie haben Sie also vor einer Woche zum letzten Mal gesehen?«

»Das stimmt.«
»Was ist mit ihrem Auto?«
»Bis vor ein paar Tagen stand es in der Einfahrt.«
»Ein paar Tage im Sinne von zwei?«
»Ich schätze, es sind eher vier oder fünf Tage. Ich habe ein eigenes Leben. Es ist ja nicht so, dass ich Buch führe über das Kommen und Gehen der Nachbarn.«
Faith ignorierte den Sarkasmus. »Haben Sie in der Umgebung irgendjemand Verdächtigen gesehen?«
»Ich habe doch schon gesagt, nein.«
»Wer war der Immobilienmakler?«
Sie nannte einen der Spitzenmakler in der Stadt, ein Mann, dessen Reklameplakat an jeder Bushaltestelle hing. »Jackie hatte ihn nie persönlich getroffen. Sie besprachen alles per Telefon. Er hatte das Haus schon verkauft, bevor das Schild überhaupt im Garten stand. Es gibt einen Bauunternehmer, der ein Dauerangebot auf alle Grundstücke hier in der Gegend abgegeben hat, er zahlt bar und schließt das Geschäft innerhalb von zehn Tagen ab.«
Faith wusste, das war nicht ungewöhnlich. Auch ihr eigenes, bescheidenes Haus war im Lauf der Jahre mehrerer solcher Angebote ausgesetzt gewesen – keines davon annehmbar, denn dann hätten sie sich in ihrem eigenen Viertel kein neues Haus leisten können. »Was ist mit Umzugsfirmen?«
»Schauen Sie sich diese ganze Scheiße an.« Candy schlug mit der Hand auf einen zerbröselnden Papierstapel. »Das Letzte, was Jackie mir sagte, war, dass sie sich einen dieser Bauschutt-Container hinstellen lassen wollte.«
Will räusperte sich. Er schaute nun nicht mehr die Wand an, aber auch nicht direkt die Zeugin. »Warum nicht einfach alles hierlassen?«, fragte er. »Das ist vorwiegend Müll. Und der Bauunternehmer lässt das Haus doch sowieso abreißen.«
Candy schien entsetzt über den Gedanken. »Das ist das Haus ihrer Mutter. Sie ist hier aufgewachsen. Ihre Kindheit liegt unter dieser ganzen Scheiße begraben.«
Will zog sein Handy aus der Tasche, als hätte es geklingelt. Faith wusste, dass der Vibrationsalarm kaputt war. Amanda hätte ihm bei einer

Besprechung letzte Woche beinahe den Kopf abgerissen, weil es geklingelt hatte. Dennoch schaute Will auf das Display und sagte dann: »Entschuldigen Sie mich.« Mit dem Fuß Magazinstapel beiseiteschiebend, ging er zur Hintertür hinaus.
Candy fragte: »Was hat *er* für ein Problem?«
»Er ist allergisch gegen Zicken«, entgegnete Faith spitz, doch wenn das stimmen würde, müsste er nach diesem Vormittag von Kopf bis Fuß Ausschlag haben. »Wie oft besuchte Jackie ihre Mutter?«
»Ich bin doch nicht ihre soziale Sekretärin.«
»Vielleicht hilft eine Fahrt aufs Revier Ihrem Gedächtnis auf die Sprünge.«
»O Gott«, murmelte sie. »Okay. Vielleicht ein paar Mal im Jahr – wenn überhaupt.«
»Und ihre Schwester Joelyn haben Sie noch nie gesehen?«
»Nee.«
»Haben Sie viel Zeit mit Jackie verbracht?«
»Nicht viel. Ich würde uns nicht Freundinnen oder so was nennen.«
»Was war, als Sie letzte Woche miteinander geraucht haben? Hat sie irgendwas aus ihrem Leben erzählt?«
»Sie erzählte mir, dass das Pflegeheim, in das sie ihre Mutter geschickt hat, fünfzig Riesen pro Jahr kostet.«
Faith verkniff sich ein Pfeifen. »Dahin geht also der Erlös für das Haus.«
Candy schien das nicht zu glauben. »Mit Gwen ging es schon eine ganze Weile stetig bergab. Sie wird das Jahr nicht überleben. Jackie meinte, auf ihrem letzten Weg könnte sie ihr ja noch mal was Gutes tun.«
»Wo ist das Heim?«
»Sarasota.«
Jackie Zabel wohnte auf Floridas Panhandle, etwa fünf Stunden Fahrt von Sarasota entfernt. Nicht zu nah und nicht zu weit. Faith sagte: »Die Türen waren nicht verschlossen, als wir hier ankamen.«
Candy schüttelte den Kopf. »Jackie wohnte in einer bewachten Wohnanlage. Sie schloss ihre Türen nie ab. Eines Abends ließ sie sogar den Schlüssel im Auto stecken. Ich konnte es kaum glauben, als ich ihn in der Zündung sah. Sie hatte einfach verdammtes Glück, dass ihr das Auto nicht gestohlen wurde.« Dann fügte sie wehmütig hinzu: »Aber Jackie hatte immer ziemlich viel Glück.«

»Traf sie sich mit irgendjemandem?«
Candy zögerte wieder.
Faith wartete.
Schließlich sagte die Frau: »Sie war nicht so besonders nett, okay? Ich meine, man konnte sich gut mit ihr zudröhnen, aber sie war eine ziemliche Zicke bei gewissen Dingen, und Männer wollten mit ihr vögeln, aber sie wollten danach nicht mit ihr reden. Wissen Sie, was ich meine?«
Faith durfte sich hier kein Urteil anmaßen. »Bei welchen Dingen war sie eine Zicke?«
»Die beste Strecke von Florida hierher. Welche Benzinmarke man tanken soll. Die richtige Art, den verdammten Müll zu entsorgen.« Sie deutete auf die vollgestopfte Küche. »Das ist der Grund, warum sie das alles selbst machte. Jackie ist gespickt. Sie hätte sich leicht einen Trupp leisten können, der die Bude hier in zwei Tagen ausräumt. Sie traute keinem Menschen zu, dass er etwas richtig macht. Das ist der einzige Grund, warum sie die ganze Zeit hier war. Sie ist ein Kontrollfreak.«
Faith dachte an die ordentlich verschnürten Bündel auf der Straße. »Sie sagten, sie traf sich mit niemandem. Gab es irgendwelche Männer in ihrem Leben? Exmänner? Exfreunde?«
»Wer weiß? Sie hatte kein großes Vertrauen zu mir, und Gwen wusste schon seit zehn Jahren nicht mehr, welcher Tag gerade ist. Ehrlich, ich glaube, Jackie brauchte einfach ein paar Züge, um runterzukommen, und sie wusste, dass ich was hatte.«
»Warum haben Sie sie auf einen Joint eingeladen?«
»Sie war ganz okay, wenn sie lockerer wurde.«
»Sie fragten, ob sie einen Unfall unter Alkoholeinfluss hatte.«
»Ich weiß, dass sie in Florida angehalten wurde. Sie war echt sauer deswegen.« Natürlich fügte Candy hinzu: »Diese Kontrollen sind doch ein totaler Beschiss. Ein lächerliches Glas Wein, und man wird in Handschellen abgeführt, als wäre man ein Krimineller. Denen geht’s doch nur um die Quote.«
Faith hatte viele solcher Kontrollen selbst durchgeführt. Dass sie Menschen das Leben gerettet hatte, wusste sie ebenso sicher, wie sie wusste, dass Candy ihre eigenen Zusammenstöße mit Polizisten gehabt hatte. »Sie mochten Jackie also nicht, aber Sie verbrachten Zeit mit ihr.

Sie kannten sie nicht gut, aber Sie wussten, dass sie sich mit einer Anzeige wegen Alkohol im Straßenverkehr herumschlagen musste. Was ist hier eigentlich los?«
»Es ist einfacher, wenn man mit dem Strom schwimmt, wissen Sie? Ich habe nicht gerne Probleme.«
Es schien ihr allerdings nichts auszumachen, anderen welche zu verursachen. Faith nahm ihr Notizbuch heraus. »Wie heißen Sie mit Familiennamen?«
»Smith.«
Faith warf ihr einen scharfen Blick zu.
»Im Ernst. Der volle Name ist Candace Courtney Smith. Ich wohne in dem einzigen anderen beschissenen Haus in dieser Straße.« Candy schaute durchs Fenster zu Will hinaus. Faith sah, dass er mit einem Streifenpolizisten redete. An der Art, wie der andere Mann den Kopf schüttelte, sah sie, dass sie nichts Zweckdienliches gefunden hatten.
Candy sagte: »Tut mir leid, dass ich so aufgegangen bin. Ich mag einfach die Polizei nicht in meiner Nähe.«
»Warum nicht?«
Sie zuckte die Achseln. »Ich hatte früher ein paar Probleme.«
Faith hatte so etwas bereits vermutet. Candy hatte unverkennbar die aggressive Art eines Menschen, der schon mehr als ein Mal auf der Rückbank eines Streifenwagens gesessen hatte. »Was für Probleme?«
Sie zuckte noch einmal die Achseln. »Ich sage das jetzt nur, weil Sie es sowieso herausfinden werden und dann hierher zurückgerannt kommen, als wäre ich eine Axtmörderin.«
»Erzählen Sie.«
»Wurde in meinen Zwanzigern mal wegen Prostitution aufgegriffen.«
Faith war wenig beeindruckt. Sie vermutete: »Sie lernten einen Kerl kennen, der Sie drogenabhängig machte?«
»Romeo und Julia«, bestätigte Candy. »Das Arschloch hatte seine Ware bei mir abgeladen. Er meinte, ich würde deswegen nicht einfahren.«
Es musste eine mathematische Formel geben, mit der man präzise berechnen konnte, wie lange es dauerte, bis eine Frau, die von ihrem Freund drogensüchtig gemacht wurde, auf der Straße stand, um ihrer beider Konsum zu finanzieren. Faith stellte sich vor, dass es sich eher um Tage als um Wochen handelte.

Faith fragte: »Wie lange waren Sie im Knast?«
»Scheiße.« Sie lachte. »Ich habe das Arschloch *und* seinen Dealer drangehängt. Ich habe keinen einzigen Tag im Gefängnis verbracht.«
Auch das überraschte Faith nicht.
Die Frau sagte: »Mit dem harten Zeug habe ich schon vor langer Zeit aufgehört. Das Gras entspannt mich einfach.« Wieder schaute sie zu Will hinaus. Offensichtlich hatte er etwas an sich, das sie nervös machte.
Faith sprach sie direkt darauf an. »Was beunruhigt Sie so?«
»Er sieht nicht aus wie ein Polizist.«
»Wie sieht er denn aus?«
Sie schüttelte den Kopf. »Er erinnert mich an meinen ersten Freund, immer still und nett, aber aufgehen konnte der.« Sie schlug sich mit der Faust in die Handfläche. »Hat mich ziemlich verprügelt. Hat mir die Nase gebrochen. Und einmal sogar das Bein, weil ich nicht genug nach Hause brachte.« Sie rieb sich das Knie. »Wenn's kalt ist, tut's noch immer weh.«
Faith sah, wohin das führte. Es war nicht Candys Schuld, dass sie anschaffen gegangen war, um high zu werden, und höchstwahrscheinlich auch bei mehr als einer Alkoholkontrolle aufgefallen war. Der böse Freund war schuld oder der blöde Bulle, der nur nach seiner Quote schielte, und jetzt musste auch Will als der böse Junge herhalten.
Candy war gerissen genug, um zu merken, wann sie ihr Publikum verlor. »Ich lüge Sie nicht an.«
»Die schmutzigen Details aus Ihrer Vergangenheit sind mir ziemlich egal«, bemerkte Faith. »Sagen Sie mir, was Sie wirklich beunruhigt.«
Sie überlegte einige Augenblicke. »Ich kümmere mich jetzt um meine Tochter. Ich bin clean.«
»Ah«, sagte Faith.
Die Frau hatte Angst, dass man ihr das Kind wegnehmen würde.
Candy nickte in Wills Richtung. »Er erinnert mich an diese Mistkerle vom Staat.«
Will als Sozialarbeiter passte auf jeden Fall besser als Will als misshandelnder Freund. »Wie alt ist Ihre Tochter?«
»Sie ist fast vier. Ich glaubte nicht, dass ich es schaffen würde – die ganze Scheiße, die ich durchgemacht habe.« Candy lächelte, und ihr Gesicht veränderte sich: Was zuvor eine zornige Faust gewesen war, sah

jetzt aus wie etwas, das man eine mäßig attraktive Pflaume nennen könnte. »Hannah ist ein kleiner Schatz, sie mochte Jackie sehr, wollte so sein wie sie mit ihrem schönen Auto und den tollen Klamotten.«
Für Faith hatte es nicht so geklungen, als wäre Jackie eine Frau, die sich von einer Dreijährigen ihre Jimmy Choos hätte begrapschen lassen, vor allem nicht, da Kinder in diesem Alter gern klebrige Finger hatten.
»Mochte Jackie sie?«
Candy zuckte die Achseln. »Wer mag Kinder nicht?« Nun endlich stellte sie die Frage, die ein weniger egozentrischer Mensch schon vor zehn Minuten gestellt hätte. »Und, was ist passiert? War sie betrunken?«
»Sie wurde ermordet.«
Candy öffnete den Mund, schloss ihn wieder. »Umgebracht?«
Faith nickte.
»Wer würde denn so was tun? Wer würde ihr wehtun wollen?«
Faith hatte dergleichen oft genug erlebt, um zu wissen, wohin das führte. Es war der Grund, warum sie die Informationen über Jacquelyn Zabels Tod zurückgehalten hatte. Niemand wollte über Tote etwas Schlechtes sagen, nicht einmal eine durchgeknallte Möchtegern-Hippietussi mit einer Aversion gegen Polizisten.
»Sie war nicht schlecht«, sagte Candy. »Ich meine, tief drinnen war sie gut.«
»Da bin ich mir sicher«, stimmte Faith ihr zu, obwohl wahrscheinlich eher das Gegenteil zutraf.
Candys Unterlippe zitterte. »Wie soll ich denn Hannah sagen, dass sie tot ist?«
Faiths Handy klingelte, was recht gut passte, denn sie hatte auf diese Frage keine Antwort. Schlimmer noch, in gewisser Weise war es ihr auch ziemlich egal, weil sie aus der Frau alle Informationen herausgeholt hatte, die sie brauchte. Candy Smith war kaum die Erste auf der Liste grässlicher Eltern, aber sie war auch nicht gerade ein herausragendes menschliches Wesen, und da draußen war ein dreijähriges Kind, das es wahrscheinlich ausbaden musste.
Faith meldete sich. »Mitchell.«
Detective Leo Donnelly antwortete: »Hast du mich gerade angerufen?«
»Ich habe auf den falschen Knopf gedrückt«, log sie.
»Ich wollte dich sowieso anrufen. Du hast doch diese BEA ausgegeben,

nicht?«
Er meinte die Bitte um erhöhte Aufmerksamkeit, die Faith heute Morgen an alle Reviere geschickt hatte. Faith schaute Candy an und hob den Zeigefinger – eine Bitte um eine kurze Unterbrechung –, dann ging sie ins Wohnzimmer. »Was hast du?«
»Nicht unbedingt eine VP«, sagte er und meinte eine vermisste Person. »Eine uniformierte Streife fand heute Morgen einen schlafenden Jungen in einem SUV, von der Mutter keine Spur.«
»Und?«, fragte Faith, weil sie wusste, dass da noch mehr kommen würde. Leo war ein Detective des Morddezernats. Er wurde nicht gerufen, um Sozialdienste zu koordinieren.
»Deine BEA«, sagte er. »Passt irgendwie auf die Beschreibung der Mutter. Braune Haare, braune Augen.«
»Was sagt der Junge?«
»So gut wie nichts«, gab er zu. »Ich bin jetzt mit ihm im Krankenhaus. Du hast doch selbst einen Jungen. Willst du vorbeikommen und schauen, ob du was aus ihm rausbringst?«

8. Kapitel

Presseleute drängten sich vor dem Eingang des Grady Hospital. Sie hatten die Tauben vorübergehend verdrängt, nicht aber die Obdachlosen, die entschlossen schienen, bei jeder Aufnahme den Hintergrund zu bilden. Will fuhr auf einen der reservierten Parkplätze vor dem Gebäude und hoffte, unbemerkt hineinschlüpfen zu können. Sehr wahrscheinlich schien das nicht. TV-Transporter hatten ihre Satellitenschüsseln in den Himmel gerichtet, Reporter standen mit Mikros in der Hand da und berichteten atemlos über die tragische Geschichte eines Kindes, das heute Morgen vor City Foods verlassen aufgefunden worden war.
Als Will ausstieg, sagte er zu Faith: »Amanda dachte, der Junge würde uns ein wenig aus der Schusslinie nehmen. Sie dreht sicher durch, wenn sie herausfindet, dass die Fälle vielleicht zusammengehören.«
Faith bot ihm an: »Wenn Sie wollen, sage ich es ihr.«
Mit den Händen in den Hosentaschen ging er neben ihr her. »Wenn ich die Wahl hätte, wäre es mir lieber, dass Sie mich anblaffen, als dass Sie Mitleid mit mir haben.«
»Das kann ich beides.«
Er kicherte, obwohl die Tatsache, dass er die Liste mit den Notfallnummern auf dem Kühlschrank nicht gesehen hatte, ungefähr so lustig war wie seine Unfähigkeit, Jackie Zabels Namen von ihrem Führerschein abzulesen, während die Frau leblos über ihm hing. »Candy hat recht, Faith. Sie hat’s auf den Punkt gebracht.«
»Sie hätten mir die Liste schon noch gezeigt«, erwiderte Faith. »Jackie Zabels Schwester war ja nicht mal zu Hause gewesen. Ich glaube nicht, dass es einen großen Unterschied gemacht hätte, wenn wir ihr fünf Minuten früher eine Nachricht auf den Anrufbeantworter gesprochen hätten.«
Will sagte nichts mehr. Sie wussten beide, dass sie ein bisschen zu nachsichtig war. In einigen Fällen hatten fünf Minuten den entscheidenden Unterschied gemacht.
Faith fuhr fort: »Und wenn Sie gestern Nacht nicht wegen diesem Führerschein unter dem Baum stehen geblieben wären, hätten Sie die

Leiche vielleicht erst bei Tagesanbruch gefunden. Wenn überhaupt.«
Will sah, dass die Reporter jeden genau musterten, der zum Vordereingang des Krankenhauses ging, um einzuschätzen, ob derjenige für ihre Geschichte wichtig war oder nicht.
Er sagte zu Faith: »Eines Tages müssen Sie aufhören, Ausreden für mich zu erfinden.«
»Eines Tages müssen Sie aufhören, den Kopf in den Sand zu stecken.«
Will ging weiter. In einer Hinsicht hatte Faith recht – sie konnte ihn gleichzeitig anblaffen und Mitleid mit ihm haben. Die Erkenntnis tröstete ihn nicht. Faith war vom alten Schlag – nicht, weil sie aus einer Familie mit altem Geld stammte, sondern in ihrer Auffassung des Polizistenberufs –, und sie zeigte dieselbe automatische Reaktion, die man Angie an jedem Tag in der Polizeiakademie und in jeder Sekunde auf der Straße eingebläut hatte: Wenn der eigene Partner oder die eigene Truppe angegriffen wird, verteidigt man ihn oder sie bedingungslos und unter allen Umständen. Wir gegen die anderen, und scheiß auf die Wahrheit, scheiß darauf, was richtig ist.
»Will …« Faith musste abbrechen, weil Reporter sie umringten. Sie hatten Faith auf ihrem Weg über den Parkplatz als Polizistin erkannt, während Will wie üblich unbehelligt blieb.
Er streckte die Hand aus, um eine Kamera zu blockieren, und schob mit dem Ellbogen einen Fotografen mit dem Logo des *Atlanta Journal* hinten auf der Jacke beiseite.
»Faith? Faith?«
Sie drehte sich um, entdeckte einen Reporter und schüttelte den Kopf, ohne stehen zu bleiben.
»Na komm, Babe!«, rief der Mann. Will dachte sich, dass er mit seinem struppigen Bart und dem zerknitterten Anzug exakt so aussah wie die Art Mann, die damit durchkam, eine Frau »Babe« zu nennen.
Faith wandte sich ab, schüttelte aber weiter den Kopf, während sie zum Eingang ging.
Will wartete, bis sie im Gebäude waren und die Metalldetektorschleuse passiert hatten, und fragte erst dann: »Kennen Sie den Kerl?«
»Sam arbeitet für den *Atlanta Beacon.* Er ist mal mit mir mitgefahren, als ich noch Streifendienst schob.«
Will dachte selten über Faiths Leben nach, über die Tatsache, dass sie

eine Uniform getragen und einen Streifenwagen gefahren hatte, bevor sie Detective geworden war.
Faith ließ ein Lachen hören, das Will nicht ganz verstand. »Wir waren ein paar Jahre lang ziemlich dicke.«
»Was ist passiert?«
»Ihm gefiel nicht, dass ich einen Jungen hatte. Und mir gefiel nicht, dass er Alkoholiker war.«
»Na ja …« Will suchte nach Worten. »Scheint doch ganz in Ordnung zu sein.«
»So wirkt er, ja«, antwortete sie.
Will sah zu, wie die Reporter auf der verzweifelten Suche nach einem Schnappschuss ihre Kameras ans Glas drückten. Das Grady Hospital war öffentliches Gelände, aber die Presse brauchte eine Genehmigung, um drinnen filmen zu dürfen, und irgendwann einmal hatte jeder Einzelne von ihnen gelernt, dass das Sicherheitspersonal keine Bedenken hatte, sie an den Ohren ins Freie zu zerren, wenn sie anfingen, Patienten oder – noch schlimmer – das Personal zu belästigen.
»Will«, sagte Faith, und er merkte ihrer Stimme an, dass sie lieber wieder über die Liste an dem Kühlschrank und Wills eklatante Legasthenie reden wollte.
Er sagte etwas, von dem er wusste, dass es sie davon ablenken würde.
»Warum hat Dr. Linton Ihnen eigentlich das alles erzählt?«
»Was alles?«
»Über ihren Ehemann und dass sie unten im Süden Coroner war.«
»Die Leute erzählen mir eben so manches.«
Das stimmte allerdings. Faith hatte die typische Polizistengabe, still zu sein, damit andere redeten, um das Schweigen zu überbrücken. »Was hat sie Ihnen sonst noch gesagt?«
Sie grinste wie eine Katze. »Warum? Soll ich ihr eine Nachricht in ihren Spind legen?«
Will kam sich wieder mal blöd vor, aber diese Art von Blödsein war viel schlimmer.
Faith fragte: »Wie geht’s Angie?«
Er gab sofort zurück: »Wie geht’s Victor?«
Und dann schwiegen sie auf dem Rest des Wegs durch die Eingangshalle.

»Hey, hey!« Mit ausgestreckten Armen ging Leo auf Faith zu. »Schau sich einer das große GBI-Mädchen an!« Er nahm sie in die Arme, was Faith überraschenderweise sogar erlaubte. »Du siehst gut aus, Faith. Echt gut.«
Sie winkte ab mit einem skeptischen Auflachen, das man als mädchenhaft hätte bezeichnen können, wenn Will es nicht besser gewusst hätte.
»Gut, dich zu sehen, Mann«, sagte Leo und streckte die Hand aus.
Will versuchte, nicht die Nase zu rümpfen über den Zigarettengestank, den der Detective verströmte. Leo Donnelly war von durchschnittlicher Größe und durchschnittlicher Statur und leider ein deutlich unterdurchschnittlicher Polizist. Er konnte gut Befehle befolgen, aber selbstständiges Denken war etwas, das dieser Mann einfach nicht tun wollte. Das war zwar kaum überraschend bei einem Detective des Morddezernats, der in den Achtzigern eingestiegen war, aber Leo repräsentierte genau den Typ Polizisten, den Will hasste: schlampig, arrogant und immer bereit, die Hände zu benutzen, wenn man einem Verdächtigen auf die Sprünge helfen musste.
Will bemühte sich um Höflichkeit. Er gab dem Mann die Hand und fragte: »Wie geht’s, Leo?«
»Kann nicht klagen«, erwiderte Leo, doch als sie dann zur Notaufnahme gingen, tat er genau das. »Ich habe jetzt noch zwei Jahre bis zur vollen Rente, aber sie wollen mich abschieben. Ich glaube, es ist das Medizinische – ihr wisst doch, dass ich Probleme mit der Prostata hatte.«
Keiner von beiden reagierte, aber das hielt Leo nicht vom Weiterreden ab. »Diese beschissene städtische Versicherung weigert sich, meine Medikamente zu bezahlen. Ich sag’s euch, werdet bloß nicht krank, denn dann lassen die euch bluten, bis ihr schwarz werdet.«
»Was für Medikamente?«, fragte Faith. Will wunderte sich, warum sie ihn ermutigte.
»Scheiß Viagra. Sechs Dollar pro Tablette. Das erste Mal in meinem Leben, dass ich für Sex zahlen muss.«
»Kaum zu glauben«, bemerkte Faith. »Erzähl uns von diesem Jungen. Schon irgendwas über die Mutter?«
»Null. Das Auto ist zugelassen auf eine Pauline McGhee. Wir haben am Tatort Blut gefunden – nicht viel, aber genug, ihr wisst schon. Das war

kein Nasenbluten.«
»Irgendwas im Auto?«
»Nur ihre Handtasche, ihre Brieftasche – der Führerschein bestätigt, dass es sich um Pauline McGhee handelt. Schlüssel steckte in der Zündung. Der Junge – Felix – schlief auf der Rückbank.«
»Wer hat ihn gefunden?«
»Ein Kunde. Sah ihn im Auto liegen und holte den Manager.«
»Er war vermutlich erschöpft vor Angst«, murmelte Faith. »Was ist mit Überwachungskameras?«
»Die einzige funktionierende Kamera draußen deckt nur die Vorderfront des Gebäudes ab.«
»Was ist mit den anderen Kameras passiert?«
»Böse Jungs haben auf sie geschossen.« Leo zuckte mit den Achseln, als wäre das zu erwarten. »Der SUV stand knapp außerhalb des Kamerabereichs, wir haben deshalb keine Aufnahmen von dem Auto. Wir haben McGhee, wie sie mit dem Jungen hineingeht, allein herauskommt, wieder rein- und dann wieder rausrennt. Ich vermute, sie hatte gar nicht bemerkt, dass der Junge verschwunden war, bis sie am Auto war. Vielleicht hielt ihn draußen jemand versteckt, benutzte ihn als Lockvogel, um sie dicht ans Auto zu holen, und überwältigte und verschleppte sie dann.«
»Sonst noch jemand auf der Kamera, der aus dem Laden kam?«
»Die Kamera schwenkt von links nach rechts. Der Junge war eindeutig im Laden. Ich schätze, dass derjenige, der ihn sich schnappte, zuvor die Kamera beobachtet hatte. Er schlich hinein, als die Kamera gerade die andere Seite abfilmte.«
Faith fragte: »Weißt du, in welche Schule Felix geht?«
»Irgendeine exklusive Privatschule in Decatur. Ich habe dort schon angerufen.« Er holte sein Notizbuch heraus und zeigte es Faith, damit sie die Informationen abschreiben konnte. »Dort heißt es, die Mom hat keine Telefonnummer für den Notfall angegeben. Der Vater hat in einen Becher abgespritzt, Ende der Beteiligung. Großeltern sind nie aufgetaucht. Falls es euch interessiert, eine persönliche Beobachtung: Die Leute in ihrem Job mögen sie nicht besonders. Es klang, als wäre sie eine richtige Zicke.« Er zog ein zusammengefaltetes Blatt Papier aus seiner Tasche und gab es Faith. »Hier ist eine Kopie ihres Führerscheins.

Gut aussehende Tussi.«
Über ihre Schulter hinweg schaute Will sich das Bild an. Es war schwarz, deshalb konnte er nur raten. »Braune Haare. Braune Augen.«
»Genau wie die anderen«, bestätigte Faith.
Leo sagte: »Wir haben bereits Jungs beim Haus der McGhee. Die Nachbarn scheinen alle nicht zu wissen, wer sie eigentlich ist, und es ist ihnen auch ziemlich egal, dass sie verschwunden ist. Sie sagen, sie blieb für sich, winkte nie, kam nie zu Nachbarschaftspartys oder was da sonst so lief. Wir versuchen es noch einmal bei ihrer Arbeit – irgend so ein schnieker Designladen an der Peachtree.«
»Sind die finanziellen Verhältnisse schon überprüft?«
»Sie ist gut bei Kasse«, antwortete Leo. »Die Hypothek fürs Haus sieht gut aus. Das Auto ist bezahlt. Hat Geld auf der Bank und eine private Rentenversicherung. Offensichtlich arbeitet sie nicht für ein Polizistengehalt.«
»Irgendwelche Kreditkartenaktivitäten in jüngster Zeit?«
»Das war noch alles in ihrer Handtasche – Brieftasche, Karten, sechzig Dollar Bargeld. Ihre Bankkarte benutzte sie zum letzten Mal im City Foods an diesem Morgen. Wir haben alles zur Beobachtung ausgeschrieben für den Fall, dass sich jemand die Nummern notiert hat. Ich sag Bescheid, falls wir einen Treffer landen.« Leo schaute sich um. Sie standen vor dem Eingang zur Notaufnahme. »Hat das was mit eurem Nierenkiller zu tun?«
»Nierenkiller?«, fragten Will und Faith einstimmig.
»Ihr seid ja echt süß«, sagte Leo. »Wie die Bobsey-Zwillinge.«
»Von was redest du, Nierenkiller?« Faith klang so verwirrt, wie Will sich fühlte.
»Das Rockdale County ist noch undichter als meine Prostata«, vertraute Leo ihnen an, offensichtlich hocherfreut darüber, die Neuigkeit verbreiten zu können. »Es heißt, eurem ersten Opfer wurde eine Niere entfernt. Ich schätze, das hat irgendwas mit Organhandel zu tun. Ein Kult vielleicht? Soweit ich weiß, kann man mit einer Niere groß Kohle machen, so um die hundert Riesen.«
»O Mann«, murmelte Faith. »Das ist das Blödeste, was ich je gehört habe.«
»Die Niere wurde nicht entfernt?« Leo schien enttäuscht.

Faith antwortete nicht, und Will wollte Leo Donnelly keine Informationen geben, mit denen er dann im Bereitschaftssaal hausieren gehen konnte. Er fragte: »Hat Felix schon irgendwas gesagt?«
Leo schüttelte den Kopf und zeigte seine Marke, damit man sie in die Notaufnahme einließ. »Der Junge hat völlig zugemacht. Ich habe den Sozialdienst gerufen, aber die kriegen auch nichts aus ihm raus. Ihr wisst doch, wie die in diesem Alter sind. Der Kleine ist wahrscheinlich ein bisschen zurückgeblieben.«
Faith wurde wütend. »Der Junge ist wahrscheinlich verstört, weil er mit ansehen musste, wie seine Mutter entführt wurde. Was erwartest du denn?«
»Wer weiß das schon. Du hast doch einen Jungen. Ich dachte mir, du weißt besser, wie man mit ihm redet.«
Will fragte Leo: »Hast du keine Kinder?«
Leo zuckte mit den Achseln. »Sehe ich aus wie ein Mann, der eine gute Beziehung zu seinen Kindern hat?«
Die Frage erforderte eigentlich keine Antwort. »Wurde dem Jungen irgendwas angetan?«
»Die Ärztin meint, er ist okay.« Er stieß Will den Ellbogen in die Rippen. »Weil wir gerade von der Ärztin reden, die ist wirklich was anderes. Ein Klasseweib. Rote Haare, Beine bis hierher.«
Faith hatte ein Lächeln auf den Lippen, und Will hätte sie noch einmal nach Victor Martinez gefragt, wenn Leo nicht seinen Ellbogen in Wills Leber gerammt hätte.
Aus einem der Zimmer ertönte ein lautes Alarmsignal, und Schwester und Ärzte rannten mit schepperndem Notfallwagen und fliegenden Stethoskopen an ihnen vorbei. Bei den vertrauten Aktivitäten und Geräuschen zog sich Will der Magen zusammen. Er hatte schon immer Angst vor Ärzten gehabt – vor allem vor den Ärzten des Grady, die das Waisenhaus versorgt hatten, in dem Will aufgewachsen war. Sooft er von einer Pflegefamilie wieder weggeholt wurde, hatten die Polizisten ihn hierhergebracht. Jeder Kratzer, jeder Schnitt, jede Abschürfung und jeder blaue Fleck mussten fotografiert, katalogisiert und präzise beschrieben werden. Die Schwestern waren erfahren genug, um zu wissen, dass man für diese Arbeit eine gewisse Distanziertheit brauchte. Die Ärzte waren nicht so erfahren. Sie schimpften und stritten mit den

Sozialarbeitern, dass man als Junge auf den Gedanken kam, dass sich jetzt endlich etwas ändern würde, aber dann war man ein Jahr später wieder in diesem Krankenhaus, und ein neuer Arzt schimpfte und schrie herum.
Jetzt, da Will bei den Gesetzeshütern arbeitete, wusste er, dass ihnen die Hände gebunden waren, aber das änderte nichts daran, dass sich ihm immer noch der Magen umdrehte, wenn er die Notaufnahme des Grady betrat.
Als würde Leo spüren, dass er die Situation noch schlimmer machen konnte, klopfte er Will auf den Arm und sagte: »Tut mir leid, dass Angie weg ist, Mann. Ist wahrscheinlich besser so.«
Faith sagte nichts, aber Will war glücklich, dass Blicke nicht töten konnten.
Leo sagte: »Ich mache mich mal auf die Suche nach der Ärztin. Sie hatten den Jungen im Ärztezimmer und versuchten, ihn zu beruhigen.«
Er ging, und Faiths Schweigen sprach Bände. Will lehnte sich an die Wand und steckte die Hände in die Taschen. In der Notaufnahme ging es nicht so hektisch zu wie letzte Nacht, aber noch immer liefen genug Menschen umher, um eine private Unterhaltung schwierig zu gestalten.
Faith schien es nichts auszumachen. »Wie lange ist Angie schon weg?«
»Ein knappes Jahr.«
Ihr stockte der Atem. »Sie sind doch erst seit neun Monaten verheiratet.«
»Na ja.« Er schaute sich um, aber diese Unterhaltung wollte er weder hier noch sonst wo führen. »Sie hat mich nur geheiratet, um zu beweisen, dass sie tatsächlich vorhatte, mich zu heiraten.« Er musste trotz der peinlichen Situation grinsen. »Es ging mehr darum, einen Streit zu gewinnen, als tatsächlich zu heiraten.«
Faith schüttelte den Kopf, als könne sie nicht begreifen, was er da sagte.
Will war sich nicht sicher, ob er ihr helfen konnte. Er hatte seine Beziehung zu Angie Polaski nie verstanden. Er kannte sie seit seinem achten Lebensjahr, und in den folgenden Jahren hatte er nicht viel über sie herausgefunden, außer dass sie in dem Augenblick, da sie sich ihm nahe fühlte, zur Tür hinausrannte.
Dass sie nach einer Weile immer wieder zurückkam, war ein Muster, das Will wegen seiner Einfachheit zu schätzen gelernt hatte.
Zu Faith sagte er: »Sie verlässt mich sehr oft, Faith. Das war keine

Überraschung.«
Sie erwiderte nichts, und er konnte nicht sagen, ob sie wütend war oder nur zu schockiert, um zu sprechen.
Er sagte: »Ich will noch oben nach Anna schauen, bevor wir wieder fahren.«
Sie nickte.
Er sagte: »Amanda hat mich gestern gefragt, wie es Ihnen geht.«
Plötzlich schenkte Faith ihm ihre ganze Aufmerksamkeit. »Was haben Sie ihr gesagt?«
»Dass es Ihnen gut geht.«
»Gut, weil es nämlich auch so ist.«
Will schaute sie mit einem vielsagenden Blick an: »Ich bin nicht der Einzige, der Informationen zurückhält.«
»Mir geht es wirklich gut«, beharrte sie. »Ich komme schon wieder auf die Beine, okay. Also machen Sie sich um mich keine Sorgen.«
Will drückte die Schultern an die Wand. Faith sagte nichts mehr, und das leise Summen der Notaufnahme war wie statisches Rauschen in seinen Ohren. Nach wenigen Minuten musste er sich anstrengen, damit ihm nicht die Augen zufielen. Will war heute Morgen gegen sechs Uhr ins Bett gegangen und hatte gehofft, dass er wenigstens zwei Stunden würde schlafen können, bevor er Faith abholen musste. Während die Stunden vergingen, hatte er eine Morgenaktivität nach der anderen von seiner Liste gestrichen, zuerst das Gassigehen mit dem Hund, dann das Frühstück und schließlich sogar seinen gewohnten Kaffee. Die Stunden waren mit quälender Langsamkeit dahingeschlichen, was er alle zwanzig Minuten auf dem Wecker sah, wenn seine Augen sich öffneten, das Herz ihm bis zur Kehle schlug und er glaubte, noch immer in dieser Höhle gefangen zu sein.
Will spürte seinen Arm wieder jucken, aber er kratzte sich nicht, aus Angst, dass Faith es bemerkte. Sooft er an die Höhle dachte, diese Ratten, die seinen Arm als Leiter benutzt hatten, bekam er eine Gänsehaut. Bei den vielen Narben, die Will auf seinem Körper hatte, war es dumm, in Panik zu geraten wegen ein paar Kratzern, die abheilen würden, ohne Spuren zu hinterlassen, aber die Sache ging ihm nicht mehr aus dem Kopf, und je mehr er ihn sich zermarterte, desto heftiger juckte seine Haut.

Er fragte Faith: »War dieser Nierenmörder eigentlich schon in den Nachrichten?«
»Ich hoffe, die Sache ging bereits durch die Medien, wenn die wahre Geschichte ans Licht kommt, weil diese Idioten vom Rockdale County dann aussehen wie die ignoranten Arschlöcher, die sie sind.«
»Habe ich Ihnen erzählt, was Fierro zu Amanda gesagt hat?«
Sie schüttelte den Kopf, und er erzählte ihr von Fierros völlig unpassender Anschuldigung in Bezug auf das Hinterteil des Polizeichefs von Rockdale County.
Faiths Stimme war kaum mehr als ein schockiertes Flüstern. »Was hat sie mit ihm gemacht?«
»Er ist einfach verschwunden«, sagte Will und zog sein Handy heraus. »Ich weiß nicht, wohin er ging, aber ich habe ihn nicht wiedergesehen.«
Er kontrollierte auf seinem Handy die Zeit. »Die Autopsie ist in einer Stunde. Wenn wir aus diesem Jungen nichts herausbringen, dann sollten wir in die Leichenhalle fahren und sehen, ob wir Pete dazu bringen können, früher anzufangen.«
»Wir haben um zwei einen Termin mit den Coldfields. Ich kann sie anrufen und sie fragen, ob wir uns schon gegen Mittag treffen könnten.«
Will wusste, dass Faith nicht gerne zu Autopsien ging. »Sollen wir uns trennen?«
Offensichtlich wusste sie dieses Angebot nicht zu schätzen. »Mal sehen, ob sie es früher schaffen. Unser Teil der Autopsie sollte ja ziemlich schnell gehen.«
Will hoffte es. Er hatte wenig Lust darauf, sich mehr als unbedingt nötig mit den morbiden Details der Folterungen zu beschäftigen, die Jacquelyn Zabel hatte erdulden müssen, bevor ihr die Flucht gelang, nur um dann zu stürzen und sich den Hals zu brechen. »Vielleicht haben wir ja danach schon mehr. Eine Verbindung.«
»Sie meinen, außer dass beide Frauen alleinstehend, attraktiv, erfolgreich und ziemlich unbeliebt waren bei fast jedem, der Kontakt mit ihnen hatte?«
»Viele erfolgreiche Frauen sind unbeliebt«, sagte Will und merkte in dem Augenblick, da er es sagte, dass er klang wie ein sexistisches Schwein. »Ich meine, viele Männer fühlen sich bedroht von …«
»Ich verstehe schon, Will. Die Leute mögen keine erfolgreichen

Frauen.« Dann fügte sie traurig hinzu: »Manchmal sind andere Frauen schlimmer als die Männer.«
Er wusste, dass sie das wahrscheinlich über Amanda dachte. »Vielleicht hat genau das unseren Mörder motiviert. Er ist wütend, dass diese Frauen erfolgreich sind und in ihrem Leben keine Männer brauchen.«
Faith verschränkte die Arme und dachte darüber nach. »Vielleicht ist das sein Trick: Er sucht sich zwei Frauen aus, die nicht vermisst werden, Anna und Jackie Zabel. Eigentlich drei Frauen, wenn man Pauline McGhee dazuzählt.«
»Sie hat lange braune Haare und braune Augen wie die anderen beiden Opfer. Normalerweise haben diese Kerle ein Muster, bevorzugen einen bestimmten Typ.«
»Jackie Zabel war erfolgreich. Sie haben gesagt, dass Anna gut betucht ist. McGhee fährt einen Lexus und ist alleinstehende Mutter, was, glauben Sie mir, nicht einfach ist.« Sie verstummte kurz, und er fragte sich, ob sie an Jeremy dachte. Faith ließ ihm nicht die Zeit, nachzuhaken. »Prostituierte umzubringen, das ist eine Sache – das kann man fünf oder sechs Mal machen, bevor es irgendjemandem auffällt. Er hat es auf Frauen abgesehen, die wirklich Macht in der Welt haben. Wir können deshalb davon ausgehen, dass er sie beobachtet hat.«
Daran hatte Will noch gar nicht gedacht, aber wahrscheinlich hatte sie recht.
Faith fuhr fort: »Vielleicht betrachtet er es als Teil der Jagd – sie auskundschaften, sich mit ihrem Leben vertraut machen. Er verfolgt sie, und dann verschleppt er sie.«
»Wovon reden wir dann hier – von einem Kerl, der für eine Frau arbeitet, die er nicht besonders mag? Einem Einzelgänger, der sich von seiner Mutter im Stich gelassen fühlt? Einem gehörnten Ehemann?« Will brach diesen Versuch eines Profils ihres Verdächtigen lieber ab, weil ihn das Gefühl beschlich, dass die Charakteristika ein bisschen zu sehr auf ihn selbst zutrafen.
»Es kann irgendeiner sein«, sagte Faith. »Das ist das Problem – es kann irgendeiner sein.«
Will spürte die Frustration, die er in ihrer Stimme hörte, auch selbst. Sie wussten beide, dass der Fall allmählich einen kritischen Punkt erreichte. Entführungen von Fremden waren Verbrechen, die am schwierigsten

aufzuklären waren. Die Opfer wurden für gewöhnlich willkürlich ausgesucht, der Entführer war ein erfahrener Jäger, der seine Spuren sehr gut verwischen konnte. Dass Will gestern Nacht die Höhle gefunden hatte, war reines Glück gewesen, aber er musste auch darauf hoffen, dass der Entführer schlampig wurde; zwei seiner Opfer waren ihm entwischt. Vielleicht war er verzweifelt, nicht mehr Herr seiner Sache. Das Glück musste auf ihrer Seite sein, wenn sie ihn fangen wollten.
Will steckte sich das Handy wieder in die Tasche. Weniger als zwölf Stunden waren vergangen, und sie standen so gut wie vor einer Wand. Wenn Anna nicht aufwachte, wenn Felix ihnen keinen soliden Hinweis geben konnte oder die Tatorte keine Spur ergaben, die sie verfolgen konnten, dann standen sie noch immer am Anfang und konnten nichts anderes tun, als abzuwarten, bis eine dritte Leiche auftauchte.
Faith dachte offensichtlich über dasselbe Problem nach. »Für eine neue Gefangene bräuchte er jetzt ein neues Versteck.«
»Ich glaube nicht, dass es wieder eine Höhle ist«, sagte Will. »Das Graben war sicher ziemlich aufwändig. Ich hätte mich beinahe umgebracht, als ich letzten Sommer dieses Loch für den Teich in meinem Garten aushob.«
»Sie haben einen Teich in Ihrem Garten?«
»Koi«, erläuterte er. »Ich habe zwei ganze Wochenenden gebraucht.«
Sie schwieg einige Augenblicke, als würde sie über seinen Teich nachdenken. »Vielleicht hatte unser Verdächtiger ja Hilfe beim Graben der Höhle.«
»Serienmörder arbeiten normalerweise allein.«
»Was ist mit diesen beiden Typen in Kalifornien?«
»Charles Ng und Leonard Lake.« Will kannte den Fall, vorwiegend weil es eine der längsten und teuersten Ermittlungen in der Geschichte Kaliforniens gewesen war. Lake und Ng hatten in den Hügeln einen Bunker aus Schlackesteinen gebaut und die Kammer mit Folterinstrumenten und anderen Gerätschaften ausgestattet, die sie brauchten, um ihre kranken Fantasien auszuleben. Sie hatten sich gegenseitig dabei gefilmt, wie sie sich über ihre Opfer hermachten – Männer, Frauen und Kinder, von denen einige nie identifiziert wurden.
Faith fuhr fort: »Auch die Hillside Stranglers haben zusammengearbeitet.«

Die beiden Cousins hatten es auf Frauen am Rand der Gesellschaft abgesehen gehabt, Prostituierte und Ausreißerinnen.
Will sagte: »Sie hatten eine gefälschte Polizeimarke. Damit erschlichen sie sich das Vertrauen der Frauen.«
»Über diese Möglichkeit will ich lieber gar nicht nachdenken.«
Will ging es ähnlich, man sollte sie allerdings im Auge behalten. Jackie Zabels BMW war verschwunden. Die Frau bei City Foods war an diesem Morgen direkt neben ihrem Auto entführt worden. Jemand, der sich als Polizeibeamter ausgab, hätte sich ganz einfach einen Vorwand ausdenken können, um sich ihren Autos zu nähern.
Will sagte: »Charlie fand keinen Hinweis darauf, dass sich zwei verschiedene Angreifer in der Höhle aufhielten.« Doch er musste hinzufügen: »Andererseits war er nicht gerade erpicht darauf, länger da unten zu bleiben, als er unbedingt musste.«
»Was war Ihr Eindruck, als Sie da unten waren?«
»Dass ich wieder rausmuss, bevor ich einen Herzanfall bekomme«, gab Will zu und spürte, wie die Rattenkratzer auf seinen Armen wieder zu jucken anfingen. »Es ist nicht gerade ein Ort, wo man sich gerne länger aufhält.«
»Wir schauen uns die Fotos an. Vielleicht finden wir etwas, das Sie und Charlie im Eifer des Gefechts übersehen haben.«
Will wusste, dass das durchaus wahrscheinlich war. Die Fotos der Höhle würden vermutlich bereits auf seinem Schreibtisch liegen, wenn er ins Büro zurückkam. Sie konnten die Fotos dann entspannt betrachten, ohne die Enge der Umgebung direkt zu spüren.
»Zwei Opfer, Anna und Jackie. Vielleicht zwei Entführer?« Faith stellte die nächste Verbindung her. »Wenn das ihr Muster und Pauline ein weiteres Opfer ist, dann brauchen sie noch ein zweites Opfer.«
»Hey«, rief Leo und winkte ihnen. Er stand an einer Tür mit einem großen Schild darauf.
»Ärztezimmer«, las Faith laut, eine Angewohnheit, die Will sowohl verabscheute als auch zu schätzen wusste.
»Viel Glück«, sagte Leo und klopfte Will auf die Schulter.
Faith fragte: »Sie gehen?«
»Die Ärztin hat mich eben ziemlich zusammengestaucht.« Leo schien das allerdings nicht sehr viel auszumachen. »Ihr könnt mit dem Jungen

reden, aber wenn sich keine Verbindung zu eurem Fall ergibt, müsst ihr die Finger von ihm lassen.«
Will überraschte diese Bemerkung. Leo war immer mehr als froh darüber gewesen, wenn andere seine Arbeit taten.
Der Detective sagte: »Glaubt mir, ich würde euch den Fall sehr gerne übergeben, aber meine Chefs sitzen mir im Nacken. Sie suchen nach Gründen, mich rauszuschmeißen. Ich brauchte eine eindeutige Verbindung, um das zu euch weiterleiten zu können.«
»Wir decken dir schon den Rücken«, versprach Faith. »Kannst du trotzdem für uns Ausschau halten nach vermissten Frauen? Weiß, Mitte dreißig, dunkelbraune Haare, erfolgreich, aber ohne viele Freunde, die sie vermissen würden.«
»Zicke mit braunen Haaren.« Er zwinkerte ihr zu. »Was habe ich sonst noch zu tun, außer für euren Fall den Laufburschen zu spielen?« Es schien ihm nichts auszumachen. »Ich bin im City Foods, falls irgendwas ist. Ihr habt meine Nummern.«
Will sah ihm nach und fragte: »Warum wollen sie Leo loswerden? Ich meine, abgesehen von den offensichtlichen Gründen?«
Faith war einige Jahre lang Leos Partnerin gewesen, und Will sah, dass sie mit dem Drang kämpfte, ihn zu verteidigen. Schließlich sagte sie: »Er ist an der Spitze seiner Gehaltsklasse. Es ist billiger, sich einen Grünschnabel aus dem Streifendienst zu holen, der den Job für das halbe Geld macht. Außerdem, wenn Leo in Frührente geht, verzichtet er auf zwanzig Prozent seiner Pension. Das Medizinische dazugerechnet, wird es noch teurer, ihn zu behalten. Die Chefs achten auf solche Sachen, wenn sie ihre Budgets aufstellen.«
Faith wollte eben die Tür öffnen, als ihr Handy klingelte. Sie schaute auf die Anruferkennung und sagte zu Will: »Jackies Schwester.« Sie schaltete ein und nickte Will zu, er solle vorausgehen.
Wills Hand war schweißfeucht, als er gegen die Holztür drückte. Sein Herz machte etwas Komisches – fast einen Extraschlag –, was er allerdings dem Schlafmangel und zu viel heißer Schokolade am Morgen zuschrieb. Dann sah er Sara Linton, und sein Herz machte dasselbe noch einmal.
Sie saß auf einem Stuhl am Fenster und hatte Felix McGhee auf dem Schoß. Der Junge war fast schon zu groß dafür, aber Sara schien gut

damit zurechtzukommen. Einen Arm hatte sie um seine Taille geschlungen, den anderen um die Schultern. Mit der Hand strich sie ihm über die Haare, während sie ihm Tröstendes ins Ohr flüsterte.
Sara schaute hoch, als Will ins Zimmer trat, ließ sich aber von seiner Anwesenheit nicht stören. Felix starrte mit leerem Blick zum Fenster hinaus, seine Lippen waren leicht geöffnet. Sara nickte zu einem Stuhl ihr gegenüber, und da er nur gut zehn Zentimeter von Saras Knie entfernt stand, nahm Will an, dass Felix dort gesessen hatte. Er zog den Stuhl ein Stück zurück und setzte sich.
»Felix.« Saras Stimme war ruhig, aber bestimmt, derselbe Tonfall, den sie in der Nacht zuvor bei Anna benutzt hatte. »Das ist Agent Trent. Er ist Polizist, und er wird dir helfen.«
Felix starrte weiter zum Fenster hinaus. Es war kühl im Zimmer, aber Will sah, dass die Haare des Jungen feucht waren. Schweiß lief ihm über die Wange, und Will zog sein Taschentuch heraus, um ihn wegzuwischen. Als er dann wieder zu Sara schaute, starrte sie ihn an, als hätte er einen Hasen aus dem Zylinder gezogen.
»Alte Angewohnheit«, murmelte Will und faltete verlegen das Tuch zusammen. Im Lauf der Jahre hatte er an der Reaktion seiner Umwelt deutlich gemerkt, dass nur alte Männer und Dandys Stofftaschentücher bei sich trugen, aber im Waisenhaus in Atlanta hatten alle Jungs eines bei sich haben müssen, und er fühlte sich ohne Taschentuch nackt.
Sara schüttelte den Kopf, als wollte sie sagen, sie habe nichts dagegen. Sie drückte Felix ihre Lippen auf den Kopf. Der Junge rührte sich nicht, aber Will hatte gesehen, dass sein Blick in seine Richtung zuckte, als wollte er sehen, was Will gerade tat.
»Was ist das?«, fragte Will, als er eine Büchertasche neben Saras Stuhl bemerkte. Wegen der Comicfiguren und der bunten Farben nahm er an, dass die Tasche Felix gehörte. Will zog sie zu sich, öffnete den Reißverschluss und wischte einige bunte Konfetti weg, bevor er den Inhalt untersuchte.
Leo hatte die Tasche sicher bereits eingehend untersucht, aber Will zog jeden Gegenstand heraus, als würde er ihn sorgfältig nach Spuren absuchen. »Schöne Stifte.« Er hob ein Päckchen mit Buntstiften in die Höhe. Die Verpackung war schwarz, eine Farbe, die man auf Kinderutensilien normalerweise nicht sah. »Die sind für Erwachsene. Du

musst ein sehr guter Künstler sein.«
Will erwartete keine Antwort, und Felix gab ihm auch keine, aber der Junge beobachtete ihn jetzt sehr genau, als hätte er Angst, dass Will irgendetwas aus seiner Tasche nahm.
Als Nächstes öffnete Will eine Aktenmappe. Die Vorderseite zeigte ein reich verziertes Wappen, wahrscheinlich von Felix' Privatschule. In einem Fach steckten offiziell aussehende Dokumente von der Schule, im anderen Blätter, die aussahen wie Felix' Hausaufgaben. Die Schuldokumente konnte Will nicht lesen, aber an dem doppelt linierten Papier auf der Hausaufgabenseite erkannte er, dass Felix gerade lernte, auf Linien zu schreiben.
Er zeigte dies Sara. »Seine Schrift ist ziemlich gut.«
»Stimmt«, pflichtete Sara ihm bei. Sie beobachtete Will so genau, wie Felix es tat, und Will musste sie sich aus dem Kopf schlagen, damit er nicht vergaß, wie er seine Arbeit zu tun hatte. Sie war zu schön und zu intelligent und zu viel von allem, was Will nicht war.
Er steckte die Mappe zurück in die Tasche und zog zwei dünne Bücher heraus. Sogar Will erkannte die ersten drei Buchstaben des Alphabets auf dem Umschlag des ersten Buchs. Die anderen beiden waren ihm ein Rätsel, und er hielt sie Felix hin und sagte: »Ich frage mich, um was es in denen geht.« Als Felix nicht antwortete, schaute Will die Umschläge wieder an und kniff dabei die Augen zusammen. »Ich schätze, dieses Schwein arbeitet in einem Restaurant, weil es den Leuten Pfannkuchen serviert.« Will schaute sich das andere Buch an. »Und diese Maus sitzt in einer Brotzeitdose. Ich schätze, die wird gleich von jemandem verspeist.«
»Nein.« Felix sprach so leise, dass Will unsicher war, ob der Junge überhaupt etwas gesagt hatte.
»Nein?«, fragte Will und schaute sich die Maus noch einmal an. Das Tolle mit Kindern war, dass man absolut ehrlich sein konnte, und sie meinen, man würde sie nur necken. »Ich kann nicht sehr gut lesen. Was steht hier?«
Felix bewegte sich, und Sara drehte ihn zu Will. Das Kind griff nach den Büchern. Anstatt zu antworten, drückte Felix sich die Bücher an die Brust. Seine Lippen fingen an zu zittern, und Will fragte ihn: »Deine Mutter liest dir vor, nicht?«

Er nickte, und dicke Tränen liefen ihm die Wangen hinab.
Will beugte sich vor und stützte die Ellbogen auf die Knie. »Ich will deine Mutter finden.«
Felix schluckte, als wollte er seinen Kummer hinunterwürgen. »Der große Mann hat sie mitgenommen.«
Will wusste, dass für ein Kind alle Erwachsenen groß waren. Er richtete sich auf und fragte: »So groß wie ich?«
Zum ersten Mal, seit Will den Raum betreten hatte, schaute Felix ihn an. Er schien über die Frage nachzudenken und schüttelte dann den Kopf.
»Was ist mit dem anderen Detective, der eben hier war – dem Stinker. War der Mann so groß wie er?«
Felix nickte.
Will versuchte, es langsam, beiläufig anzugehen, damit Felix weiter Fragen beantwortete, ohne das Gefühl zu bekommen, er würde verhört.
»Hatte er Haare wie ich, oder waren sie dunkler?«
»Dunkler.«
Will nickte und kratzte sich das Kinn, als würde er über mehrere Möglichkeiten nachdenken. Kinder waren berüchtigt unzuverlässige Zeugen. Sie wollten den Erwachsenen, die sie befragten, gefallen, oder sie waren so empfänglich für Einflüsterungen, dass man ihnen praktisch jede Idee in den Kopf setzen konnte und sie schwören würden, dass es tatsächlich so passiert war.
Will fragte: »Was war mit seinem Gesicht? Hatte er Haare im Gesicht? Oder war es glatt wie meines?«
»Er hatte einen Schnurrbart.«
»Hat er mit dir gesprochen?«
»Er hat mir gesagt, dass meine Mommy gesagt hat, ich soll im Auto bleiben.«
Will ging sehr behutsam vor. »Trug er eine Uniform wie ein Hausmeister oder ein Feuerwehrmann oder ein Polizist?«
Felix schüttelte den Kopf. »Ganz normale Klamotten.«
Will spürte, wie ihm die Hitze ins Gesicht stieg. Er wusste, dass Sara ihn anstarrte. Ihr Ehemann war Polizist gewesen. Die Implikation gefiel ihr mit Sicherheit nicht.
Will fragte: »Was für eine Farbe hatten seine Sachen?«
Felix zuckte mit den Achseln, und Will fragte sich, ob der Junge jetzt

keine Lust mehr hatte zu antworten oder ob er sich wirklich nicht erinnerte.
Felix zupfte an der Kante seines Buchs. »Er hatte einen Anzug wie Morgan an.«
»Morgan ist ein Freund von deiner Mommy?«
Er nickte. »Er ist bei ihr in der Arbeit, aber sie ist wütend auf ihn, weil er lügt und versucht, sie in Schwierigkeiten zu bringen, aber das wird sie sich nicht gefallen lassen wegen des Safes.«
Will fragte sich, ob Felix einige Telefongespräche mitbekommen hatte oder ob Pauline McGhee eine Frau war, die mit einem sechsjährigen Jungen über ihre Probleme sprach. »Erinnerst du dich sonst noch an was über den Mann, der deine Mommy mitgenommen hat?«
»Er hat gesagt, er tut mir was, wenn ich irgendjemandem von ihm erzähle.«
Will machte eine unbewegte Miene wie Felix. »Du hast keine Angst vor dem Mann«, sagte er, keine Frage, sondern eine Feststellung.
»Meine Mommy sagt, sie wird nie zulassen, dass mir jemand was tut.«
Er wirkte so selbstsicher, dass Will nicht anders konnte, als großen Respekt zu empfinden vor Pauline McGhees elterlichem Geschick. Will hatte schon viele Kinder befragt, und viele von ihnen hatten zwar ihre Eltern geliebt, aber nur wenige diese Art von blindem Vertrauen gezeigt.
Will sagte: »Sie hat recht. Niemand wird dir was tun.«
»Meine Mommy wird mich beschützen«, beharrte Felix, und Will wunderte sich allmählich über seine Sicherheit. So etwas sagte man einem Kind nicht so nachdrücklich, außer man hatte eine reale Angst, die man bekämpfen wollte.
Will fragte: »Hat sich deine Mom Sorgen gemacht, dass jemand dir was tun könnte?«
Felix zupfte wieder an dem Buchumschlag. Dann nickte er fast unmerklich.
Will wartete, er wollte die nächste Frage nicht zu überstürzt stellen. »Vor wem hatte sie Angst, Felix?«
Er antwortete leise, seine Stimme war fast nur ein Flüstern. »Vor ihrem Bruder.«
Ein Bruder. Das konnte also doch eine Art Familienzwist sein. Will fragte: »Hat sie dir gesagt, wie er heißt?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich habe ihn nie gesehen, aber er ist schlecht.«
Will schaute den Jungen an und überlegte, wie er die nächste Frage formulieren sollte. »Schlecht inwiefern?«
»Gemein«, sagte Felix. »Sie hat gesagt, er ist gemein, und sie wird mich vor ihm beschützen, weil sie mich mehr liebt als sonst jemanden auf der Welt.« Sein Tonfall hatte nun etwas Endgültiges, als sei das alles, was er zu diesem Thema sagen wollte. »Kann ich jetzt nach Hause?«
Will hätte sich lieber ein Messer in die Brust rammen lassen, als diese Frage beantworten zu müssen. Er schaute Sara hilfesuchend an, und sie übernahm: »Erinnerst du dich noch an die Dame, die du vorher kennengelernt hast? Miss Nancy?«
Felix nickte.
»Sie wird jemanden finden, der sich um dich kümmert, bis deine Mom dich holen kommt.«
Die Augen des Jungen füllten sich mit Tränen. Will konnte es ihm nicht verdenken. Nancy kam wahrscheinlich vom Sozialdienst. Sie war mit Sicherheit ganz anders als die Frauen an Felix' Privatschule und die betuchten Freundinnen seiner Mutter.
Er sagte: »Aber ich will nach Hause.«
»Ich weiß, mein Kleiner«, tröstete ihn Sara. »Aber wenn du nach Hause gehst, bist du allein. Wir müssen dafür sorgen, dass du in Sicherheit bist, bis deine Mom dich holen kommt.«
Er wirkte nicht sehr überzeugt.
Will sank auf ein Knie, damit er dem Jungen direkt in die Augen schauen konnte. Er legte Felix die Hand auf die Schulter, und seine Finger berührten dabei unbeabsichtigt Saras Arm. Will spürte einen Kloß im Hals und musste schlucken, bevor er etwas sagen konnte. »Schau mich an, Felix.« Er wartete, bis der Junge es tat. »Ich werde dafür sorgen, dass deine Mom zu dir zurückkommt, aber du musst tapfer sein, während ich mich darum kümmere.«
Felix' Gesicht war so offen und vertrauensselig, dass es wehtat, ihn anzuschauen. »Wie lange wird es dauern?« Seine Stimme zitterte, als er diese Frage stellte.
»Vielleicht eine Woche, höchstens«, sagte Will und musste sich anstrengen, um den Augenkontakt nicht zu lösen. Wenn Pauline McGhee länger als eine Woche verschwunden blieb, wäre sie tot und Felix wäre

ein Waisenkind. »Kannst du mir eine Woche geben?«
Der Junge schaute Will weiterhin an, als wollte er herausfinden, ob er ihm die Wahrheit sagte oder nicht. Schließlich nickte er.
»Na gut«, sagte Will und fühlte sich, als würde ein Amboss auf seiner Brust lasten. Er sah, dass Faith auf einem Stuhl neben der Tür saß, und fragte sich, wann sie ins Zimmer gekommen war. Sie stand auf und nickte ihm zu, er solle ihr nach draußen folgen. Will klopfte Felix aufs Bein, bevor er zu Faith auf den Gang ging.
»Ich sage Leo wegen des Bruders Bescheid«, sagte Faith. »Klingt nach einem Familienzwist.«
»Wahrscheinlich.« Will schaute noch einmal zu der geschlossenen Tür. Er wollte wieder hineingehen, aber nicht wegen Felix. »Was hat Jackies Schwester gesagt?«
»Joelyn«, sagte Faith. »Der Tod ihrer Schwester hat ihr nicht gerade das Herz gebrochen!«
»Was soll das heißen?«
»Zicke liegt bei ihnen in der Familie.«
Wills Augenbrauen schnellten in die Höhe.
»Habe heute einfach einen schlechten Tag«, sagte Faith, aber das war kaum eine Erklärung. »Joelyn lebt in North Carolina. Sie sagt, sie braucht ungefähr fünf Stunden, um hierherzufahren.« Fast wie ein nachträglicher Einfall fügte Faith hinzu: »Ach, und sie wird die Polizei verklagen und uns feuern lassen, wenn wir nicht herausfinden, wer ihre Schwester umgebracht hat.«
»So eine«, sagte Will. Er wusste nicht, was schlimmer war. Angehörige, die vor Kummer so am Boden zerstört waren, dass man meinte, sie würden einem in die Brust greifen und das Herz zusammenpressen, oder Angehörige, die so wütend waren, dass man meinte, sie würden ein wenig tiefer zupacken.
Er sagte: »Vielleicht sollten wir uns Felix noch einmal vornehmen.«
»Auf mich wirkte er bereits ziemlich erschöpft«, erwiderte Faith. »Ich würde wahrscheinlich auch nicht mehr aus ihm herausbringen, als Sie es getan haben.«
»Vielleicht, wenn er mit einer Frau redet …«
»Sie können gut mit Kindern«, unterbrach ihn Faith mit einem Anflug von Überraschung in ihrer Stimme. »Auf jeden Fall sind Sie geduldiger,

als ich es im Augenblick bin.«
Will zuckte die Achseln. Im Kinderheim hatte er bei einigen der jüngeren Kinder ausgeholfen, vorwiegend um die Neuen davon abzubringen, die ganze Nacht zu weinen und allen anderen den Schlaf zu rauben. Er fragte: »Haben Sie von Leo Paulines Büronummer bekommen?« Faith nickte. »Wir müssen anrufen und nachprüfen, ob es dort einen Morgan gibt. Felix sagte, der Entführer sei angezogen gewesen wie er – vielleicht gibt es einen Anzugschnitt, den Morgan bevorzugt. Außerdem ist unser Kerl ungefähr eins fünfundsechzig groß und hat dunkle Haare und einen Schnurrbart.«
»Der Schnurrbart könnte angeklebt sein.«
Das musste Will zugeben. »Felix ist klug für sein Alter, aber ich bezweifle, ob er zwischen echt und falsch unterscheiden kann. Vielleicht hat Sara noch was aus ihm herausbekommen?«
»Geben wir ihnen noch ein paar Minuten«, schlug Faith vor. »Sie klingen, als würden Sie Pauline für eins von unseren Opfern halten.«
»Was glauben Sie?«
»Ich habe Sie zuerst gefragt.«
Will seufzte. »Mein Gefühl deutet in diese Richtung. Pauline ist gut betucht, hat einen guten Job. Sie hat braune Haare und braune Augen.« Er zuckte die Achseln und nahm sich selbst den Wind aus den Segeln. »Ist nicht gerade viel für eine fundierte Hypothese.«
»Es ist mehr, als wir heute Morgen beim Aufstehen hatten«, gab Faith zu bedenken, obwohl sie nicht so recht wusste, ob sie seinem Gefühl zustimmte oder sich an Strohhalme klammerte. »Wir sollten vorsichtig sein. Ich will Leo nicht in Schwierigkeiten bringen, indem wir in seinem Fall herumschnüffeln und ihn dann im Regen stehen lassen, wenn nichts dabei herauskommt.«
»Einverstanden.«
»Ich rufe jetzt bei Pauline McGhee in der Arbeit an und frage nach Morgans Anzügen. Vielleicht kriege ich ja ein paar Informationen aus den Leuten dort heraus, ohne Leo auf die Zehen zu steigen.« Faith zog ihr Handy heraus und schaute auf den Monitor. »Mein Akku ist leer.«
»Hier.« Will bot ihr sein Handy an. Sie nahm es behutsam in beide Hände und wählte eine Nummer aus ihrem Notizbuch. Will fragte sich, ob er so lächerlich aussah wie Faith, wenn er sich die beiden Hälften des

Apparats ans Gesicht hielt, und kam zu dem Schluss, dass er wahrscheinlich noch lächerlicher aussah. Faith war nicht wirklich sein Typ, aber sie war eine attraktive Frau, und attraktiven Frauen ließ man viel durchgehen. Sara Linton zum Beispiel würde man vielleicht sogar einen Mord durchgehen lassen.
»Entschuldigung«, sagte Faith mit lauter Stimme ins Handy. »Ich kann Sie nur schwer verstehen.« Sie warf Will einen Blick zu, als wäre es seine Schuld, bevor sie den Gang entlang in Richtung Foyer ging, wo der Empfang besser war.
Will lehnte sich an den Türstock. Das Handy durch ein neues zu ersetzen, stellte für ihn ein nahezu unlösbares Problem dar – eines der Probleme, die normalerweise Angie für ihn löste. Er hatte versucht, ein Austauschgerät zu bekommen, indem er den Netzanbieter anrief, aber dort hatte man ihm gesagt, er müsse in einen Laden gehen und Formulare ausfüllen. Angenommen, dieses Wunder passierte tatsächlich, dann müsste Will sich mit den Eigenheiten des neuen Geräts vertraut machen – wie man einen Klingelton einstellte, der ihm nicht auf die Nerven ging, wie man die Nummern, die er für die Arbeit brauchte, einprogrammierte. Will nahm an, dass er Faith fragen könnte, aber sein Stolz ließ das nicht zu. Er wusste, dass sie ihm sehr gerne helfen würde, aber sie würde auch darüber reden wollen.
Zum ersten Mal in seinem Erwachsenenleben wünschte Will sich, dass Angie zu ihm zurückkommen würde.
Er spürte eine Hand auf dem Arm und hörte ein »Entschuldigung«, als eine dünne Brünette die Tür zum Ärztezimmer öffnete. Er nahm an, dass das Nancy vom Sozialdienst war, die nun Felix abholte. Es war noch so früh am Tag, dass der Junge nicht sofort in ein Heim gebracht wurde. Vielleicht gab es eine Pflegefamilie, die sich eine Weile um ihn kümmerte. Hoffentlich machte Miss Nancy ihren Job schon so lange, dass sie einige gute Familien kannte, die ihr einen Gefallen schuldig waren. Es war schwierig, Kinder unterzubringen, die in der Luft hingen. Will hatte selbst in der Luft gehangen, lange genug, um ein Alter zu erreichen, in dem eine Adoption fast unmöglich war.
Faith kam zurück. Mit einem missbilligenden Stirnrunzeln gab sie Will sein Handy zurück. »Sie sollten sich ein neues besorgen.«
»Warum?«, fragte er. »Es funktioniert doch wunderbar.«

Sie ignorierte diese offensichtliche Lüge. »Morgan trägt nur Armani, und er scheint ziemlich überzeugt davon zu sein, dass er der einzige Mann in Atlanta mit genug Stil ist, um das auch durchziehen zu können.«
»Das heißt, wir reden von einem Bereich zwischen zwei-fünf und fünftausend Dollar pro Anzug.«
»Ich würde wetten, der Preis bewegt sich eher im oberen Bereich, nach seinem arroganten Ton zu urteilen. Außerdem hat er mir erzählt, dass Pauline McGhee von ihrer Familie entfremdet ist, und das schon seit mindestens zwanzig Jahren. Er sagt, sie ist mit siebzehn von zu Hause weggelaufen und hat nie zurückgeschaut. Von einem Bruder hat er sie noch nie reden hören.«
»Wie alt ist Pauline jetzt?«
»Siebenunddreißig.«
»Wusste Morgan, wie man mit ihrer Familie Kontakt aufnehmen kann?«
»Er weiß nicht mal, aus welchem Staat sie kommt. Sie hat nicht viel über ihre Vergangenheit geredet. Ich habe Leo eine Nachricht aufs Handy gesprochen. Ich bin mir ziemlich sicher, er spürt den Bruder noch bis zum Abend auf. Wahrscheinlich lässt er bereits alle Fingerabdrücke aus dem SUV durch den Computer laufen.«
»Vielleicht hat sie einen anderen Namen angenommen? Man läuft nicht ohne Grund mit siebzehn Jahren von zu Hause weg. Pauline ist finanziell offensichtlich ziemlich erfolgreich. Vielleicht musste sie ihren Namen ändern, damit das passierte.«
»Offensichtlich hatte Jackie Kontakt zu ihrer Familie und ihren Namen nicht geändert. Ihre Schwester heißt auch Zabel.« Faith lachte kurz und fügte dann hinzu: »Die Namen sind sich alle ähnlich – Gwendolyn, Jacquelyn, Joelyn. Irgendwie komisch, finden Sie nicht auch?«
Will zuckte die Achseln. Er hatte Reime noch nie erkennen können, ein Problem, das, wie er vermutete, mit seiner Leseschwäche zu tun hatte. Zum Glück war das nicht etwas, das oft auftauchte.
Faith fuhr fort: »Ich weiß nicht, was es ist, aber wenn man ein Baby hat, hält man plötzlich die blödesten Namen für schön.« Sie klang nachdenklich. »Ich hätte Jeremy beinahe Fernando Romantico nach einem der Jungs von *Menudo* genannt. Gott sei Dank hat meine Mutter da ein Machtwort gesprochen.«
Die Tür ging auf. Sara Linton kam zu ihnen auf den Gang und sah

genauso aus wie jemand, der das Gefühl hat, eben ein Kind dem Sozialdienst ausgeliefert zu haben. Will war keiner, der auf das System schimpfte, Tatsache war aber, wie nett Sozialarbeiter auch sein und wie sehr sie sich anstrengen mochten, es gab einfach zu wenige von ihnen, und sie erhielten bei Weitem nicht die Unterstützung, die sie brauchten. Wenn man dazu noch in Betracht zog, dass Pflegefamilien entweder das Salz der Erde oder geldgierige, kinderhassende Sadisten waren, dann verstand man sehr schnell, wie seelentötend das ganze Verfahren sein konnte. Leider war es Felix McGhees Seele, die den höchsten Preis würde zahlen müssen.
Sara sagte zu Will: »Sie waren gut da drin.«
Er verkniff es sich, zu grinsen wie ein Kind, dem man eben über den Kopf gestrichen hatte.
Faith fragte: »Hat Felix sonst noch etwas gesagt?«
Sara schüttelte den Kopf. »Wie geht es Ihnen?«
»Viel besser«, antwortete Faith, allerdings ein wenig abwehrend.
Sara sagte: »Ich habe von dem zweiten Opfer gehört, das Sie gestern Nacht gefunden haben.«
»Will hat die Frau gefunden.« Faith hielt kurz inne, wie um die Information wirken zu lassen. »Das ist zwar nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, aber sie brach sich das Genick, als sie von einem Baum fiel.«
Sara runzelte die Stirn. »Was wollte sie auf einem Baum?«
Nun übernahm Will. »Sie wartete darauf, dass wir sie finden. Allem Anschein nach waren wir nicht schnell genug.«
»Sie können nicht genau sagen, wie lange sie auf dem Baum war«, erklärte Sara. »Die Feststellung des Todeszeitpunkts ist keine exakte Wissenschaft.«
»Ihr Blut war noch warm«, erwiderte er und spürte wieder die warme Flüssigkeit, die ihm in den Nacken getropft war.
»Es gibt andere Gründe, warum das Blut noch warm sein kann. Wenn sie auf einem Baum war, hat vielleicht das Laub sie vor der Kälte geschützt. Ihr Entführer könnte ihr auch Medikamente verabreicht haben. Einige Pharmazeutika können die Kerntemperatur des Körpers erhöhen und sie auch nach dem Tod noch hoch halten.«
Er entgegnete: »Das Blut hatte keine Zeit zu gerinnen.«
»Etwas so Simples wie ein paar Aspirin könnten die Gerinnung

verhindert haben.«
Faith fügte hinzu: »Jackie hatte eine große Dose Aspirin neben ihrem Bett. Sie war halb leer.«
Will war noch nicht überzeugt, aber Sara wandte sich bereits einem anderen Thema zu. »Ist Pete Hanson noch immer der Coroner für diese Region?«
»Sie kennen Pete?«
»Er ist ein guter Leichenbeschauer. Ich habe nach meiner ersten Wahl ein paar Kurse bei ihm gemacht.«
Will hatte vergessen, dass in Kleinstädten der Posten des Medical Examiner ein Wahlamt war. Er konnte sich Saras Gesicht auf einem Wahlplakat nicht vorstellen.
Faith sagte: »Wir wollten übrigens jetzt für die Autopsie des zweiten Opfers zu ihm fahren.«
Sara schien unsicher zu werden. »Heute habe ich meinen freien Tag.«
»Nun denn«, sagte Faith und machte dann eine sprechende Pause. »Ich hoffe, Sie genießen den Tag.« Es war als Abschied gemeint, sie machte aber keine Anstalten zu gehen.
Auf dem Gang war es so leise geworden, fiel Will nun auf, dass man das Klappern hoher Absätze auf den Fliesen hinter ihm hören konnte. Amanda Wagner kam mit forschen Schritten auf sie zu. Sie sah ausgeruht aus, obwohl sie ebenso lange wie Will in dem Wald gewesen war. Ihre Frisur war der gewohnte unbewegliche Helm, und ihr Hosenanzug zeigte ein gedämpftes, dunkles Purpur.
Wie üblich kam sie sofort zur Sache. »Der blutige Fingerabdruck auf Jacquelyn Zabels Führerschein aus Florida stammt von unserem ersten Opfer. Nennen Sie sie immer noch Anna?« Sie gab ihnen keine Zeit zu antworten. »Hat diese Supermarkt-Entführung mit unserem Fall zu tun?«
Will antwortete: »Es könnte sein. Die Mutter wurde gegen fünf Uhr dreißig heute Morgen entführt. Der Junge, Felix, wurde schlafend im Auto seiner Mutter gefunden. Er hat uns eine vage Beschreibung des Täters gegeben, aber er ist erst sechs Jahre alt. Die Atlanta Police zeigt sich kooperativ. Soweit ich weiß, haben sie nicht um unsere Hilfe gebeten.«
»Wer ist der Ermittler?«
»Leo Donnelly.«

»Untauglich«, grummelte Amanda. »Im Augenblick lassen wir ihm den Fall noch, aber ich will ihn an einer sehr kurzen Leine. Atlanta kann die Laufarbeit machen und die Forensik bezahlen, aber wenn er Mist baut, zieht ihn ab.«
Faith sagte: »Das wird ihm nicht gefallen.«
»Sehe ich aus, als würde mich das kümmern?« Sie wartete nicht auf eine Antwort. »Unsere Freunde im Rockdale County zeigen offensichtlich ein gewisses Bedauern, dass sie uns den Fall abgeben müssen«, informierte sie sie. »Ich gebe in fünf Minuten eine Pressekonferenz vor der Tür und will, dass Sie und Faith mich flankieren und beruhigend aussehen, während ich der Öffentlichkeit erkläre, dass ihre Nieren sicher sind vor den Händen hinterhältiger Organhändler.« Nun streckte sie Sara die Hand hin. »Dr. Linton, ich glaube, es ist nicht zu weit hergeholt, wenn ich sage, dass wir uns diesmal unter besseren Umständen begegnen.«
Sara schüttelte ihre Hand. »Für mich zumindest.«
»Es war eine bewegende Zeremonie. Ein passender Tribut für einen großartigen Polizisten.«
»Oh …« Sara brach verwirrt ab. Tränen traten ihr in die Augen. »Ich wusste ja gar nicht, dass Sie auch …« Sie räusperte sich und nahm sich zusammen. »Der Tag liegt für mich noch immer wie im Nebel.«
Amanda schaute sie prüfend an, und ihre Stimme klang erstaunlich sanft, als sie fragte: »Wie lange ist das jetzt eigentlich her?«
»Dreieinhalb Jahre.«
»Ich habe gehört, was im Coastal passiert ist.« Amanda hielt noch immer Saras Hand, und Will sah, dass sie sie aufmunternd drückte. »Wir kümmern uns um unsere Leute.«
Sara wischte sich die Augen und schaute Faith an, als würde sie sich blöd vorkommen. »Um ehrlich zu sein, ich wollte Ihren Agenten eben meine Dienste anbieten.«
Will sah, dass Faith den Mund öffnete und schnell wieder schloss.
Amanda sagte: »Fahren Sie fort.«
»Ich habe an dem ersten Opfer gearbeitet – Anna. Ich hatte keine Gelegenheit, eine komplette Untersuchung durchzuführen, aber ich habe eine gewisse Zeit mit ihr verbracht. Pete Hanson ist einer der besten Medical Examiner, die ich kenne, aber wenn Sie wollen, dass ich an der Autopsie des zweiten Opfers teilnehme, kann ich Ihnen vielleicht etwas

über die Unterschiede und Ähnlichkeiten zwischen den beiden sagen.« Amanda brauchte nicht lange für die Entscheidung. »Ich nehme Ihr Angebot an«, sagte sie. »Faith, Will, Sie kommen mit mir. Dr. Linton, meine Agenten erwarten Sie in einer Stunde in der City Hall East.« Als niemand sich rührte, klatschte sie in die Hände. »Gehen wir.« Sie war schon halb den Gang hinunter, bevor Faith und Will sich aufraffen konnten, ihr zu folgen.

Will ging hinter Amanda und machte bewusst kurze Schritte, damit er sie nicht überholte. Für eine so kleine Frau ging sie sehr schnell, aber mit seiner Größe kam er sich immer vor wie der Grüne Riese, wenn er versuchte, einen respektvollen Abstand zu halten. Während er nun auf ihren Kopf hinunterschaute, fragte er sich, ob der Mörder für eine Frau wie Amanda arbeitete. Will verstand sehr gut, warum ein anderer Mann regelrecht Hass empfinden konnte anstelle der Mischung aus Wut und dem brennenden Verlangen, ihr zu gefallen, die Will der älteren Frau gegenüber empfand.

Faith legte ihm die Hand auf den Arm und zog ihn zurück. »Können Sie das glauben?«

»Was glauben?«

»Dass Sara sich in unsere Autopsie einmischt.«

»Aber es ist nicht verkehrt, wenn sie beide Opfer sieht.«

»*Sie* haben beide Opfer gesehen.«

»Ich bin kein Coroner.«

»Sie auch nicht«, blaffte Faith zurück. »Sie ist nicht mal eine richtige Ärztin. Sie ist Kinderärztin. Und was, zum Teufel, meinte Amanda mit dem Coastal?«

Auch Will wollte gern wissen, was im Coastal State Prison passiert war, aber in erster Linie fragte er sich, warum Faith sich über das Ganze so sehr ärgerte.

Über die Schulter hinweg rief Amanda ihnen zu: »Sie haben jede Hilfe anzunehmen, die Sara Linton anzubieten bereit ist.« Anscheinend hatte sie sie flüstern hören. »Ihr Mann war einer der besten Polizisten in diesem Staat, und ich würde mich bei jeder Ermittlung auf Saras medizinische Fähigkeiten verlassen.«

Faith machte sich gar nicht die Mühe, ihre Neugier zu verstecken. »Was ist mit ihm passiert?«

»In Ausübung seiner Pflicht«, war alles, was Amanda zu sagen bereit war. »Wie geht’s Ihnen eigentlich nach Ihrem Zusammenbruch, Faith?«
Faith klang ungewöhnlich fröhlich. »Perfekt.«
»Hat die Ärztin Entwarnung gegeben?«
Sie wurde noch fröhlicher. »Hundert Prozent.«
»Darüber werden wir noch reden müssen.« Amanda winkte die Wachmänner weg, als sie das Foyer betraten, und sagte zu Faith: »Ich habe danach noch eine Besprechung mit dem Bürgermeister, aber ich erwarte Sie bis zum Ende des Tages in meinem Büro.«
»Ja, Ma’am.«
Will fragte sich, ob er mit jeder Minute dümmer wurde oder ob die Frauen in seinem Leben einfach immer begriffsstutziger wurden. Jetzt war jedoch nicht die Zeit, das herauszufinden. Er griff an Amanda vorbei und öffnete die gläserne Eingangstür. Draußen war ein Podium aufgebaut, dahinter lag ein kleiner Teppich, auf dem Amanda stehen konnte. Will stellte sich wie gewöhnlich neben sie. Er war entspannt, weil er wusste, dass die Kameras seine Brust und vielleicht den Krawattenknoten einfangen würden, wenn sie sich in Nahaufnahme auf Amandas Gesicht richteten. Faith dagegen wusste offensichtlich, dass sie nicht so viel Glück hatte, denn sie machte eine finstere Miene, als sie sich hinter ihre Chefin stellte.
Die Kameras blitzten. Amanda trat an die Mikrofone. Fragen wurden gerufen, aber sie wartete, bis der Tumult abgeklungen war, bevor sie ein zusammengefaltetes Blatt Papier aus ihrer Jackentasche zog und auf dem Podest glättete. »Ich bin Dr. Amanda Wagner, Stellvertretende Direktorin des Georgia Bureau of Investigation in Atlanta.« Sie machte eine bedeutungsschwere Pause. »Einige von Ihnen haben die falschen Gerüchte über einen sogenannten Nierenmörder gehört. Ich bin hier, um klarzustellen, dass dieses Gerücht nicht den Tatsachen entspricht. Es gibt in unserer Mitte keinen solchen Mörder. Die Niere des Opfers wurde nicht entfernt; es gab keine wie auch immer geartete chirurgische Manipulation. Das Rockdale County Police Department bestreitet, das Gerücht in die Welt gesetzt zu haben, und wir müssen darauf vertrauen, dass unsere Kollegen in dieser Sache die Wahrheit sagen.«
Will musste Faith nicht ansehen, um zu wissen, dass sie gegen ein Grinsen ankämpfte. Detective Max Galloway war ihr mit Sicherheit auf

die Nerven gegangen, und Amanda hatte eben die gesamte Polizeitruppe des Rockdale County vor laufenden Kameras heruntergeputzt.
Einer der Reporter fragte: »Was können Sie uns über die Frau sagen, die gestern Nacht ins Grady eingeliefert wurde?«
Nicht zum ersten Mal wusste Amanda mehr über den Fall, als Will oder Faith ihr gesagt hatten. »Bis ein Uhr heute Nachmittag sollten wir eine Zeichnung des Opfers haben.«
»Warum keine Fotos?«
»Das Opfer hat Schläge ins Gesicht erhalten. Wir wollen der Öffentlichkeit die beste Chance geben, sie zu identifizieren.«
Eine Frau von CNN fragte: »Wie lautet Ihre Prognose?«
»Vorsichtig optimistisch.« Amanda wandte sich der nächsten Person zu, die die Hand hob. Es war Sam, der Faith zugerufen hatte, als sie das Krankenhaus betreten hatten. Er war der einzige Reporter, den Will sah, der sich noch auf die altmodische Art Notizen machte, anstatt einen Digitalrekorder zu benutzen. »Haben Sie etwas über die Erklärung von Jacquelyn Zabels Schwester Joelyn Zabel zu sagen?«
»Die Familie ist offensichtlich sehr bestürzt«, antwortete Amanda. »Wir tun alles, was in unserer Macht steht, um diesen Fall zu lösen.«
Sam ließ noch nicht locker. »Es ist doch sicher kein Vergnügen für Sie, dass Joelyn Zabel in so harten Worten über Ihre Behörde spricht.«
Will brauchte sich nur Sams Miene anzusehen, um zu ahnen, dass Amanda lächelte. Die beiden spielten ein Spiel, weil der Reporter offensichtlich genau wusste, dass Amanda keine Ahnung hatte, wovon er redete.
Sie sagte: »Was ihre Erklärung angeht, müssen Sie Miss Zabel schon selbst fragen. Ich habe in der Sache nichts mehr zu sagen.«
Amanda beantwortete noch zwei weitere Fragen und beendete dann die Pressekonferenz mit der üblichen Bitte, dass jeder mit Informationen sich melden möge.
Die Reporter zerstreuten sich, um irgendwo ihre Artikel zu schreiben und durchzugeben – Will war sich allerdings ziemlich sicher, dass keiner von ihnen die Verantwortung dafür übernehmen würde, das trügerische Gerücht über den sogenannten Nierenmörder in die Welt gesetzt zu haben, ohne vorher die Fakten zu überprüfen.
Amandas Stimme war ein leises Grummeln, das Will kaum verstand, als

sie zu Faith sagte: »Gehen Sie.«
Faith brauchte keine Erklärung, und sie brauchte auch keine Verstärkung, dennoch packte sie Will am Arm, als sie auf die Gruppe der Reporter zuging. Sie schob sich an Sam vorbei, und offensichtlich hatte sie etwas zu ihm gesagt, denn der Mann folgte ihr in eine schmale Gasse zwischen dem Krankenhaus und dem Parkhaus.
Sam sagte: »Hab den Drachen überrumpelt, was?«
Faith deutete auf Will. »Agent Trent, das ist Sam Lawson, professionelles Arschloch.«
Sam grinste ihn an. »Freut mich.«
Will erwiderte nichts, aber Sam schien das nichts auszumachen. Der Reporter war mehr an Faith interessiert, und er schaute sie so wölfisch an, dass Will den primitiven Drang verspürte, dem Kerl einen Kinnhaken zu verpassen.
Sam sagte: »Verdammt, Faith, du siehst echt heiß aus.«
»Amanda ist stinksauer auf dich.«
»Ist sie das nicht immer?«
»Du solltest dich besser nicht schlecht mit ihr stellen. Denk daran, was beim letzten Mal passiert ist.«
»Das Tolle an so viel Trinken ist, dass ich mich nicht erinnere.« Er grinste wieder und musterte sie von Kopf bis Fuß. »Du siehst wirklich gut aus, Babe. Ich meine – einfach fantastisch.«
Sie schüttelte den Kopf, aber Will sah, dass sie weich wurde. Er hatte sie noch nie einen Mann so anschauen sehen, wie sie jetzt Sam Lawson anschaute. Zwischen den beiden war etwas eindeutig noch nicht bereinigt. Will war sich in seinem ganzen Leben noch nie so überflüssig vorgekommen.
Zum Glück schien sich Faith daran zu erinnern, dass sie aus einem bestimmten Grund hier war. »Hat Rockdale dir das mit Zabels Schwester gesteckt?«
»Die Quellen von Reportern sind vertraulich«, antwortete Sam, was jedoch ihre Vermutung so gut wie bestätigte.
Faith fragte: »Wie lautet Joelyns Erklärung?«
»Kurz gefasst sagte sie: Ihr wärt drei Stunden Däumchen drehend herumgestanden und hättet darüber gestritten, wer den Fall bekommt, während ihre Schwester in einem Baum starb.«

Faiths Lippen waren ein dünner, weißer Strich. Will war es richtiggehend schlecht. Offenbar hatte Sam direkt nach Faith mit der Schwester gesprochen, was erklärte, warum der Reporter so sicher sein konnte, dass Amanda im Dunklen tappte.
Schließlich fragte Faith: »Hast du ihr die Information zukommen lassen?«
»Du solltest mich besser kennen.«
»Rockdale hat ihr die Information gesteckt, und du hast ihre Aussage aufgezeichnet.«
Er zuckte die Achseln, noch eine indirekte Bestätigung. »Ich bin Reporter, Faith. Ich mache nur meine Arbeit.«
»Das ist eine ziemlich beschissene Arbeit – über trauernde Familien herfallen, über die Polizei herziehen, drucken, wovon du weißt, dass es eine Lüge ist.«
»Jetzt weißt du, warum ich so viele Jahre lang Säufer war.«
Faith stemmte die Hände in die Hüften und seufzte schwer und frustriert. »Das ist nicht das, was mit Jackie Zabel passiert ist.«
»Das habe ich mir schon gedacht.« Sam zog Notizblock und Stift heraus. »Dann gib mir etwas anderes, das ich als Aufmacher verwenden kann.«
»Du weißt, dass ich das nicht kann.«
»Erzähl mir von der Höhle. Ich habe gehört, dass er da unten eine Schiffsbatterie hatte, damit er ihnen Stromstöße versetzen konnte.«
Die Schiffsbatterie war etwas, das sie »schuldiges Wissen« nannten, die Art von Information also, die nur der Mörder kennen konnte. Es gab lediglich eine Handvoll Leute, die das Beweismaterial kannten, das Charlie Reed dort unten gesammelt hatte, und sie alle trugen Polizeimarken. Zumindest für den Augenblick noch.
Faith sagte, was Will dachte: »Entweder Galloway oder Fierro füttert dich mit Insiderinformationen. Sie bekommen die Chance, uns in die Pfanne zu hauen, und du bekommst die Chance auf die erste Seite. Eine Win-Win-Situation, was?«
Sams zahnreiches Grinsen bestätigte ihre Spekulation. Dennoch sagte er: »Warum sollte ich mit Rockdale reden, wenn du meine Insiderin bei diesem Fall bist?«
Will hatte miterlebt, wie sehr Faiths Laune sich in den letzten Wochen verschlechtert hatte, und es war nett, zur Abwechslung einmal nicht die

Zielscheibe ihrer Wut zu sein. Zu Sam sagte sie: »Ich bin für dich bei gar nichts dein Insider, Arschloch, und deine Fakten sind falsch.«
»Dann korrigiere mich, Babe.«
Sie schien es beinahe tun zu wollen, doch in letzter Sekunde gewann ihr Verstand wieder die Oberhand. »Das GBI hat keinen offiziellen Kommentar zu Joelyn Zabels Erklärung.«
»Kann ich dich damit zitieren?«
»Zitiere es, Babe.«
Will folgte Faith zum Auto, aber erst, nachdem er den Reporter ebenfalls angegrinst hatte. Er war sich ziemlich sicher, dass die Geste, die Faith ihm gezeigt hatte, nichts war, was man in einer Zeitung brachte.

9. Kapitel

Sara hatte die letzten dreieinhalb Jahre damit zugebracht, ihre Verdrängungsstrategien zu perfektionieren, deshalb war es kaum überraschend, dass sie eine gute Stunde brauchte, bis sie erkannte, was für einen schrecklichen Fehler sie gemacht hatte, als sie Amanda Wagner ihre Dienste anbot. In dieser Stunde hatte sie es geschafft, nach Hause zu fahren, zu duschen und sich umzuziehen und dann noch bis in den Keller der City Hall East zu kommen, bevor die Wahrheit sie traf wie ein Vorschlaghammer. Sie hatte die Hand an die Tür mit der Aufschrift GBI MEDICAL EXAMINER gelegt und innegehalten, weil sie sie nicht öffnen konnte. Eine andere Stadt. Eine andere Leichenhalle. Ein anderer Weg, Jeffrey zu vermissen.

War es falsch zu sagen, dass sie es geliebt hatte, mit ihrem Mann zusammenzuarbeiten? Dass sie ihn angesehen hatte, über die Leiche eines Schussopfers oder eines betrunkenen Fahrers hinweg, und das Gefühl bekommen hatte, ihr Leben sei komplett? Es schien makaber und dumm und all das, was Sara geglaubt hatte, hinter sich zu haben, als sie nach Atlanta zog, aber nun stand sie wieder da, mit der Hand an einer Tür, die Leben und Tod trennte, und konnte sie nicht öffnen.

Sie lehnte sich an die Wand und starrte die Lackbuchstaben auf dem Milchglas an. Hatte man nicht Jeffrey hierhergebracht? War Pete Hanson nicht der Mann, der den wunderschönen Körper ihres Mannes seziert hatte? Sara hatte den Bericht des Coroners noch irgendwo. Zu der Zeit schien es von lebenswichtiger Bedeutung zu sein, dass sie alle Informationen in Bezug auf seinen Tod bekam – die Toxikologie, die Gewichte und Maße von Organen, Gewebe und Knochen. Sie hatte Jeffrey im Grant County sterben sehen, aber hier an diesem Ort, dem Keller unter der City Hall, war alles, was ihn zu einem lebendigen Wesen gemacht hatte, reduziert, entfernt, in Worte und Daten gefasst worden.

Was genau war es, das Sara dazu gebracht hatte, wieder hierherzukommen? Sie dachte an die Menschen, mit denen sie in den letzten Stunden in Kontakt gekommen war: Felix McGhee – der

verlorene Ausdruck auf seinem blassen Gesicht, die zitternde Unterlippe, während er die Krankenhausgänge nach seiner Mutter absuchte und beharrlich wiederholte, dass sie ihn nie allein lassen würde. Will Trent, der dem Kind sein Taschentuch anbot. Sara hatte gedacht, ihr Vater und Jeffrey wären die einzigen Männer auf der Welt, die so etwas noch bei sich trugen. Und dann Amanda Wagner, die etwas über das Begräbnis sagte.

An dem Tag, an dem Jeffrey beerdigt wurde, war Sara so sediert gewesen, dass sie kaum hatte stehen können. Ihr Cousin hatte ihr den Arm um die Taille gelegt und sie praktisch auf den Füßen gehalten, damit sie zu Jeffreys Grab gehen konnte. Sara hatte die Hand über den Sarg in der Grube gehalten, und ihre Finger hatten den Klumpen Erde, den sie hielt, nicht loslassen wollen. Schließlich hatte sie aufgegeben und die Faust an die Brust gepresst, wollte sich die Erde ins Gesicht schmieren, sie einatmen, zu Jeffrey in die Grube steigen und ihn halten, bis ihre Lunge nicht mehr atmen konnte.

Sara steckte die Hand in die Tasche ihrer Jeans und spürte dort den Brief. Sie hatte ihn so oft gefaltet, dass der Umschlag am Knick bereits aufbrach und darunter das leuchtende Gelb des Juristenpapiers zum Vorschein kam. Was würde sie tun, wenn er eines Tages plötzlich aufging? Was würde sie tun, wenn sie eines Morgens zufällig nach unten schaute und die ordentliche Handschrift sah, die peinlichen Erklärungen und offenkundigen Ausreden der Frau, deren Verhalten zu Jeffreys Tod geführt hatten?

»Sara Linton!«, rief Pete Hanson dröhnend, als er den Fuß auf die letzte Treppenstufe stellte. Er trug ein leuchtend buntes Hawaii-Hemd, sein bevorzugter Kleidungsstil, wie Sara sich erinnerte, und der Ausdruck auf seinem Gesicht war eine Mischung aus Freude und Neugier. »Welchem Anlass verdanke ich dieses außerordentliche Vergnügen?«

Sie sagte ihm die Wahrheit. »Ich habe es geschafft, mich in einen Ihrer Fälle einzuschleichen.«

»Aha, die Studentin übernimmt für den Lehrer.«

»Ich glaube nicht, dass Sie schon bereit sind, das alles hier aufzugeben.« Er zwinkerte ihr anzüglich zu. »Sie wissen doch, ich habe das Herz eines Neunzehnjährigen.«

Sara wusste sofort, was von ihr erwartet wurde. »Haben Sie es noch

immer in einem Glas über Ihrem Schreibtisch?«
Pete lachte schallend, als würde er den Spruch zum ersten Mal hören.
Sara meinte, sich erklären zu müssen, und sagte deshalb: »Ich habe eines der Opfer gestern Nacht im Krankenhaus gesehen.«
»Ich habe von ihr gehört. Folter, massive Gewalteinwirkung?«
»Ja?«
»Prognose?«
»Man versucht gerade, die Infektion unter Kontrolle zu bringen.« Sara ging nicht näher darauf ein, aber das brauchte sie auch gar nicht. Pete sah immer wieder Krankenhauspatienten, die auf eine Behandlung mit Antibiotika nicht angesprochen hatten.
»Haben Sie eine komplette Vergewaltigungsuntersuchung gemacht?«
»Präoperativ war keine Zeit dazu, und post…«
»Ist die Beweiskette kontaminiert.« Pete kannte sich mit den juristischen Feinheiten aus. Anna war mit Betadine übergossen und unzähligen verschiedenen Umwelteinflüssen ausgesetzt worden. Ein guter Verteidiger konnte einen Experten als Zeugen benennen, der argumentieren würde, dass die Ergebnisse einer Vergewaltigungsuntersuchung, die erst nach den Prozeduren einer Operation vorgenommen worden war, zu kontaminiert waren, um als Beweismittel zu dienen.
Sara sagte zu ihm: »Ich habe unter ihren Fingernägeln ein paar Splitter entfernt, aber ich dachte mir, das Beste, was ich anbieten kann, ist ein forensischer Vergleich der beiden Opfer.«
»Eine ziemlich zweifelhafte Argumentation, aber ich freue mich so, Sie zu sehen, dass ich über Ihre mangelhafte Logik hinwegsehe.«
Sie lächelte; Pete war schon immer unverblümt gewesen auf diese freundliche, südliche Art – einer der Gründe, warum er ein so guter Lehrer war. »Vielen Dank.«
»Das Vergnügen Ihrer Anwesenheit ist als Belohnung mehr als genug.« Er öffnete die Tür und bat sie hinein. Sara zögerte, und er sagte: »Vom Gang aus sieht man kaum was.«
Sara versuchte, ein Pokerface aufzusetzen, als sie ihm in die Leichenhalle folgte. Der Geruch traf sie als Erstes. Sie hatte diesen Geruch immer als erstickend empfunden, doch man musste ihn schon selbst gerochen haben, um das zu verstehen. Vorherrschend war jedoch

nicht der Geruch des Todes, sondern der der Chemikalien, die verwendet wurden. Bevor ein Skalpell Fleisch berührte, wurden die Verstorbenen katalogisiert, geröntgt, ausgezogen und mit Desinfektionsmittel gewaschen. Ein anderes Reinigungsmittel wurde benutzt, um die Böden zu wischen, ein weiteres für die Edelstahltische, und noch ein anderes reinigte und sterilisierte die Instrumente der Autopsie. Miteinander erzeugten sie einen unvergesslichen, extrem süßlichen Geruch, der einem in die Haut drang und tief in der Nase klebte, sodass man ihn gar nicht bemerkte, bis man eine Weile woanders war.

Als Sara Pete in den hinteren Teil des Saals folgte, fühlte sie sich in seinem Gefolge wie gefangen. Die Leichenhalle war von der ewigen Hektik des Grady so weit entfernt wie Grant County von Grand Central. Im Gegensatz zur endlosen Tretmühle der Fälle in der Notaufnahme war eine Autopsie immer eine eng umgrenzte Fragestellung, auf die es fast immer eine Antwort gab. Blut, Körperflüssigkeiten, Organe, Gewebe – jede Komponente trug ein Stück zum Puzzle bei. Eine Leiche konnte nicht lügen. Die Toten konnten ihre Geheimnisse nicht immer mit ins Grab nehmen.

In Amerika sterben jedes Jahr fast zweieinhalb Millionen Menschen. Georgia ist verantwortlich für etwa siebzigtausend davon, von denen weniger als tausend Todesfälle Morde sind. Vom Gesetz her muss jeder unbegleitete Tod – soll heißen, jeder Mensch, der außerhalb eines Krankenhauses oder Pflegeheims stirbt – untersucht werden. Kleinstädte, in denen sich nur wenige Fälle eines gewaltsamen Todes ereignen, oder Gemeinden, die so knapp bei Kasse sind, dass der örtliche Leichenbestatter die Aufgabe des Coroners übernimmt, lassen ihre Kriminalfälle meistens vom Staat bearbeiten. Die Mehrheit davon landet in der Leichenhalle von Atlanta. Das war der Grund, warum die Hälfte der Tische mit Leichen in unterschiedlichen Stadien der Autopsie belegt war.

»Snoopy«, rief Peter einem älteren Schwarzen in Laborkluft zu. »Das ist Dr. Sara Linton. Sie wird mir im Zabel-Fall assistieren. Wo sind wir?«

Ohne Sara zu beachten, sagte der Mann zu Pete: »Röntgenaufnahmen sind auf dem Bildschirm. Ich kann sie jetzt herausholen, wenn Sie wollen.«

»Guter Mann.« Pete ging zum Computer und tippte auf die Tastatur.

Eine Reihe von Röntgenaufnahmen erschien auf dem Monitor.
»Technologie!«, rief Pete, und Sara musste einfach beeindruckt sein. Im Grant County hatte sich die Leichenhalle im Keller des Krankenhauses befunden, fast so, als wäre man erst nachträglich auf die Idee gekommen. Das Röntgengerät war für lebende Menschen ausgelegt, ganz anders als die Maschinerie hier, wo es ziemlich egal war, wie viel Strahlung man in einen Körper jagte. Die Aufnahmen waren absolut naturgetreu und wurden auf einem Flachbildmonitor betrachtet anstatt auf einem Lichtkasten, der so flackerte, dass man fast einen epileptischen Anfall bekam. Der einzelne Porzellantisch, den Sara im Grant benutzt hatte, war nichts im Vergleich zu den Reihen der Edelstahltische hinter ihr. In dem durch eine Glaswand abgetrennten Korridor neben der Leichenhalle sah sie den Coroner-Assistenten und medizinische Ermittler hin und her eilen.
Jetzt war sie mit Pete allein, die einzigen lebenden Wesen im großen Autopsiesaal.
»Wir hatten alle anderen Fälle weggeräumt, bevor wir ihn hereinbrachten«, sagte Pete, und im ersten Augenblick verstand Sara nicht, was er meinte.
Er deutete auf eine leere Bahre, die letzte in der Reihe. »Hier habe ich ihn obduziert.«
Sara starrte den leeren Tisch an und wunderte sich, dass das Bild nicht in ihrem Kopf aufblitzte, diese entsetzliche Vision des letzten Mals, als sie ihren Mann gesehen hatte. Stattdessen sah sie nur den sauberen Tisch, auf dessen matter Edelstahloberfläche das Licht der Deckenlampen schimmerte. Hier hatte Pete die Beweise gesammelt, die zu Jeffreys Mörderin geführt hatten. Hier hatte der Fall seine entscheidende Wendung genommen, hier wurde ohne den geringsten Zweifel bewiesen, wer in den Mord verwickelt war.
Sara hatte erwartet, dass hier drinnen die Erinnerungen sie überwältigen würden, stattdessen aber spürte sie nur Ruhe und eine überzeugte Zielgerichtetheit. Hier wurde Gutes getan. Hier wurde Menschen geholfen, sogar noch im Tod. Vor allem im Tod.
Langsam drehte sie sich wieder zu Pete um, und noch immer sah sie Jeffrey nicht, aber sie spürte ihn, als wäre er mit ihr hier in diesem Raum. Woher kam das? Wie kam es, dass nach dreieinhalb Jahren der

verzweifelten Innenschau, der Suche nach einer Empfindung, die nachbildete, wie es sich anfühlte, Jeffrey bei sich zu haben, nun ihre Anwesenheit in der Leichenhalle ihn so schlagartig zu ihr zurückbrachte?
Die meisten Polizisten hassten es, einer Autopsie beizuwohnen, und Jeffrey war da keine Ausnahme gewesen, aber er hatte seine Anwesenheit als ein Zeichen von Respekt betrachtet, als Versprechen an das Opfer, dass er alles in seiner Macht Stehende tun werde, um den Mörder zu überführen. Das war der Grund, warum er Polizist geworden war – nicht nur um den Unschuldigen zu helfen, sondern auch um die Kriminellen zu bestrafen, die ihnen auflauerten.
Und ehrlich gesagt, das war auch der Grund, warum Sara den Posten des Coroners übernommen hatte. Jeffrey hatte vom Grant County noch nicht einmal gehört, als sie zum ersten Mal die Leichenhalle unter dem Krankenhaus betrat, ein Opfer untersuchte, mithalf, einen Fall zu lösen. Vor vielen Jahren hatte Sara am eigenen Leib erlebt, wie es war, selbst Opfer eines schrecklichen Angriffs zu werden. Bei jedem Y-Schnitt, den sie setzte, bei jeder Probe, die sie nahm, und sooft sie vor Gericht die von ihr dokumentierten Gräuel bezeugte, hatte sie in ihrer Brust eine rechtschaffende Rache brennen spüren.
»Sara?«
Sie merkte, dass sie still geworden war. Sie musste sich räuspern, bevor sie zu Pete sagen konnte: »Ich habe die Aufnahmen unserer Unbekannten von letzter Nacht vom Grady herüberschicken lassen. Wir glauben, dass sie Anna heißt.«
Er klickte sich durch die Datei und holte Annas Röntgenbilder auf den Monitor. »Ist sie bei Bewusstsein?«
»Ich habe im Krankenhaus angerufen, bevor ich hierherkam. Sie ist immer noch bewusstlos.«
»Neurologische Schäden?«
»Sie hat die Operation überstanden, was kaum jemand erwartet hätte. Reflexe sind gut, Pupillen reagieren noch immer nicht. Für heute Nachmittag ist ein Scan geplant. Die Hauptsorge ist jedoch die Infektion. Man hat einige Kulturen angesetzt und versucht herauszufinden, wie man sie am besten behandelt. Sanderson hat das Zentrum für Infektionskrankheiten alarmiert.«

»O Mann.« Pete betrachtete die Aufnahme. »Was meinen Sie, wie viel Kraft in der Hand ist dazu nötig, eine Rippe so herauszureißen?«
»Sie war ausgehungert, dehydriert. Ich schätze, das hat es einfacher gemacht.«
»Gefesselt – viel Widerstand konnte sie ihm sicher nicht entgegensetzen. Aber dennoch … meine Güte. Erinnert mich an die dritte Mrs Hanson. Vivian war Bodybuilderin, wissen Sie. Bizeps so dick wie mein Bein. Ein Mordsweib.«
»Vielen Dank, Pete. Danke, dass Sie sich um ihn gekümmert haben.«
Er zwinkerte ihr noch einmal zu. »Man verdient Respekt, indem man ihn anderen erweist.«
Sie kannte diesen Spruch noch aus seinen Vorlesungen.
»Snoopy«, sagte Pete, als der Mann eine Rollbahre durch die Doppeltür schob. Jacquelyn Zabels Kopf war über einem weißen Leintuch zu sehen, die Haut war rötlich grau verfärbt, weil sie kopfüber in dem Baum gehangen hatte. Um die Lippen herum war die Farbe noch dunkler, als hätte ihr jemand eine Handvoll Blaubeeren auf den Mund geschmiert. Sara fiel auf, dass die Frau attraktiv gewesen war, mit nur wenigen Fältchen an den Augenwinkeln, die auf ihr Alter hinwiesen. Wieder musste sie an Anna denken und an die Tatsache, dass auch sie eine bemerkenswerte Frau war.
Pete schien dasselbe zu denken. »Je schöner die Frau, umso furchtbarer das Verbrechen. Warum nur?«
Sara zuckte die Achseln. Es war ein Phänomen, das sie auch als Coroner im Grant County beobachtet hatte. Schöne Frauen zahlten eher einen höheren Preis, wenn es um Mord ging.
»Schieben Sie sie an meinen Platz«, sagte Pete zu seinem Assistenten.
Sara betrachtete die ausdruckslose Art, mit der Snoopy seiner Arbeit nachging, die methodische Sorgfalt, mit der er die Leiche zu einem leeren Platz in der Reihe bugsierte. Pete war hier in der Minderheit; die meisten Leute, die in der Leichenhalle arbeiteten, war entweder Afroamerikaner oder Frauen. Im Grady Hospital war es genauso, und das war durchaus einleuchtend, denn Sara war aufgefallen, dass scheußliche Arbeiten sehr oft von Frauen oder Angehörigen einer Minderheit übernommen wurden.
Snoopy trat die Bremsen an den Rädern fest und fing an, die diversen

Skalpelle, Messer und Sägen zu organisieren, die Pete im Verlauf der nächsten Stunden brauchen würde. Er hatte eben eine große Baumschere herausgezogen, wie man sie normalerweise in der Gartenabteilung eines Eisenwarenladens fand, als Will und Faith in den Autopsiesaal kamen. Will wirkte etwas ratlos, als sie an den geöffneten Leichen vorbeigingen. Faith dagegen sah noch schlimmer aus als bei ihrer ersten Begegnung im Krankenhaus. Die Lippen der Frau waren weiß, und sie starrte stur geradeaus, als sie an einem Mann vorbeiging, dem man das Gesicht vom Schädel geschält hatte, damit der Arzt nach Quetschungen suchen konnte.

»Dr. Linton«, sagte Will, »vielen Dank, dass Sie gekommen sind. Ich weiß, dass Sie heute eigentlich Ihren freien Tag haben.«

Sara konnte nur lächeln und nicken, sie wunderte sich über die Förmlichkeit seiner Ausdrucksweise. Mit jeder Minute, die verging, klang er mehr wie ein Banker. Sie hatte noch immer Schwierigkeiten, den Mann mit seinem Job in Verbindung zu bringen.

Pete hielt Sara ein Paar Handschuhe hin, aber sie lehnte ab und sagte: »Ich bin nur als Beobachterin hier.«

»Wollen sich wohl nicht die Hände schmutzig machen?« Er blies in den Handschuh, um ihn zu öffnen, und streifte ihn sich über die Hand. »Wollen Sie danach mit mir zum Essen gehen? Drüben auf der Highland gibt’s einen tollen, neuen Italiener.«

Sara wollte eben ablehnen, als Faith ein Geräusch machte, das sie alle in ihre Richtung blicken ließ. Sie wedelte mit der Hand vor dem Gesicht, und Sara nahm an, dass es nichts Schlimmeres war als ihre Anwesenheit in der Leichenhalle, die ihre Haut so weiß werden ließ.

Pete ignorierte die Reaktion und sagte zu Will und Faith: »Haben jede Menge Sperma und Körperflüssigkeiten auf der Haut gefunden, bevor wir sie wuschen. Ich packe sie mit den Ergebnissen der Vergewaltigungsuntersuchung zusammen und schicke sie los.«

Will kratzte sich unter dem Jackenärmel den Arm. »Ich bezweifle, dass unser Kerl zuvor schon mal gefasst wurde, aber wir werden schon sehen, was der Computer uns sagt.«

Den Vorschriften entsprechend, schaltete Pete das Diktaphon ein, nannte Zeit und Datum und sagte dann: »Das ist die Leiche von Jacquelyn Alexandra Zabel, eine unterernährte Frau, nach den Unterlagen

achtunddreißig Jahre alt. Sie wurde in einem Waldgebiet in der Nähe der Route 316 in Conyers gefunden, das sich im County Rockdale in Georgia befindet, und zwar in den frühen Stunden des Samstags, achter April. Das Opfer hing bei Auffindung mit dem Kopf nach unten in einem Baum, ihr Fuß hatte sich in einem Ast verfangen. Festzustellen sind ein offensichtlich gebrochener Hals und Anzeichen schwerster Folterungen. Die Obduktion durchführen wird Pete Hanson. Anwesend sind die Special Agents Will Trent und Faith Mitchell und die unnachahmliche Dr. Sara Linton.«

Nun zog er das Tuch zurück, und Faith stöhnte auf. Sara begriff, dass sie das Werk des Entführers jetzt zum ersten Mal sah. Im harten Licht der Leichenhalle war jede Verletzung deutlich zu sehen: die dunklen Flecken und Striemen, die Risse in der Haut, die schwarzen Verbrennungen durch Strom, die aussahen wie Puder, aber nicht weggewischt werden konnten. Vor der Untersuchung war die Leiche gewaschen und das Blut weggeschrubbt worden, sodass die weiße Haut jetzt in starkem Kontrast zu den Verletzungen stand. Flache Einschnitte verliefen kreuz und quer über dem Fleisch des Opfers, jeder Schnitt tief genug, um zu bluten, aber keiner davon tödlich. Sara vermutete, dass die Schnitte mit einem Rasiermesser oder einem sehr scharfen, sehr dünnen Messer gemacht worden waren.

»Ich muss …« Faith beendete den Satz nicht. Sie drehte sich einfach auf dem Absatz um und lief hinaus. Will schaute ihr nach, blickte Pete an und zuckte entschuldigend die Achseln.

»Wohl nicht gerade ihre Lieblingsbeschäftigung als Polizistin«, bemerkte Pete. »Sie ist ein bisschen dünn. Das Opfer, meine ich.«

Er hatte recht. Jacquelyn Zabels Knochen zeichneten sich unter ihrer Haut deutlich ab.

Pete fragte Will: »Wie lange wurde sie gefangen gehalten?«

Er zuckte die Achseln. »Wir hoffen, dass Sie uns das sagen können.«

»Könnte von der Dehydrierung kommen«, murmelte Pete und drückte die Finger in die Schulter der Frau. Er fragte Sara: »Was meinen Sie?«

»Das andere Opfer, Anna, war im gleichen körperlichen Zustand. Er könnte ihnen Abführmittel gegeben und ihnen Essen und Wasser vorenthalten haben. Jemanden aushungern ist keine ungewöhnliche Form der Folter.«

»Aber jede andere Form hat er auf jeden Fall auch noch ausprobiert.«
Pete seufzte verwirrt. »Das Blut sollte uns mehr sagen.«
Die Untersuchung ging weiter. Snoopy legte ein Lineal an die Schnitte und schoss Fotos, während Pete die Skizze für die Autopsie schraffierte, um die Schädigungen zu markieren. Schließlich legte er den Stift weg und zog die Lider zurück, um sich die Farbe der Augen anzusehen.
»Interessant«, murmelte er und bedeutete Sara, sie solle es sich selbst anschauen. Ist keine feuchte Umgebung vorhanden, schrumpfen die Organe einer verwesenden Leiche, das Fleisch zieht sich von Wunden zurück. Als Sara die Augen untersuchte, fand sie mehrere Löcher in der Lederhaut, winzige rote Punkte, die sich als perfekt runde Kreise öffneten.
»Nadeln oder sehr dünne Stifte«, vermutete Pete. »Er hat mindestens ein Dutzend Mal in jeden Augapfel gestochen.«
Sara schaute sich die Lider der Frau an und sah, dass die Einstiche sauber hindurchgingen. »Annas Pupillen waren fixiert und geweitet«, sagte sie zu ihm, nahm ein Paar Handschuhe von der Ablage und zog sie an, während sie in die blutigen Ohren der Frau schaute. Snoopy hatte die größeren Blutklumpen alle entfernt, aber die Kanäle waren noch immer blutverschmiert. »Haben Sie ein …«
Snoopy gab ihr ein Otoskop. Sara drückte die Spitze in Zabels Ohr und fand Schädigungen, die sie sonst nur bei Fällen von Kindsmisshandlung gesehen hatte. »Das Trommelfell wurde durchstochen.« Sie drehte den Kopf, um das andere Ohr zu untersuchen, und hörte in der Bewegung die gebrochenen Wirbel im Hals knirschen. »Hier auch.« Sie gab Pete das Instrument, damit auch er es sich ansehen konnte.
»Schraubenzieher?«, fragte er.
»Schere«, schlug sie vor. »Sehen Sie, wie die Haut an der Öffnung des Kanals abgeschürft wurde?«
»Das Muster verläuft schräg nach oben und ist am vorderen Ende breiter.«
»Richtig, weil eine Schere sich nach vorn verjüngt.«
Pete nickte und machte sich Notizen. »Taub und blind.«
Sara machte den nächsten logischen Schritt, indem sie den Mund der Frau öffnete. Die Zunge war intakt. Sie drückte die Finger an die Außenseite der Luftröhre und benutzte dann das Laryngoskop, das

Snoopy ihr gegeben hatte, um in den Schlund zu schauen. »Die Speiseröhre ist wund. Riechen Sie das?«
Pete beugte sich über die Leiche. »Bleiche? Säure?«
»Abflussreiniger.«
»Ich habe vergessen, dass Ihr Vater Klempner ist.« Er deutete auf die dunkle Verfärbung um den Mund der Frau. »Sehen Sie das?«
Blut sammelt sich immer am tiefsten Punkt einer Leiche und bildet Flecken auf der Haut, die man Leichenflecken nennt. Das gesamte Gesicht war dunkelrot verfärbt. Es war schwer, den Ausschlag um ihre Lippen zu isolieren, aber als Pete es ihr zeigte, sah Sara, wie ihr Flüssigkeit in die Mundhöhle gegossen worden und seitlich am Gesicht herabgetropft war, als sie würgen musste.
Pete tastete den Hals ab. »Hier sind große Schäden. Es sieht eindeutig so aus, als hätte er sie gezwungen, irgendein Reinigungsmittel zu trinken. Wir werden sehen, ob es das Mittel bis in den Magen geschafft hat, wenn wir sie aufschneiden.«
Sara schrak hoch, als Will etwas sagte; sie hatte ganz vergessen, dass er da war. »Es sieht aus, als hätte sie sich bei dem Sturz den Hals gebrochen. Dass sie ausgerutscht ist.«
Sara erinnerte sich an ihre frühere Unterhaltung, seine feste Überzeugung, dass Jacquelyn Zabel im Baum gehangen hatte, während er auf dem Boden nach ihr suchte. Er hatte ihr gesagt, das Blut der Frau sei noch warm gewesen. Sie fragte: »Waren Sie derjenige, der sie heruntergeholt hat?«
Will schüttelte den Kopf. »Sie mussten sie erst fotografieren.«
»Haben Sie die Halsschlagader nach einem Puls abgetastet?«, fragte Sara.
Er nickte. »Das Blut tropfte ihr von den Fingern. Es war warm.«
Sara untersuchte die Hände der Frau, sah, dass die Fingernägel gesplittert, einige komplett aus dem Nagelbett herausgerissen waren. Routinemäßig war die Leiche fotografiert worden, bevor Snoopy sie gewaschen hatte. Pete wusste, was Sara dachte. Er deutete zum Computermonitor. »Snoopy, können Sie bitte die Fotos von vor dem Waschen auf den Bildschirm holen?«
Der Mann tat, worum er gebeten worden war, und Pete und Sara schauten ihm von links und rechts über die Schulter. In der Datenbank

war alles, von den ursprünglichen Tatortfotos bis zu den neueren Aufnahmen, die man in der Leichenhalle gemacht hatte. Snoopy musste sie alle durchklicken, und Sara sah die Originalszenerie in schneller Folge, Jacquelyn Zabel, die im Baum hing, den Kopf merkwürdig seitlich abgeknickt. Ihr Fuß war so im Geäst verklemmt, dass sie die Äste wahrscheinlich hatten absägen müssen, um sie herunterzubekommen.

Endlich war Snoopy bei der Autopsieserie. Gesicht, Beine und Torso waren blutverklebt. »Da«, sagte Sara und deutete auf die Brust. Sie kehrten beide zu der Leiche zurück, und Sara konnte sich gerade noch zurückhalten, sich über sie zu beugen. »Entschuldigung«, sagte sie. Das war Petes Fall.

Sein Ego schien nicht gelitten zu haben. Er hob die Brust an, und darunter wurde eine weitere x-förmige Wunde sichtbar. Diese war in der Mitte des X tiefer. Pete zog die Hängelampe weiter herunter, um besser sehen zu können, als er die Haut auseinanderschob. Snoopy gab ihm eine Lupe, und Pete beugte sich noch tiefer und fragte Will: »Sie haben doch vor Ort ein Taschenmesser gefunden?«

Will antwortete: »Der einzige Abdruck war der des Opfers, ein latenter auf dem Messergriff.«

Pete gab Sara das Vergrößerungsglas, damit sie es sich selbst anschauen konnte. Er fragte Will: »Linke oder rechte Hand?«

»Ich …« Will brach ab und schaute, nach Faith suchend, zur Tür. »Ich weiß es nicht mehr.«

»War der Abdruck von einem Daumen? Zeigefinger?«

Snoopy saß wieder am Computer, um die Information zu beschaffen, aber Will antwortete: »Teil eines Daumens auf dem Griffende.«

»Klinge sieben Zentimeter?«

»Ungefähr.«

Pete nickte, während er die Stelle auf seiner Skizze markierte, aber Sara wollte Will nicht warten lassen, bis er damit fertig war. »Sie hat sich selbst erstochen«, sagte sie zu ihm, hielt die Lupe über die Stelle und winkte ihn zu sich. »Sehen Sie, wie die Wunde oben v-förmig und unten flach ist?« Will nickte. »Das Messer wurde umgedreht gehalten und drang nach oben ein.« Sara demonstrierte die Bewegung, indem sie so tat, als würde sie sich selbst erstechen. »Ihr Daumen drückte auf das

Griffende des Messers und trieb es noch tiefer hinein. Offensichtlich hat sie es fallen lassen und ist dann gestürzt. Schauen Sie sich den Fußknöchel an.« Sie zeigte auf die schwachen Spuren um das Gelenk. »Das Herz hatte bereits aufgehört zu schlagen, als ihr Fuß sich verfing. Die Knochen brachen, aber es gibt keine Schwellung, keinen Hinweis auf eine Verletzung. Wir würden deutlich verfärbte Quetschungen sehen, wenn das Blut bei ihrem Sturz noch zirkuliert hätte.«
Will schüttelte den Kopf. »Sie hat sich doch nicht selbst …«
»Die Fakten sprechen dafür«, unterbrach ihn Sara. »Die Wunde war selbst zugefügt. Sie hat nicht lange gelitten.« Sara meinte aber, noch hinzufügen zu müssen: »Oder nicht viel länger, als sie sowieso schon gelitten hatte.«
Will schaute ihr tief in die Augen, und Sara musste sich zwingen, den Blick nicht abzuwenden. Der Mann sah vielleicht nicht aus wie ein Polizist, aber er dachte auf jeden Fall wie einer. Wenn man in einem offenen Fall nicht weiterkam, machte jeder Polizist, der etwas auf sich hielt, sich Selbstvorwürfe, weil er eine Entscheidung zur falschen Zeit getroffen oder einen offensichtlichen Hinweis übersehen hatte. Will dürfte im Augenblick genau dasselbe tun – Wege suchen, sich selbst die Schuld an Jacquelyn Zabels Tod zu geben.
Sara sagte: »Jetzt ist die Zeit, ihr zu helfen. Nicht gestern in diesem Wald.«
Pete legte seinen Stift weg.
»Sie hat recht.« Er drückte die Hände gegen die Brust der Frau. »Fühlt sich an, als wäre da drin viel Blut, und sie hatte wohl Glück, als sie sich die Stelle für den Stich aussuchte. Hat wahrscheinlich sofort das Herz getroffen. Ich würde sagen, dass sowohl der Bruch am Bein wie der Genickbruch erst postmortal zustande kamen.« Er zog einen Handschuh aus, als er zum Computer ging und die Tatortfotos auf den Bildschirm holte. »Schauen Sie, wie ihr Kopf beinahe sanft auf den Ästen zu ruhen scheint. So etwas passiert nicht, wenn man sich während eines Sturzes das Genick bricht. Er wäre gegen das Aufprallobjekt gepresst. Wenn man am Leben ist, wissen die Muskeln, wie so eine Verletzung zu verhindern ist. Das ist ein ziemlich gewaltsames Ereignis, kein sanftes Drehen. Gut beobachtet, Kleine.«
Pete strahlte Sara an, und sie spürte, dass sie errötete wie eine gelobte

Studentin.
»Warum sollte sie sich selbst umbringen?«, fragte Will, als hätte die gequälte Frau noch alles gehabt, wofür es sich zu leben lohnte.
Pete erklärte es ihm: »Sie war wahrscheinlich blind, mit ziemlicher Sicherheit taub. Es überrascht mich, dass sie es überhaupt auf diesen Baum schaffte. Sie hätte die Suchmannschaften nicht hören können, hätte keine Ahnung gehabt, dass man sie überhaupt suchte.«
»Aber sie …«
»Die Infrarot-Kameras der Hubschrauber registrierten ihre Signatur nicht«, unterbrach ihn Pete. »Aber wenn Sie nicht da draußen gewesen wären und zufällig nach oben geschaut hätten, dann würde ich mal vermuten, dass die Polizei sie erst gefunden hätte, wenn sie in der nächsten Jagdsaison einem DRT-Anruf nachgegangen wäre.«
Dead Right Here, meinte er, ein Toter an genannter Stelle. Jede Polizeieinheit hatte ihren Slang, einiges davon anschaulicher als anderes. Jäger waren berüchtigt dafür, Leichen zu melden, die sie DRT gefunden hatten.
Pete wandte sich an Sara. »Hätten Sie was dagegen?«, fragte er und deutete auf die Tasche mit den Instrumenten für die Vergewaltigungsuntersuchung. Snoopy war ein ausgezeichneter Assistent, aber Sara verstand die Botschaft: Sie war jetzt wieder nur Beobachter. Sie zog die Handschuhe aus, öffnete die Tasche und legte die Tupfer und Röhrchen zurecht. Pete nahm das Spekulum zur Hand und schob die Beine auseinander, damit er es in die Vagina einführen konnte.
Wie bei einigen brutalen Vergewaltigungen, die in einem Mord endeten, waren die Vaginalwände postmortal zusammengepresst geblieben, und das Plastikspekulum brach ab, als er es zu öffnen versuchte. Snoopy gab ihm ein Metallspekulum, und Pete versuchte es noch einmal. Seine Hände zitterten vor Anstrengung, als er das Instrument auseinanderdrückte. Es war ein ziemlich brutaler Anblick, und Sara war froh, dass Faith nicht hier war, als das reißende Geräusch von Fleisch, das von Metall auseinandergezerrt wurde, den Raum füllte. Sara gab Pete einen Tupfer, und er führte das Stäbchen mit der Wattespitze ein, spürte aber sehr schnell Widerstand.
Pete beugte sich tiefer und versuchte, das Hindernis zu finden. »O Gott«,

murmelte er, während er auf dem Instrumententablett herumtastete und eine Zange mit schmalem Kopf zur Hand nahm. In seiner Stimme lag kein Funken Charme, als er zu Sara sagte: »Handschuhe anziehen – Sie müssen mir dabei helfen.«
Sara streifte sich die Handschuhe über und umklammerte mit beiden Händen das Spekulum, während er die Zange einführte. Die Spitzen erfassten etwas, und er zog den Arm zurück. Ein einzelnes, langes Stück weißen Plastiks kam heraus wie ein Seidentuch aus dem Ärmel eines Zauberers. Pete zog immer weiter und legte das Plastik locker geschichtet in eine große Schüssel. Stück um Stück kam zum Vorschein, jedes verschmiert mit dunklem, schwarzem Blut, jedes an einer perforierten Linie mit dem nächsten Stück verbunden.
»Mülltüten«, sagte Will.
Sara konnte kaum atmen. »Anna«, sagte sie, »wir müssen Anna untersuchen.«

10. Kapitel

Wills Büro im dritten Stock der City Hall East war kaum mehr als eine Abstellkammer mit einem Fenster, das hinausführte auf zwei nicht mehr benutzte Eisenbahngleise und den Parkplatz eines Kroger Lebensmittelmarkts, der Treffpunkt für viele verdächtig aussehende Typen in sehr teuren Autos zu sein schien. Die Lehne von Wills Stuhl drückte so fest gegen die Wand, dass sie die Gipskartonplatte zerkratzte, sooft er sich drehte. Wobei er sich nicht drehen musste. Er konnte das gesamte Büro überblicken, ohne den Kopf zu bewegen. Schwierig war auch, überhaupt auf den Stuhl zu kommen, Will musste sich zwischen Schreibtisch und Fenster hindurchzwängen, um ihn zu erreichen – bei diesem Manöver war er stets froh, dass er nicht vorhatte, Kinder zu bekommen.

Er stützte sich auf den Ellbogen, während sein Computer hochfuhr, der Bildschirm flackernd ansprang und die kleinen Icons aufblitzten. Will schaute zuerst seine E-Mails an. Er steckte sich Headphones in die Ohren, damit er die Nachrichten über das SpeakText-Programm, das er sich vor ein paar Jahren installiert hatte, abhören konnte. Nachdem er ein paar Angebote für sexuelle Hilfsmittel und den Hilferuf eines geflohenen nigerianischen Präsidenten gelöscht hatte, fand er eine Kurznachricht von Amanda und eine Benachrichtigung über Leistungsveränderungen der staatlichen Krankenversicherung, die er an seine private E-Mail-Adresse weiterleitete, damit er sich in der Behaglichkeit seines eigenen Hauses durch die Liste der Sachen arbeiten konnte, die nun nicht mehr abgedeckt waren.

Für Amandas E-Mail war dieser ganze Aufwand nicht erforderlich. Sie schrieb immer mit der Großbuchstaben-Feststelltaste und kümmerte sich selten um korrekten Satzbau. NEUESTER STAND??!!! prangte in großen, fetten Lettern auf dem Bildschirm.

Was konnte er ihr sagen? Dass man ihrem Opfer elf Küchen-Abfalltüten in die Vagina gestopft hatte? Dass Anna, das überlebende Opfer, dieselbe Anzahl in sich hatte? Dass zwölf Stunden vergangen waren und sie noch immer nicht den geringsten Hinweis hatten, wer die Frauen

verschleppt hatte, geschweige denn, was die beiden Opfer verband? Blind, taub, möglicherweise stumm. Will war in der Höhle gewesen, in der die Frauen gefangen gehalten wurden. Er konnte sich nicht vorstellen, welche Gräuel sie durchlitten hatten. Die Folterinstrumente zu sehen, war schlimm genug gewesen, aber er stellte sich vor, dass es noch schlimmer wäre, sie nicht zu sehen. Wenigstens war ihm die Last von Jackie Zabels Tod von den Schultern genommen worden, wobei es auch kein Trost war, dass die Frau sich für den Tod entschieden hatte, obwohl doch eigentlich Hilfe so nahe war.

Will hörte noch immer den mitfühlenden Tonfall, mit dem Sara Linton erklärt hatte, wie Zabel sich das Leben genommen hatte. Er konnte sich nicht erinnern, wann eine Frau zum letzten Mal so mit ihm gesprochen hatte – ihm einen Rettungsring zugeworfen hatte, anstatt ihn anzuschreien, er solle kräftiger schwimmen, so wie Faith es tat, oder schlimmer noch, seine Beine zu packen und ihn noch weiter hinunterzuziehen, wie Angie es immer versuchte.

Will lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. Er wusste, er musste Sara aus seinen Gedanken verdrängen. Vor ihm lag ein Fall, der seine ungeteilte Aufmerksamkeit erforderte, und Will zwang sich dazu, sich allein auf die Frauen zu konzentrieren, bei denen er etwas bewirken konnte.

Anna und Jackie waren vermutlich zur selben Zeit aus der Höhle geflohen, Jackie war unfähig, zu hören oder zu sehen, Anna war höchstwahrscheinlich blind. Die Frauen dürften zu keiner Kommunikation fähig gewesen sein außer durch Berührung. Hatten sie sich bei den Händen gehalten und waren blindlings vorwärtsgestolpert, während sie versuchten, aus dem Wald herauszufinden? Irgendwie waren sie getrennt worden, hatten einander verloren. Anna musste gewusst haben, dass sie auf einer Straße war, musste den kühlen Asphalt unter ihren nackten Fußsohlen gespürt, das Brausen des herannahenden Autos gehört haben. Jackie war einen anderen Weg gegangen – hatte sich einen Baum gesucht, war hinaufgeklettert zu etwas, das sich für sie wie Sicherheit angefühlt haben musste. Dann warten. Jedes Ächzen eines Baums, jede Bewegung der Äste musste ihr Panik durch den Körper gejagt haben, wartete sie doch darauf, dass ihr Entführer sie fand und sie an diesen kalten, dunklen Ort zurückschleppte.

Sie hatte wohl ihren Führerschein, ihre Identität, in der einen Hand

gehalten, das Werkzeug zu ihrem Tod in der anderen. Es war eine beinahe unfassbare Entscheidung, die sie treffen musste. Herunterklettern, ziellos umherlaufen und nach Hilfe suchen und dabei eine erneute Gefangennahme riskieren? Oder sich die Klinge in die eigene Brust stoßen? Ums Leben kämpfen? Oder die Kontrolle übernehmen und es nach eigenem Willen beenden?
Die Autopsie bewies ihre Entscheidung. Die Klinge war ins Herz eingedrungen und hatte die Hauptarterie durchtrennt, sodass der Brustraum sich mit Blut füllte. Jackie war wahrscheinlich fast augenblicklich ohnmächtig geworden, ihr Herz hatte aufgehört zu schlagen, noch während sie vom Baum fiel. Das Messer glitt ihr aus der Hand. Der Führerschein glitt ihr aus der Hand. In ihrem Magen hatte man Aspirin gefunden. Es hatte ihr Blut verdünnt, sodass es noch lange nach ihrem Tod tropfte. Das waren die warmen Spritzer auf Wills Nacken. Als er nach oben schaute und die nach unten gestreckte Hand sah, hatte er geglaubt, sie wollte nach der Freiheit greifen, tatsächlich aber hatte sie es geschafft, ihre eigene zu finden.
Er öffnete eine große Mappe auf seinem Schreibtisch und breitete die Fotos aus der Höhle aus. Die Folterwerkzeuge, die Schiffsbatterie, die ungeöffneten Suppenkonserven – Charlie hatte alles dokumentiert und aus den Beschreibungen eine Überblicksliste angefertigt. Will stöberte in den Fotos, bis er die beste Aufnahme der Höhle fand. Charlie hatte sich am Fuß der Leiter hingekauert, wie Will es letzte Nacht getan hatte. Xenon-Scheinwerfer holten jeden Winkel und jede Nische aus dem Schatten. Will fand noch ein anderes Foto, auf dem die sexuellen Instrumente wie Artefakte bei einer Ausgrabung ausgebreitet lagen. Bei den meisten sah er auf den ersten Blick, wie sie benutzt wurden, aber einige waren so kompliziert, so grässlich, dass er einfach nicht begreifen konnte, wie sie funktionierten.
Will war so in Gedanken vertieft, dass sein Hirn erst mit Verzögerung das Klingeln seines Handys registrierte. Er klappte die beiden Teile auf und sagte: »Trent.«
»Hier ist Lola, Baby.«
»Wer?«
»Lola. Eines von Angies Mädchen.«
Die Prostituierte von gestern Abend. Will bemühte sich um einen

möglichst sachlichen Tonfall, denn er war wütender auf Angie als auf die Nutte, die nur tat, was Schmarotzer immer taten – versuchen, aus jeder Beziehung etwas für sich herauszuschlagen. Doch Will war nicht Angies Ausputzer, und er hatte die Nase voll davon, dass diese Mädchen versuchten, ihn zu benutzen. Er sagte: »Hör zu, ich hole dich nicht aus dem Gefängnis. Wenn du eines von Angies Mädchen bist, dann bringe Angie dazu, dir zu helfen.«
»Ich kann sie nicht erreichen.«
»Na ja, ich auch nicht, also hör auf, mich anzurufen und um Hilfe zu betteln. Ich kenne nicht einmal ihre Telefonnummern. Verstanden?« Er ließ ihr keine Zeit für eine Antwort. Er schaltete ab und legte das Handy behutsam auf den Schreibtisch. Das Klebeband löste sich, die Schnur lockerte sich. Er hatte Angie gebeten, ihm mit dem Handy zu helfen, bevor sie ging, aber wie viele Dinge, die Will betrafen, war das für sie nicht sonderlich wichtig gewesen.
Er schaute auf seine Hand hinunter, den Ehering am Finger. War er blöd oder einfach nur erbärmlich? Er konnte es nicht mehr unterscheiden. Er würde wetten, dass Sara Linton nicht die Frau war, die in einer Beziehung eine solche Scheiße abzog. Allerdings würde Will auch wetten, dass Saras Ehemann nicht der Schlappschwanz gewesen war, der sich so etwas gefallen lassen hätte.
»O Gott, ich hasse Autopsien.« Faith, die noch immer ziemlich blass war, zwängte sich in sein Büro. Will wusste, dass sie Autopsien hasste – es war eine offensichtliche Abneigung –, aber nun hörte er zum ersten Mal, dass Faith es tatsächlich zugab. »Caroline hat mir eine Nachricht auf dem Handy hinterlassen.« Sie meinte Amandas Assistentin. »Wir dürfen mit Joelyn Zabel nur in Anwesenheit eines Rechtsberaters sprechen.«
Jackie Zabels Schwester. »Will sie die Abteilung wirklich verklagen?« Sie stellte ihre Handtasche auf den Schreibtisch. »Sobald sie in den Gelben Seiten einen Anwalt gefunden hat. Gehen wir?«
Er schaute auf die Zeitangabe auf seinem Computer. Sie sollten die Coldfields in einer halben Stunde treffen, aber die Tagesstätte war weniger als zehn Minuten entfernt. »Reden wir lieber noch ein bisschen über das Ganze«, schlug er vor.
An der Wand lehnte ein Klappstuhl, und Faith musste die Tür schließen,

bevor sie sich setzen konnte. Ihr eigenes Büro war nicht viel größer als Wills, aber man konnte wenigstens die Beine ausstrecken, ohne an eine Wand zu stoßen. Will wusste nicht recht, wieso, aber irgendwie landeten sie immer in seinem Büro. Vielleicht, weil Faiths Büro früher eine Vorratskammer gewesen war. Es hatte kein Fenster, und auch jetzt noch roch es nach Duftstein und WC-Reiniger. Als sie zum ersten Mal die Tür geschlossen hatte, wären sie fast ohnmächtig geworden.
Faith nickte in die Richtung des Computers. »Was haben Sie?«
Will drehte den Monitor so, dass Faith Amandas E-Mail lesen konnte.
Mit finsterer Miene starrte Faith den Monitor an. Er hatte den Bildschirmhintergrund auf ein leuchtendes Pink eingestellt, und die Schrift war marineblau, was es für ihn aus irgendeinem Grund einfacher machte, die Buchstaben zu lesen. Vor sich hinmurmelnd korrigierte sie die Farbeinstellungen und zog dann die Tastatur zu sich, damit sie eine Antwort eintippen konnte. Will hatte sich beschwert, als sie das zum ersten Mal gemacht hatte, aber in den letzten Monaten hatte er begriffen, dass Faith schlicht und einfach nur herrisch war, egal, mit wem sie es zu tun hatte. Vielleicht wurde man so, wenn man schon mit fünfzehn Jahren ein Kind bekam, vielleicht war es aber einfach nur eine Veranlagung, auf jeden Fall fühlte sie sich erst wohl, wenn sie alles selbst in die Hand nehmen konnte.
Da Jeremy jetzt auf dem College und Victor Martinez offensichtlich von der Bildfläche verschwunden war, bekam Will die volle Wucht ihres Dominanzverhaltens ab. Andererseits verhielt sich Angie Will gegenüber genauso, und er schlief mit ihr. Wenn sie gerade mal da war.
Faith sagte: »Den Autopsiebericht zu Jacquelyn Zabel sollte Amanda inzwischen auf dem Tisch haben.« Sie tippte, während sie sprach. »Was haben wir? Keine Fingerabdrücke, keine Spuren, mit denen wir arbeiten könnten. Jede Menge DNS in Sperma und Blut, aber bis jetzt keine Übereinstimmungen. Keine Identifikation oder wenigstens einen Familiennamen zu Anna. Ein Angreifer, der seine Opfer blendet, ihnen die Trommelfelle zerfetzt, sie Drano trinken lässt. Die Mülltüten – Scheiße, das kapiere ich einfach überhaupt nicht. Er foltert sie mit weiß Gott was allem. Einer wurde eine Rippe entfernt …« Sie drückte auf die Cursor-Rücktaste, um etwas in einer früheren Zeile einzufügen. »Zabel wäre wahrscheinlich als Nächstes dran gewesen.«

»Das Aspirin«, sagte Will. Die Menge an Aspirin, die man in Jacquelyn Zabels Magen gefunden hatte, war zehnmal mehr, als ein normaler Mensch nehmen würde.
»Nett von ihm, dass er ihnen etwas gegen die Schmerzen gibt.« Faith ließ den Cursor zum Ende des Textes wandern. »Können Sie sich das vorstellen? Gefangen in dieser Höhle, hört ihn nicht kommen, sieht nicht, was er tut, kann nicht um Hilfe schreien.« Faith klickte auf die Maus, um die E-Mail abzuschicken, und lehnte sich dann zurück. »Elf Mülltüten. Wie konnte Sara die beim ersten Opfer übersehen?«
»Ich kann mir nicht vorstellen, dass man sich die Zeit nimmt, eine Beckenuntersuchung zu machen, wenn eine Frau eingeliefert wird, die so ziemlich jeden Knochen im Leib gebrochen hat und mit einem Fuß im Grab steht.«
»Kommen Sie mir nicht so schnippisch«, sagte sie, obwohl Will es überhaupt nicht schnippisch gemeint hatte. »Sie gehört einfach nicht zentral zu diesem Fall.«
»Wer?«
Faith verdrehte die Augen und klickte auf die Maus, um den Browser zu öffnen.
»Was machen Sie da?«, fragte er.
»Mich über Sara informieren. Ihr Mann war Polizist, als er starb. Ich bin mir sicher, dass das, was mit ihm passiert ist, in den Medien stand.«
»Das ist nicht fair.«
»Fair?« Faith tippte auf der Tastatur. »Was meinen Sie mit *fair?*«
»Faith, kein Spionieren in der Privat…«
Sie drückte auf Enter. Will wusste nicht, was er tun sollte, deshalb bückte er sich und schaltete den Computer aus. Faith bewegte die Maus, drückte auf die Leertaste. Das Gebäude war alt – es gab immer wieder Probleme mit der Stromversorgung. Sie hob den Kopf und sah, dass das Licht noch brannte.
»Haben Sie den Computer ausgeschaltet?«
»Wenn Sara Linton wollte, dass Sie Details aus ihrem Privatleben erfahren, dann würde sie es Ihnen sagen.«
»So steif, wie Sie sich geben, sollte man meinen, Sie hätten eine bessere Haltung.« Faith verschränkte die Arme und schaute ihn scharf an.
»Finden Sie es nicht komisch, wie sie sich in unsere Ermittlung drängt?

Ich meine, sie ist kein Coroner mehr. Sie ist Zivilistin. Wenn sie nicht so hübsch wäre, würden Sie sehen, wie merkwürdig …«
»Was hat ihre Schönheit damit zu tun?«
Faith war so freundlich, seine Frage in der Luft hängen zu lassen wie ein Neonschild, das *Idiot* blinkt. Sie gab dem Ding fast eine ganze Minute, um auszubrennen, bevor sie sagte: »Vergessen Sie nicht, ich habe in meinem Büro auch einen Computer. Ich kann genauso gut dort recherchieren.«
»Was Sie auch herausfinden, ich will es nicht wissen.«
Faith rieb sich das Gesicht. Eine weitere Minute lang starrte sie durch das Fenster in den grauen Himmel. »Das ist verrückt. Wir drehen uns hier nur im Kreis. Wir brauchen einen Durchbruch, irgendetwas, dem wir nachgehen können.«
»Pauline McGhee …«
»Leo hat über den Bruder rein gar nichts gefunden. Er sagt, ihr Haus ist sauber – keine Dokumente, kein Hinweis auf Eltern oder Verwandte. Kein Hinweis auf einen Decknamen, aber so was kann man ziemlich leicht geheim halten, wenn man den richtigen Leuten genug Geld zahlt. Auch Paulines Nachbarn haben ihre Geschichte nicht geändert: Entweder sie kennen sie nicht, oder sie mögen sie nicht. Wie auch immer, über ihr Leben können sie uns rein gar nichts sagen. Leo hat auch mit den Lehrern an der Schule des Jungen gesprochen. Dasselbe. Ich meine, mein Gott, ihr Sohn ist im Augenblick in Pflege, weil die Mutter nicht genug enge Freunde hat, die bereit wären, ihn aufzunehmen.«
»Was macht Leo jetzt?«
Sie schaute auf die Uhr. »Überlegt sich wahrscheinlich, wie er früher Schluss machen kann.« Sie rieb sich die Augen, offensichtlich war sie müde. »Er lässt McGhees Fingerabdrücke durch den Computer laufen, aber das ist nur ein Schuss ins Blaue, außer sie wurde schon mal verhaftet.«
»Hat er noch immer Probleme damit, dass wir uns in seinen Fall einmischen?«
»Noch mehr als zuvor.« Faith presste die Lippen zusammen. »Ich wette, der Grund ist, dass er krank war. Die machen das so, wissen Sie – sie schauen, was die Versicherung kostet, und versuchen dann, einen abzuschieben, wenn man für das System zu teuer ist. Man sollte beten,

dass man keine chronische Krankheit bekommt, die eine teure Behandlung erfordert.«
Zum Glück musste sich Will über so etwas noch keine Gedanken machen. Er sagte: »Paulines Entführung könnte von unserem Fall völlig unabhängig sein, könnte etwas so Einfaches sein wie ein Streit, der ihren Bruder durchdrehen ließ, oder eine Entführung durch einen völlig Fremden. Sie ist eine attraktive Frau.«
»Wenn sie mit unserem Fall nichts zu tun hat, ist es wahrscheinlich, dass jemand, der sie kannte, verwickelt ist.«
»Das wäre dann der Bruder.«
»Sie hätte den Jungen nicht vor ihm gewarnt, wenn sie keine Befürchtungen gehabt hätte.« Dann fügte Faith hinzu: »Natürlich ist da auch noch dieser Morgan – ein arroganter Scheißkerl. Ich hätte ihm am liebsten durchs Telefon eine gelangt, als ich mit ihm redete. Vielleicht lief da irgendwas zwischen ihm und Pauline …«
»Sie arbeiteten zusammen. Vielleicht hat sie ihn zu sehr schikaniert, und ihm ist der Kragen geplatzt. Das kommt oft vor, wenn Männer mit herrischen Frauen arbeiten.«
»Haha«, entgegnete Faith ironisch. »Hätte Felix ihn nicht erkannt, wenn Morgan der Entführer gewesen wäre?«
Will zuckte die Achseln. Kinder konnten alles verdrängen. Und Erwachsene waren darin auch nicht schlecht.
Faith gab zu bedenken: »Keines von unseren beiden bekannten Opfern hat Kinder. Keines wurde als vermisst gemeldet, soweit wir das wissen zumindest. Jacquelyn Zabels Auto ist verschwunden. Wir haben keine Ahnung, ob Anna ein Auto hat, da wir nicht einmal ihren Familiennamen kennen.« Ihr Tonfall wurde beim Aufzählen der Sackgassen immer schärfer. »Oder ihren Vornamen. Es könnte was anderes als Anna sein. Wer weiß denn, was Sara gehört hat.«
»Ich habe es gehört«, hielt Will dagegen. »Ich habe sie ›Anna‹ sagen hören.«
Faith überging diese Erwiderung. »Glauben Sie immer noch, dass es zwei Entführer geben könnte?«
»Sicher weiß ich im Augenblick gar nichts, außer dass unser Täter kein Amateur ist. Seine DNS ist überall, was bedeutet, er hat kein Vorstrafenregister, über das er sich Sorgen machen müsste. Wir haben

keine Spuren, weil er keine hinterlassen hat. Er macht seine Sache sehr gut. Er ist sehr gut darin, Spuren zu verwischen.«
»Ein Polizist?«
Will ließ die Frage unbeantwortet.
Faith spezifizierte: »Er tut irgendetwas, das Frauen dazu bringt, ihm zu vertrauen – ihn so nahe an sich heranlassen, dass er sie schnappen kann, ohne gesehen zu werden.«
»Der Anzug«, sagte Will. »Frauen – und Männer ebenfalls – vertrauen einem gut gekleideten Mann eher. Das ist ein Vorurteil, aber es stimmt trotzdem.«
»Toll. Wir müssen einfach alle Männer in Atlanta zusammentreiben, die an diesem Morgen einen Anzug getragen haben.« Sie hob die Hand und zählte an ihren Fingern eine Liste ab. »Keine Fingerabdrücke auf den Mülltüten, die wir in den beiden Frauen gefunden haben. Nichts Verwertbares auf den Gegenständen, die in der Höhle gefunden wurden. Der blutige Fingerabdruck auf Jacquelyn Zabels Führerschein stammt von Anna. Wir kennen ihren Familiennamen nicht. Wir wissen nicht, wo sie wohnte oder arbeitete oder ob sie Familie hat.« Faith waren die Finger ausgegangen.
»Der Entführer hat offensichtlich eine Methode. Er ist geduldig. Er hebt die Höhle aus, bereitet sie für seine Gefangenen vor. Wie Sie gesagt haben: Wahrscheinlich beobachtet er die Frauen, bevor er sie entführt. Er hat es zuvor schon getan. Wer weiß, wie oft.«
»Ja, aber seine Opfer haben nicht überlebt, um darüber zu reden, denn sonst hätten wir in der FBI-Datenbank was gefunden.«
Wills Festnetztelefon klingelte, und Faith hob ab. »Mitchell.« Sie hörte kurz zu, holte dann ihren Notizblock aus der Handtasche. Sie schrieb in ordentlichen Blockbuchstaben, aber Will konnte die Worte nicht entziffern. »Kannst du das weiterverfolgen?« Sie wartete. »Super. Ruf mich auf meinem Handy an.«
Sie legte auf. »Das war Leo. Die Abdrücke von Pauline McGhees SUV sind zurück. Ihr richtiger Name ist Pauline Agnes Seward. Sie wurde 89 in Ann Arbor, Michigan, als vermisst gemeldet. Sie war damals siebzehn. Nach dem Bericht sagten die Eltern, es hätte irgendeinen Streit gegeben, der der Auslöser gewesen wäre. Sie war auf die schiefe Bahn geraten – Drogen, Herumvögeln. Ihre Abdrücke waren registriert wegen

eines Ladendiebstahls, den sie allerdings abstritt. Die Kollegen vor Ort ermittelten nur flüchtig und steckten sie in die Datenbank, aber das ist der erste Treffer seit zwanzig Jahren.«
»Das passt zu dem, was Morgan sagte. Pauline erzählte ihm, sie sei mit siebzehn von zu Hause weggelaufen. Was ist mit dem Bruder?«
»Da ergab sich gar nichts. Leo wird aber ein wenig tiefer graben.« Sie steckte den Block wieder ein. »Er versucht, die Eltern aufzuspüren. Hoffen wir, dass sie noch in Michigan leben.«
»Seward klingt nicht nach einem sehr häufigen Namen.«
»Nein«, pflichtete sie ihm bei. »Der Computer hätte irgendwas ausgespuckt, wenn der Bruder in ein schweres Verbrechen verwickelt gewesen wäre.«
»Haben wir eine Altersspanne? Einen Namen?«
»Leo sagte, er meldet sich, sobald er was gefunden hat.«
Will lehnte sich zurück und stützte den Kopf an die Wand. »Noch gehört Pauline nicht wirklich zu unserem Fall. Wir haben kein Muster, in das wir sie einfügen könnten.«
»Sie sieht aus wie unsere anderen Opfer. Niemand mag sie. Sie hat keine engen Beziehungen.«
»Könnte sein, dass zu ihrem Bruder eine enge Beziehung besteht«, sagte Will. »Leo sagte, Pauline habe Felix durch eine Samenspende bekommen, nicht? Ist vielleicht der Bruder der Spender?«
Faith schnaubte angewidert. »O Gott, Will!«
Bei ihrem Ton bekam Will ein schlechtes Gewissen, dass er so etwas überhaupt angedeutet hatte, aber ihr Job bestand nun einmal darin, sich die schlimmsten Dinge vorzustellen, die passieren konnten. »Warum sonst sollte Pauline ihrem Sohn sagen, dass ihr Onkel ein böser Mann sei, vor dem sie ihn beschützen müsse?«
Faith zögerte mit der Antwort. Schließlich sagte sie: »Sexueller Missbrauch.«
»Es könnte auch was völlig anderes sein«, gab er zu. »Ihr Bruder könnte ein Dieb sein oder ein Betrüger oder ein Drogensüchtiger. Er könnte ein Hochstapler sein.«
»Wenn ein Seward in Michigan ein Register hätte, dann hätte Leo ihn im Computer gefunden.«
»Vielleicht hat der Bruder bis jetzt Glück gehabt.«

Faith schüttelte den Kopf. »Pauline hatte Angst vor ihm, wollte ihn nicht in Felix' Nähe. Das deutet auf Gewalt hin, auf Angst vor Gewalt.«
»Wie Sie sagten: Wenn ihr Bruder sie bedrohte oder verfolgte, würde es irgendwo einen Bericht darüber geben.«
»Nicht unbedingt. Er ist immer noch ihr Bruder. Die Leute laufen nicht gleich zur Polizei, wenn es um Familienangelegenheiten geht. Das wissen Sie doch.«
Will war sich nicht so sicher, aber in Bezug auf Leos Computerrecherche hatte Faith recht. »Was würde Sie dazu bringen, Jeremy vor Ihrem Bruder zu warnen?«
Sie überlegte. »Mir fällt nichts ein, was Zeke tun könnte, weswegen ich Jeremy den Umgang mit ihm verbieten würde.«
»Was, wenn er Sie geschlagen hätte?«
Sie öffnete den Mund, schien es sich dann aber anders zu überlegen. »Es geht nicht darum, was ich ertragen würde – es geht darum, was Pauline tun würde.« Faith machte eine nachdenkliche Pause. »Familien sind kompliziert. Wegen des Bluts erträgt man viel Scheiße.«
»Erpressung?« Will wusste, dass er nur im Trüben fischte, aber er fuhr trotzdem fort. »Vielleicht weiß der Bruder etwas über Paulines Vergangenheit? Es muss einen Grund geben, warum sie mit siebzehn Jahren ihren Namen änderte. Und jetzt mal schnell in die Gegenwart. Pauline hat einen lukrativen Job. Ihre Hypothekenfinanzierung steht. Sie fährt ein tolles Auto. Sie wäre wahrscheinlich bereit, viel Geld zu bezahlen, um alles so zu halten, wie es ist.«
Will schoss seinen eigenen Einfall ab. »Andererseits, falls der Bruder sie erpresst, ist es für ihn wichtig, dass sie weiterarbeitet. Er hätte keinen Grund, sie zu entführen.«
»Sie wird ja nicht gefangen gehalten, um Lösegeld herauszuschlagen. Kein Mensch vermisst sie.«
Will schüttelte den Kopf. Noch eine Sackgasse.
Faith sagte: »Okay, vielleicht hat Pauline mit unserem Fall wirklich nichts zu tun. Vielleicht läuft da irgendeine *Blumen der Nacht*-Geschichte mit ihrem Bruder. Was machen wir jetzt? Nur herumsitzen und darauf warten, dass ein drittes – oder viertes – Opfer verschleppt wird?«
Darauf hatte Will keine Antwort. Zum Glück brauchte er keine.

Faith schaute auf ihre Uhr. »Jetzt sollten wir zu den Coldfields fahren.«
Im Fred Street Women's Shelter – dem Heim für obdachlose Frauen an der Fred Street – gab es Kinder. Will hatte das nicht erwartet, obwohl es natürlich naheliegend war, dass obdachlose Frauen auch obdachlose Kinder hatten. Ein kleiner Bereich im vorderen Teil war als Spielfläche abgetrennt. Die Kinder waren unterschiedlich alt, aber Will nahm an, dass sie alle jünger als sechs Jahre waren, da ältere Kinder um diese Tageszeit in der Schule sein mussten. Alle Kinder trugen schlecht zusammenpassende, ausgewaschene Sachen und spielten mit Spielzeug, das schon bessere Tage gesehen hatte: Barbie-Puppen mit kurzen Haarschnitten, Tonka-Fahrzeuge mit fehlenden Rädern. Will vermutete, er sollte Mitleid mit ihnen haben, denn was er hier sah, war fast wie eine Szene aus seiner eigenen Kindheit, der Unterschied war nur, dass die Kinder hier wenigstens noch eine Mutter hatten, die sich um sie kümmerte, eine Verbindung in die normale Welt.
»Ach Gott«, murmelte Faith und griff in ihre Handtasche. Auf der Theke am Vordereingang stand eine Spendendose, und sie steckte ein paar Zehner hinein. »Wer passt denn auf diese Kinder auf?«
Will schaute den Gang hinunter. Die Wände waren mit Ostermotiven und ein paar Kinderzeichnungen geschmückt. Er sah eine geschlossene Tür mit dem Symbol für die Damentoilette darauf. »Sie ist wahrscheinlich auf dem Klo.«
»Die könnte sich doch jeder schnappen.«
Will glaubte nicht, dass viele Leute diese Kinder wollten. Das war ja ein Teil des Problems.
»Bitte klingeln für Service«, sagte Faith, und Will nahm an, sie las von dem Schild unter der Klingel ab, doch das hätte auch ein Affe herausfinden können.
Will drückte auf die Klingel.
Sie sagte: »Sie bieten hier Computerkurse an.«
»Was?«
Faith nahm eine der Broschüren auf der Theke zur Hand. Vorne drauf sah Will Fotos von lächelnden Frauen und Kindern und darunter die Firmenlogos von Sponsoren. »Computertraining, Beratung, Mahlzeiten.« Ihre Augen wanderten hin und her, als sie den Text überflog. »Medizinische Beratung mit christlicher Orientierung.« Sie legte die

Broschüre wieder zu den anderen. »Schätze, das heißt, sie sagen dir, dass du in die Hölle kommst, wenn du abtreiben lässt. Ein guter Rat für Frauen, die bereits ein Kind haben, das sie nicht satt bekommen können.« Sie drückte wieder auf die Klingel, jedoch so fest, dass das Ding von der Theke sprang.
Will hob die Klingel auf. Als er sich wieder aufrichtete, sah er hinter der Theke eine kräftige, hispanische Frau mit einem Baby auf dem Arm. Sie sprach mit ausgeprägt texanischem Akzent, ihre Worte waren an Faith gerichtet. »Wenn Sie hier sind, um jemanden zu verhaften, müssen wir Sie bitten, es nicht vor den Kindern zu tun.«
»Wir sind hier, um mit Judith Coldfield zu sprechen«, erwiderte Faith mit leiser Stimme, denn ihr war durchaus bewusst, dass die Kinder sie nicht nur beobachteten, sondern ihren Beruf ebenso erraten hatten wie die Frau.
»Gehen Sie um das Gebäude herum zur Ladenfront. Judith arbeitet heute im Verkauf.« Sie wartete nicht auf ein Dankeschön. Stattdessen drehte sie sich um und ging mit dem Kind wieder den Korridor hinunter.
Faith stieß die Tür auf und trat auf die Straße. »Solche Einrichtungen machen mich aggressiv.«
Will fand, dass ein Obdachlosenheim ein merkwürdiges Hassobjekt war, sogar für Faith. »Warum denn das?«
»Hilf ihnen einfach. Zwing sie deswegen nicht zum Beten.«
»Einige Menschen finden Trost im Gebet.«
»Und wenn nicht? Sind sie es dann nicht wert, dass man ihnen hilft? Man kann obdachlos und am Verhungern sein, aber eine freie Mahlzeit und einen sicheren Ort zum Schlafen bekommst du nur, wenn du akzeptierst, dass Abtreibung Sünde ist und andere Leute das Recht haben, dir zu sagen, was du mit deinem Körper machen sollst!«
Will wusste nicht so recht, was er darauf sagen sollte, deshalb folgte er ihr einfach um das Gebäude herum und beobachtete, wie sie verärgert den Riemen ihrer Tasche auf der Schulter hochzog. Sie murmelte noch immer vor sich hin, als sie um die Ecke zur Ladenfront gingen. An der Fassade hing ein großes Schild, auf dem wahrscheinlich der Name des Heims stand. Das Leben war in Zeiten wirtschaftlicher Probleme für alle schwierig, aber besonders schlecht lief es für wohltätige Einrichtungen, die abhängig waren von Leuten, die gut genug bei Kasse waren, um dem

Nächsten zu helfen. Viele der örtlichen Heime nahmen Spenden an, die sie dann verkauften, um zur Grundversorgung des Heims beizutragen. Fensterbeschriftungen verkündeten das Warenangebot. Faith las sie vor, während sie zum Eingang gingen.
»Haushaltswaren, Bettwäsche, Kleidung. Spenden sehr willkommen, größere Stücke werden kostenlos abgeholt.«
Will öffnete die Tür, weil er wollte, dass sie endlich den Mund hielt.
»Täglich geöffnet außer Sonntag. Hunde verboten.«
»Ich hab's kapiert«, sagte er zu ihr und schaute sich im Laden um. Auf einer Regalebene standen Mixer, darunter Toaster und kleine Mikrowellen. Auf Ständern hingen einige Kleidungsstücke, die meisten in dem Stil, der in den Achtzigern sehr populär war. Suppendosen und andere haltbare Lebensmittel lagerten im hinteren Teil des Ladens, wo die durchs Fenster hereinströmende Sonne sie nicht erreichte. Wills Magen knurrte, und er erinnerte sich daran, wie er im Heim Konservendosen sortiert hatte, die während der Ferien hereingekommen waren. Kein Mensch spendete je die guten Sachen. Meistens waren es Frühstücksfleisch und eingelegte Rote Bete, genau die Sachen, die jedes Kind sich als Weihnachtsessen wohl wünschte.
Faith hatte noch ein Schild gefunden: »Alle Spenden sind von der Steuer absetzbar. Die Erlöse fließen direkt in die Hilfe für obdachlose Frauen und Kinder. Gott stehe jenen bei, die anderen beistehen.«
Er merkte, dass ihm der Kiefer schmerzte, weil er die Zähne so fest zusammenbiss. Zum Glück musste er sich nicht lange mit dem Schmerz beschäftigen. Ein Mann schnellte hinter der Theke in die Höhe wie Mr Drucker aus *Green Acres.* »Hallo, Leute.«
Faith presste sich die Hand auf die Brust. »Wer, zum Teufel, sind denn Sie?«
Der Mann errötete so heftig, dass Will die Hitze, die sein Gesicht verströmte, beinahe spüren konnte. »Es tut mir leid, Ma'am.« Er wischte sich die Hand an seinem T-Shirt ab. Schwarze Fingerspuren zeigten, dass er das schon ziemlich oft gemacht hatte. »Tom Coldfield. Ich helfe meiner Mom bei …« Er deutete auf den Boden hinter der Theke. Will sah, dass er an einem Rasenmäher arbeitete. Der Motor war teilweise zerlegt. Es sah aus, als wollte er einen neuen Keilriemen einsetzen, doch das erklärte nicht, warum der Vergaser auf dem Boden lag.

Will sagte: »Da liegt eine Mutter auf dem …«
Faith unterbrach ihn: »Ich bin Special Agent Faith Mitchell. Das ist mein Partner Will Trent. Wir sind hier, um mit Judith und Henry Coldfield zu sprechen. Ich nehme an, Sie sind verwandt?«
»Meine Eltern«, erklärte der Mann und grinste Faith mit deutlich vorstehenden Zähnen an. »Sie sind hinten. Dad ist ziemlich unglücklich, weil er sein Golfspiel verpasst.« Er schien zu erkennen, wie bedeutungslos das auf sie wirken musste. »Tut mir leid, ich weiß, es ist schrecklich, was mit dieser Frau passiert ist. Es ist nur so – na ja –, sie haben ja diesem anderen Detective schon alles erzählt, was passiert ist.«
Faith zeigte weiter ihre freundliche Seite. »Ich bin mir sicher, sie haben nichts dagegen, es uns noch einmal zu erzählen.«
Tom Coldfield schien nicht ihrer Meinung zu sein, lud sie aber trotzdem ins Hinterzimmer ein. Will ließ Faith vorausgehen, und alle mussten sich zwischen Kisten und Stapeln mit Waren, die dem Heim gespendet worden waren, hindurchschlängeln. Will vermutete, dass Tom Coldfield früher einmal sportlich gewesen war, doch seine Dreißiger hatten ihm das ausgetrieben, hatten seine Mitte rund und seine Schultern schlaff werden lassen. Oben auf dem Kopf hatte er eine kahle Stelle, fast wie eine Tonsur, wie Franziskanermönche sie trugen. Ohne ihn fragen zu müssen, nahm Will an, dass Tom Coldfield ein paar Kinder hatte. Er sah aus wie ein typischer Familienvater. Wahrscheinlich fuhr er einen Minivan und spielte online Fantasie-Football.
Tom sagte: »Tut mir leid wegen der Unordnung. Wir haben zu wenig Freiwillige.«
Faith fragte: »Arbeiten Sie hier?«
»O nein, ich würde verrückt werden, wenn ich es täte.« Er kicherte über Faiths Überraschung. »Ich bin Fluglotse. Wenn sie nicht genug Leute haben, setzt meine Mom mir so lange zu, bis ich aushelfe.«
»Waren Sie beim Militär?«
»Air Force – sechs Jahre. Wie sind Sie darauf gekommen?«
Faith zuckte die Achseln. »Die einfachste Art, an eine Ausbildung zu kommen.« Dann fügte sie hinzu, wahrscheinlich, um eine Verbindung zu dem Mann herzustellen: »Mein Bruder ist in der Air Force, stationiert in Deutschland.«
Tom schob eine Kiste aus dem Weg. »Ramstein?«

»Landshut. Er ist Chirurg.«
»Ist ziemlich schlimm dort. Ihr Bruder tut das Werk des Herrn.«
Faith war jetzt ganz Polizistin, ihre persönliche Meinung behielt sie für sich. »Auf jeden Fall.«
Tom blieb vor einer geschlossenen Tür stehen und klopfte. Will schaute den Gang hinunter zum anderen Ende des Heims, zu der Theke, vor der sie gestanden und darauf gewartet hatten, dass die Frau aus der Toilette kam. Faith schaute Will kurz an und verdrehte die Augen, als Tom die Tür öffnete.
»Mom, das ist Detective Trent und – tut mir leid, war es Mitchell?«
»Ja«, bestätigte Faith.
Tom stellte seine Eltern vor, obwohl das eine reine Formalität war, da in dem Raum nur zwei Personen waren. Judith saß hinter einem Schreibtisch, vor ihr lag aufgeschlagen ein Kassenbuch. Henry saß auf einem Stuhl neben dem Fenster. Er hatte eine Zeitung in der Hand, und er schüttelte und faltete sie behutsam, bevor er sich Will und Faith zuwandte.
Tom hatte nicht gelogen, als er sagte, sein Vater sei verärgert, weil er sein Golfspiel verpasse. Henry Coldfield sah aus wie die Parodie eines mürrischen, alten Mannes.
»Soll ich noch Stühle holen?«, fragte Tom. Er wartete nicht auf eine Antwort, sondern verschwand, bevor irgendjemand etwas sagen konnte.
Das Büro war durchschnittlich groß, was hieß, vier Leute fanden darin Platz, ohne mit dem Ellbogen an die Wand zu stoßen. Dennoch blieb Will in der Tür stehen, während Faith sich auf den einzigen freien Stuhl setzte. Normalerweise vereinbarten sie vorab, wer das Reden übernehmen sollte, aber diesmal gingen sie kalt in die Befragung. Als Will Faith fragend anschaute, zuckte sie nur die Achseln. Die Familie war schwer einzuschätzen. Sie mussten sich im Verlauf des Gesprächs ein Bild machen. Der erste Schritt bei einer Befragung ist es immer, eine Situation zu schaffen, in der die Zeugen sich wohlfühlen. Leute öffneten sich eher und zeigten sich kooperativ, wenn man ihnen deutlich machte, dass man nicht der Feind war. Da Faith direkt vor ihnen saß, fing sie an.
»Mr und Mrs Coldfield, vielen Dank, dass Sie bereit sind, mit uns zu sprechen. Ich weiß, dass Sie bereits mit Detective Galloway gesprochen haben, aber was Sie in dieser Nacht erlebt haben, war sehr traumatisch.

Manchmal braucht man dann ein paar Tage, bis man sich an irgendwas erinnert.«
»So etwas ist uns zuvor noch nie passiert«, sagte Judith Coldfield, und Will fragte sich, ob sie glaubte, dass andere routinemäßig Frauen anfuhren, die in einer unterirdischen Höhle vergewaltigt und gefoltert worden waren.
Henry schien das ebenfalls zu bemerken. »Judith.«
»O Gott.« Judith hielt sich die Hand vor den Mund, um das verlegene Lächeln zu verdecken. Will sah, woher Tom seine vorstehenden Zähne und die Neigung zum Erröten hatte. Die Frau erklärte: »Ich will damit sagen, dass wir noch nie mit der Polizei zu tun gehabt haben.« Sie tätschelte ihrem Gatten die Hand. »Henry hat einmal einen Strafzettel wegen zu schnellen Fahrens bekommen, aber dieses eine Mal reichte. Wann war das, Lieber?«
»Im Sommer 83«, antwortete Henry, und an den angespannten Kiefermuskeln sah man, dass er dieses Erlebnis noch immer nicht überwunden hatte. Er schaute Will an, als könne nur ein Mann das verstehen. »Sieben Meilen über der Höchstgeschwindigkeit.«
Will überlegte sich, was er Tröstendes sagen könnte, aber ihm fiel nichts ein. Er fragte Judith: »Sie sind aus dem Norden?«
»Ist das so offensichtlich?« Sie lachte und hielt sich dabei wieder die Hand vor den Mund. Sie war sehr unsicher wegen ihrer vorstehenden Zähne. »Pennsylvania.«
»Haben Sie dort gelebt, bevor Sie in den Ruhestand gingen?«
»O nein«, sagte Judith. »Henrys Arbeit hat uns ganz schön herumgeführt. Meistens im Nordwesten. Wir wohnten in Oregon, Washington State, Kalifornien – aber dort hat es uns nicht gefallen, oder?« Henry machte ein mürrisches Geräusch. »Wir waren in Oklahoma, aber nicht lange. Waren Sie schon mal dort? Es ist so flach.«
Faith kam zur Sache. »Waren Sie je in Michigan?«
Judith schüttelte den Kopf, aber Henry ergänzte: »71 habe ich in Michigan einmal ein Football-Spiel gesehen. Michigan gegen Ohio State. Zehn zu sieben. Wäre beinahe erfroren.«
Faith nutzte die Gelegenheit, um ihn aus der Reserve zu locken. »Sie sind Football-Fan?«
»Kann’s nicht ausstehen.« Sein Stirnrunzeln schien darauf hinzudeuten,

dass er über die Situation damals noch immer unglücklich war, auch wenn die meisten Leute töten würden, um so ein Spiel zu sehen.
»Henry war Vertreter«, sagte nun Judith. »Und auch davor ist er ziemlich herumgekommen. Sein Vater war dreißig Jahre lang in der Armee.«
Faith übernahm und versuchte, zu dem Mann durchzudringen. »Mein Vater war ebenfalls in der Armee.«
Wieder drängte Judith sich vor. »Henry wurde im Krieg vom Dienst zurückgestellt, weil er auf dem College war.« Will nahm an, dass sie Vietnam meinte. »Wir hatten natürlich Freunde, die gedient hatten, und Tom war bei der Air Force, worauf wir wirklich stolz sind. Nicht, Tom?«
Will hatte gar nicht bemerkt, dass Tom zurückgekehrt war. Der Sohn der Coldfields lächelte entschuldigend. »Tut mir leid, aber keine Stühle mehr. Die Kinder bauen damit eine Burg.«
»Wo waren Sie stationiert?«, fragte Faith ihn.
»Ich war beide Dienstzeiten auf der Keesler«, antwortete er. »Ich habe dort meine Ausbildung erhalten und mich dann zum Master Sergeant der 334th Training Squadron hochgearbeitet, wo ich für die Tower-Grundausbildung zuständig war. Ich war zur Verlegung nach Altus vorgesehen, als ich um meine Entlassung bat.«
»Ich wollte Sie eben fragen, warum Sie die Air Force verlassen haben, dann fiel mir ein, dass Keesler dichtgemacht wurde.«
Wieder errötete Tom bis in die Haarspitzen und lachte verlegen auf. »Ja, Ma'am.«
Faith wandte ihre Aufmerksamkeit Henry zu, wahrscheinlich weil sie vermutete, dass sie ohne Henrys Zustimmung aus Judith nicht viel herausbringen würden. »Haben Sie die Staaten je verlassen?«
»Sind immer in den U. S. geblieben.«
»Sie haben einen Armee-Akzent«, sagte Faith, und Will nahm an, sie meinte, dass er gar keinen Akzent hatte.
Dank Faiths Zuwendung schien Henry seine Zurückhaltung langsam aufzugeben. »Man geht dorthin, wo man hingeschickt wird.«
»Genau das hat mein Bruder auch gesagt, als er sich nach Übersee einschiffte.« Faith beugte sich vor. »Wenn Sie die Wahrheit hören wollen, ich glaube, es gefällt ihm, dauernd herumzuziehen und nie irgendwo Wurzeln zu schlagen.«

Henry wurde zugänglicher. »Verheiratet?«
»Nein.«
»Braut in jedem Hafen?«
»O Gott, ich hoffe nicht.« Faith lachte. »Was meine Mutter anging, war es entweder die Air Force oder das Priesteramt.«
Henry kicherte. »Die meisten Mütter empfinden so, wenn es um ihre Söhne geht.« Er drückte seiner Frau die Hand, und Judith strahlte Tom stolz an.
Faith wandte sich nun wieder dem Sohn zu. »Sie sagten, Sie sind Fluglotse?«
»Ja, Ma'am«, antwortete er, obwohl Faith wahrscheinlich jünger war als Tom.
Er erzählte weiter: »Ich arbeite im Charlie Brown.« Er meinte den Allgemeinen Flughafen westlich von Atlanta. »Bin seit ungefähr zehn Jahren dort. Angenehme Arbeit. Manchmal überwachen wir nachts auch die Flugbewegungen auf Dobbins.« Die Dobbins Air Base lag direkt außerhalb der Stadtgrenze. »Ich wette, Ihr Bruder ist auch schon mal von da losgeflogen.«
»Bestimmt«, entgegnete Faith und hielt den Augenkontakt gerade so lange aufrecht, dass er sich geschmeichelt fühlte. »Sie wohnen jetzt draußen in Conyers?«
»Ja, Ma'am.« Tom lächelte offen, und seine Zähne ragten vor wie die Stoßzähne eines Elefanten. Er war jetzt entspannter, redseliger. »Ich zog gleich von Keesler nach Atlanta.« Er nickte in die Richtung seiner Mutter. »Ich war total glücklich, als meine Eltern beschlossen, auch hierherzuziehen.«
»Sie wohnen an der Clairmont Road, richtig?«
Tom nickte, noch immer lächelnd. »Nahe genug, um sie besuchen zu können, ohne einen Koffer packen zu müssen.«
Judith schien das entspannte Verhältnis, das sich zwischen ihnen entwickelte, nicht zu gefallen. Sie mischte sich schnell wieder in die Unterhaltung ein. »Toms Frau liebt ihren Blumengarten.« Sie fing an, in ihrer Handtasche zu stöbern. »Mark, sein Sohn, ist besessen von der Fliegerei. Von Tag zu Tag sieht er mehr aus wie sein Vater.«
»Mom, sie wollen bestimmt nicht …«
Es war zu spät. Judith zog ein Foto heraus und zeigte es Faith, die

angemessen bewundernde Geräusche von sich gab, bevor sie es an Will weiterreichte.
Mit neutralem Gesichtsausdruck schaute er sich das Foto an. Die Gene der Coldfields waren offensichtlich sehr stark. Das Mädchen und der Junge auf dem Foto waren dem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten. Um die Sache noch schlimmer zu machen, hatte Tom nicht gerade eine attraktive Frau gefunden, die den Genpool der Coldfields hätte verdünnen können. Sie hatte strähnige blonde Haare und einen resignierten Zug um den Mund, der anzudeuten schien, dass sie etwas Besseres nicht kriegen würde.
»Darla«, sagte Judith und meinte die Frau. »Sie sind jetzt seit fast zehn Jahren verheiratet. Nicht, Tom?«
Er zuckte auf diese verlegene Art die Achseln, wie Kinder es ihren Eltern gegenüber tun.
»Ganz reizend«, sagte Will und gab Judith das Foto zurück.
Judith fragte Faith: »Haben Sie Kinder?«
»Einen Sohn.« Mehr sagte Faith nicht dazu. Stattdessen fragte sie Judith: »Ist Tom ein Einzelkind?«
»Ja.« Judith lächelte wieder und bedeckte den Mund. »Henry und ich meinten, wir würden es nicht schaffen, noch ein …« Sie beendete den Satz nicht, sondern schaute Tom wieder mit offensichtlichem Stolz an.
»Und Sie waren am Tag dieses Unfalls bei Tom und seiner Familie zu Besuch?«
Judith nickte. »Er wollte zu unserem vierzigsten Hochzeitstag etwas Hübsches machen. Nicht, Tom?« Ihre Stimme bekam nun eine gewisse Distanziertheit. »Dass so etwas Schreckliches passiert. Ich glaube, wir werden keinen Hochzeitstag mehr feiern können, ohne daran zu denken …«
Nun meldete sich Tom. »Ich verstehe nicht, wie das passieren konnte. Wie konnte diese Frau …« Er schüttelte den Kopf. »Es ist so sinnlos. Wer, zum Teufel, würde so etwas tun?«
»Tom«, ermahnte ihn Judith. »Deine Sprache.«
Faith warf Will einen Blick zu, der andeutete, dass sie ihre gesamte Willenskraft aufbieten musste, um nicht die Augen zu verdrehen. Doch sie hatte sich schnell wieder unter Kontrolle und richtete ihre Worte nun an das ältere Paar. »Ich weiß, dass Sie Detective Galloway bereits alles

gesagt haben, aber lassen Sie uns noch einmal ganz von vorn anfangen. Sie fuhren die Straße entlang, Sie sahen die Frau, und dann …«
»Na ja«, setzte Judith an. »Zuerst dachte ich, es ist vielleicht ein Reh. Am Straßenrand haben wir schon oft Rehe gesehen. Wenn's dunkel ist, fährt Henry immer langsam, für den Fall, dass eins auf die Straße springt.«
»Sie sehen die Lichter und erstarren einfach«, erklärte Henry, als wäre ein bewegungsloses Reh im Scheinwerferlicht ein obskures Phänomen.
»Es war nicht dunkel«, fuhr Judith fort. »Ich glaube, es dämmerte. Und ich sah dieses Ding auf der Straße. Ich öffnete den Mund, um es Henry zu sagen, aber es war schon zu spät. Wir hatten es bereits getroffen. *Sie*.« Sie zog ein Taschentuch aus ihrer Handtasche und drückte es sich auf die Augen. »Diese netten Männer versuchten, ihr zu helfen, aber ich glaube nicht – also nach all dem …«
Henry nahm wieder die Hand seiner Frau. »Hat sie … ist die Frau …?«
»Sie ist noch im Krankenhaus«, erwiderte Faith. »Sie sind sich nicht sicher, ob sie je das Bewusstsein wiedererlangen wird.«
»O Gott«, hauchte Judith, fast ein Gebet. »Ich hoffe, sie tut es nicht.«
»Mutter …« Tom hob vor Überraschung die Stimme.
»Ich weiß, das klingt gemein, aber ich hoffe, sie erfährt es nie.«
Die Familie verstummte. Henrys Adamsapfel hüpfte, und Will sah, dass den Mann allmählich seine Erinnerungen überwältigten. »Ich dachte, ich kriege einen Herzinfarkt«, sagte er schließlich rau auflachend.
Judith senkte ihre Stimme und sagte in vertraulichem Tonfall, als würde ihr Mann nicht direkt neben ihr sitzen: »Henry hat Herzprobleme.«
»Nichts Schlimmes«, erwiderte er. »Der blöde Airbag hat mich mitten in die Brust getroffen. Sicherheitsvorrichtung heißt das verdammte Ding. Hätte mich beinahe umgebracht.«
Faith fragte: »Mr Coldfield, haben Sie die Frau auf der Straße gesehen?«
Henry nickte. »Es war genau so, wie Judith gesagt hat. Zum Anhalten war es zu spät. Ich bin nicht zu schnell gefahren. Habe mich genau an die Geschwindigkeitsbegrenzung gehalten. Ich habe etwas gesehen – dachte, es ist ein Reh, wie sie gesagt hat. Trat voll auf die Bremse. Dachte noch immer nicht, dass es eine Frau ist, bis ich ausstieg und sie dort liegen sah. Furchtbar. Einfach furchtbar.«
»Tragen Sie schon immer eine Brille?« Will brachte das Thema

behutsam zur Sprache.
»Ich bin Amateurpilot. Lasse mir zweimal pro Jahr die Augen untersuchen.« Er nahm die Brille ab und wirkte zwar leicht pikiert, sprach aber mit neutraler Stimme weiter. »Ich mag zwar alt sein, aber ich bin flugtüchtig. Kein grauer Star, korrigiert auf zwanzig-zwanzig.«
Will beschloss, den ganzen Themenkomplex hinter sich zu bringen. »Und Ihr Herz?«
Judith mischte sich ein. »Ist eigentlich nichts. Man muss es nur im Auge behalten und darauf achten, dass er sich nicht zu sehr anstrengt.«
Noch immer leicht entrüstet, übernahm jetzt wieder Henry. »Nichts, was die Ärzte beschäftigen muss. Ich nehme ein paar Tabletten. Hebe nichts Schweres. Mir geht’s gut.«
Faith versuchte, ihn zu besänftigen, indem sie das Thema wechselte. »Ein Army-Sprössling, der in die Luft geht?«
Henry schien zu überlegen, ob er das Thema seiner Gesundheit noch weiterverfolgen sollte. »Mein Dad ließ mich Stunden nehmen, als ich noch ein Junge war. Wir waren in Nowhere, Alaska, stationiert. Er hielt es für einen guten Weg, mich von Schwierigkeiten fernzuhalten.«
Faith lächelte, was ihm half, sich wieder zu entspannen. »Gutes Flugwetter?«
»Wenn man Glück hatte.« Er lachte wehmütig. »Bei der Landung musste man vorsichtig sein – der kalte Wind konnte die Maschine durchpeitschen wie eine Fliegenklatsche. An manchen Tagen schloss ich einfach die Augen und hoffte, auf dem Rollfeld zu landen und nicht auf Eis.«
»Cold Field«, betonte Faith, um ein Wortspiel daraus zu machen. Kaltes Feld.
»Genau«, sagte Henry, als hätte er den Witz schon oft gehört. Nun setzte er, ganz geschäftsmäßig, seine Brille wieder auf. »Hören Sie, ich bin niemand, der anderen sagt, wie sie ihre Arbeit tun sollen, aber warum fragen Sie uns nicht nach dem anderen Auto?«
»Was für ein anderes Auto?«, fragte Faith. »Dasjenige, das anhielt, um zu helfen?«
»Nein, das andere, das auf der Gegenfahrbahn an uns vorbeigerast ist. Das war ungefähr zwanzig Minuten, bevor wir dieses Mädchen anfuhren.«

Judith durchbrach ihr verblüfftes Schweigen. »Aber das wissen Sie sicher bereits. Wir haben diesem anderen Polizisten ja alles darüber erzählt.«

11. Kapitel

Die Fahrt zur Rockdale County Police Station war ein Nebel, den Faith mit jedem Fluch füllte, der ihr einfiel.
»Ich wusste, dass dieses Arschloch mich belügt«, sagte sie und verwünschte Max Galloway und die gesamte Polizei von Rockdale. »Sie hätten sein blasiertes Grinsen sehen sollen, als er das Krankenhaus verließ.« Sie schlug mit der Handfläche aufs Lenkrad und stellte sich vor, es wäre Galloways Adamsapfel. »Halten die das vielleicht für ein Spiel? Haben sie nicht gesehen, was dieser Frau angetan wurde? Mein Gott!«
Will neben ihr blieb stumm. Wie üblich hatte sie keine Ahnung, was ihm durch den Kopf ging. Er war während der ganzen Fahrt still gewesen, und er machte erst den Mund auf, als sie auf den Besucherparkplatz vor der Polizeistation des Rockdale County fuhren.
Er sagte: »Sind Sie jetzt fertig damit, wütend zu sein?«
»Verdammt, nein, ich bin noch nicht fertig. Sie haben uns belogen. Sie haben uns nicht einmal den blöden Tatortbericht gefaxt. Wie, zum Teufel, sollen wir einen Fall bearbeiten …«
»Überlegen Sie mal, warum sie es getan haben«, entgegnete Will. »Eine Frau ist tot, die andere so gut wie, und sie verstecken vor uns noch immer Beweismittel. Die Betroffenen sind ihnen egal, Faith. Das einzig Wichtige für sie sind ihre Egos und dass sie uns vorführen können. Sie lassen Informationen an die Presse durchsickern, sie verweigern die Kooperation. Glauben Sie, wenn wir da mit gezogenen Waffen reingehen, dann kriegen wir das, was wir wollen?«
Faith öffnete den Mund, um etwas zu erwidern, aber Will stieg bereits aus. Er ging um das Auto herum und öffnete ihr die Tür, als hätten sie ein Rendezvous.
Er sagte: »Vertrauen Sie mir nur dieses eine Mal, Faith. Wenn Sturheit gegen Sturheit rennt, gibt’s nur heiße Köpfe.«
Sie winkte seine Hand weg. »Ich werde auf jeden Fall von Max Galloway keine Scheiße fressen.«
»Ich fresse sie«, versicherte er ihr und streckte ihr wieder die Hand hin,

als brauchte sie Hilfe beim Aussteigen.
Faith schnappte sich ihre Handtasche vom Rücksitz. Sie folgte ihm über den Bürgersteig und dachte, kein Wunder, dass jeder, der Will Trent zum ersten Mal sieht, ihn für einen Buchhalter hält. Sie konnte nicht verstehen, wie jemand so wenig Ego haben konnte. In dem Jahr, das sie nun schon mit ihm arbeitete, war das stärkste Gefühl, das sie bei Will erlebt hatte, Irritation gewesen, normalerweise in Bezug auf sie. Er konnte launisch oder nachdenklich sein, und er konnte sich wegen allen möglichen Sachen selbst zerfleischen, aber richtig wütend hatte sie ihn noch nie gesehen.
Einmal war er in einem Raum mit einem Verdächtigen gewesen, der noch Stunden zuvor versucht hatte, ihm eine Kugel in den Kopf zu jagen, und Will hatte nichts anderes gezeigt als Mitgefühl.
Der Uniformierte hinter der Tür erkannte Will offensichtlich. Er verzog die Lippen zu einem höhnischen Grinsen. »Trent.«
»Detective Fierro«, erwiderte Will, obwohl der Mann offensichtlich kein Detective mehr war. Sein beträchtlicher Bauch drückte gegen die Knöpfe seines Uniformhemds wie eine Füllung, die aus einem Marmeladenkrapfen quillt. Wenn man sich überlegte, was Fierro zu Amanda gesagt hatte, ob sie Lyle Peterson wieder in den Arsch gekrochen sei, war es ein Wunder, dass der Mann keinen Rollstuhl brauchte.
Fierro sagte: »Ich hätte diesen Deckel über Ihren Kopf schieben und Sie da unten in dieser Höhle sitzen lassen sollen.«
»Ich bin wirklich sehr froh, dass Sie es nicht getan haben.« Will deutete auf Faith. »Das ist meine Partnerin, Special Agent Mitchell. Wir müssen mit Detective Max Galloway sprechen.«
»Worüber?«
Faith hatte jetzt genug von der Nettigkeit. Sie öffnete den Mund, um ihn zu attackieren, aber Will brachte sie mit einem Blick zum Verstummen. Er sagte: »Vielleicht könnten wir mit Chief Peterson sprechen, falls Detective Galloway nicht verfügbar ist.«
Faith fügte hinzu: »Oder wir können mit Ihrem Kumpel Sam Lawson vom *Atlanta Beacon* sprechen und ihm sagen, dass die Geschichten, die Sie ihm gesteckt haben, nichts anderes sind als Ihr Versuch, den eigenen fetten Arsch zu retten wegen all der Fehler, die Sie in diesem Fall

gemacht haben.«
»Sie sind vielleicht ’ne Hexe, Lady.«
»Ich habe noch gar nicht angefangen«, entgegnete Faith. »Schaffen Sie Galloway hierher, bevor wir unsere Chefin drauf ansetzen. Ihnen hat sie die Marke doch bereits abgenommen. Was meinen Sie, was sie als Nächstes nehmen wird? Ich würde vermuten, Ihren kleinen …«
»Faith«, sagte Will und es klang wie eine Warnung.
Fierro griff zum Hörer, wählte eine Nebenstelle. »Max, hier sind ein paar Schwanzlutscher, die mit dir reden wollen.« Er knallte den Hörer wieder auf die Gabel. »Den Gang runter, rechts rein, dann die erste Tür auf der linken Seite.«
Faith ging voraus, weil Will mit den Richtungsangaben nicht viel würde anfangen können. Das Revier war ein üblicher Regierungsbau aus den 60er-Jahren mit Unmengen von Glasbausteinen und schlechter Belüftung. An den Wänden hingen Auszeichnungen und Fotos von Polizeibeamten bei städtischen Grillfesten und Wohltätigkeitsveranstaltungen. Den Angaben entsprechend, bog sie nach rechts ab und blieb vor der ersten Tür auf der linken Seite stehen.
Faith las das Schild an der Tür. »Arschloch«, fauchte sie. Er hatte sie in ein Verhörzimmer geschickt.
Will griff um sie herum und öffnete die Tür. Sie sah, dass er den an den Boden geschraubten Tisch musterte, die Stangen an den Seiten, an die Verdächtige bei Verhören angekettet werden konnten. »Unserer ist gemütlicher«, war alles, was er sagte.
Es gab zwei Stühle, einen auf jeder Seite des Tisches. Faith warf ihre Handtasche auf denjenigen mit der Rückenlehne zum Spionspiegel und verschränkte dann die Arme, denn sie wollte nicht sitzen, wenn Galloway den Raum betrat. »Das ist doch Blödsinn. Wir sollten Amanda Bescheid sagen. Sie würde sich nicht so auf der Nase herumtanzen lassen.«
Will lehnte sich an die Wand, steckte die Hände in die Tasche. »Wenn wir Amanda dazuholen, dann haben sie absolut nichts mehr zu verlieren. Sollen sie uns doch schikanieren, damit sie wenigstens das Gefühl haben, das Gesicht wahren zu können. Was macht das schon, wenn wir die Informationen kriegen, die wir brauchen?«
Sie schaute in den Spionspiegel und überlegte sich, ob sie beobachtet

wurden. »Wenn das vorüber ist, werde ich einen offiziellen Bericht schreiben. Behinderung der Justiz, Beeinträchtigung einer laufenden Ermittlung, Lügen gegenüber einem Polizeibeamten. Diesen fetten Scheißer Fierro hat man wieder in Uniform gesteckt. Galloway kann von Glück reden, wenn er noch der Hundefänger des Bezirks wird.«
Ein Stückchen weiter den Flur hinunter hörten sie eine Tür aufgehen, dann wieder ins Schloss fallen. Sekunden später stand Galloway in der Tür und sah genauso arrogant aus wie in der Nacht zuvor.
»Ich habe gehört, Sie wollten mit mir sprechen?«
Faith entgegnete: »Wir haben eben mit den Coldfields gesprochen.«
Galloway nickte Will zu, und Will erwiderte den Gruß, blieb aber an der Wand stehen.
Faith fragte: »Gibt es einen Grund, warum Sie uns nichts von dem anderen Auto gestern Abend gesagt haben?«
»Dachte, ich hätte es getan.«
»Blödsinn.« Faith wusste nicht, was sie wütender machte, die Tatsache, dass er sich hier aufführte, als wäre das nur ein Spiel, oder dass sie sich gezwungen fühlte, denselben Ton anzuschlagen, den sie bei Jeremy benutzte, wenn sie ihm seine Grenzen aufzeigen wollte.
Galloway hob die Hände und grinste Will an. »Ist Ihre Partnerin immer so hysterisch? Vielleicht hat sie ja ihre Tage.«
Faith spürte, wie ihre Hände sich zusammenballten. Gleich würde er Hysterie in der schlimmsten Form erleben.
»Hören Sie«, sagte Will und trat zwischen die beiden, »erzählen Sie uns einfach von dem Auto und alles, was Sie sonst noch wissen. Wir wollen Sie nicht in Schwierigkeiten bringen und uns diese Information auf die harte Art beschaffen müssen.« Will ging zu dem Stuhl und nahm Faiths Handtasche weg, bevor er sich setzte. Er behielt die Tasche auf dem Schoß, was ihn lächerlich aussehen ließ, wie einen Mann, der vor der Umkleidekabine wartete, während seine Frau Kleider anprobierte.
Er bedeutete Galloway, er solle sich ihm gegenüber setzen, und sagte: »Wir haben ein Opfer im Krankenhaus, das in einem wahrscheinlich irreversiblen Koma liegt. Jacquelyn Zabel, die Frau aus dem Baum, ihre Autopsie hat uns absolut keine Hinweise gebracht. Jetzt haben wir eine dritte vermisste Frau. Sie wurde auf dem Parkplatz eines Supermarkts entführt. Ihr Junge wurde auf dem Rücksitz zurückgelassen. Felix –

sechs Jahre alt. Er ist jetzt in Pflege, muss bei Fremden sein. Er will einfach nur seine Mom zurückhaben.«
Galloway blieb ungerührt.
Will fuhr fort: »Sie haben diese Detective-Marke nicht für Ihr gutes Aussehen bekommen. Gestern Nacht gab es eine Straßensperre. Sie wissen Bescheid über das zweite Auto, das die Coldfields sahen. Sie hielten Leute an.« Er änderte seine Taktik. »Wir waren deswegen nicht bei Ihrem Chef. Wir haben nicht dafür gesorgt, dass er Sie runterputzt wie einen Schuljungen. Wir genießen hier nicht den Luxus, viel Zeit zu haben. Felix' Mom wird vermisst. Sie könnte in einer anderen Höhle sein, an eine andere Pritsche gefesselt, mit einem anderen Hohlraum darunter für das nächste Opfer. Wollen Sie das auf Ihre Kappe nehmen?«
Nun endlich seufzte Galloway schwer und setzte sich. Er streckte sich auf dem Stuhl, zog sein Notizbuch aus der hinteren Hosentasche und ächzte dabei, als würde es ihm körperliche Schmerzen bereiten.
Galloway sagte: »Sie haben Ihnen gesagt, das Auto war weiß, wahrscheinlich eine Limousine?«
»Ja«, antwortete Will. »Henry Coldfield kannte das Modell nicht. Er sagte, es sei ein älteres Auto gewesen.«
Galloway nickte. Er gab Will sein Notizbuch. Will schaute hinein, blätterte darin, als würde er die Informationen aufnehmen, und gab es dann an Faith weiter. Sie sah eine Liste mit drei Namen und einer Adresse und Telefonnummer in Tennessee. Sie nahm Will ihre Handtasche ab, damit sie sich die Information aufschreiben konnte.
Der Detective sagte: »Zwei Frauen – Schwestern – und ihr Vater. Sie waren auf dem Rückweg von Florida nach Tennessee. Ihr Auto blieb etwa sechs Meilen von der Stelle entfernt, wo der Buick unser erstes Opfer anfuhr, am Straßenrand liegen. Sie sahen die weiße Limousine kommen. Eine der Frauen versuchte, das Fahrzeug anzuhalten. Es wurde langsamer, blieb aber nicht stehen.«
»Konnte sie den Fahrer erkennen?«
»Schwarz, Baseballkappe, laute, hämmernde Musik. Sie meinte, sie sei irgendwie froh gewesen, dass er nicht angehalten habe.«
»Konnte sie das Nummernschild sehen?«
»Nur drei Buchstaben, Alpha, Foxtrott, Charlie, woraufhin der Computer ungefähr dreihunderttausend Autos ausspuckte, von denen ungefähr

tausend weiß sind, die Hälfte davon registriert in der unmittelbaren Umgebung.«
Faith notierte sich die entsprechende Buchstabenkombination, A-F-C, und dachte sich, dass das Kennzeichen-Fragment nichts bringen würde, außer sie stolperten zufällig über das passende Auto. Sie blätterte in Galloways Notizen, um herauszufinden, was er sonst noch verbarg.
Will sagte: »Ich würde gern mit allen dreien reden.«
»Zu spät«, sagte Galloway. »Sie sind heute Morgen nach Tennessee zurückgefahren. Der Vater ist sehr alt, es geht ihm nicht so gut. Es klang, als würden sie ihn zum Sterben nach Hause holen. Sie können sie anrufen, vielleicht hinfahren. Aber ich sage Ihnen, wir haben alles aus ihnen herausgeholt, was sie wussten.«
Will fragte: »War sonst noch etwas vor Ort?«
»Nur das, was Sie in den Berichten gelesen haben.«
»Wir haben die Berichte noch nicht bekommen.«
Galloway wirkte fast zerknirscht. »Tut mir leid. Das Mädchen hätte sie Ihnen eigentlich gleich heute Morgen faxen sollen. Liegen wahrscheinlich irgendwo auf ihrem Schreibtisch vergraben.«
»Wir nehmen sie mit, wenn wir gehen«, entgegnete Will. »Können Sie mir nur einen kurzen Abriss geben?«
»Es ist genau das, was man erwarten würde. Als der Streifenwagen ankam, versorgte der Kerl, der angehalten hatte, der Sanitäter, gerade das Opfer. Judith Coldfield drehte völlig durch wegen ihres Mannes, hatte Angst, dass er einen Herzinfarkt bekommt. Der Krankenwagen kam und nahm das Opfer mit. Dem alten Mann ging es zu der Zeit schon besser, er wartete deshalb auf den zweiten Krankenwagen. Der kam ein paar Minuten später. Unsere Jungs riefen die Detectives, fingen an, den Unfallort abzusperren. Das Übliche eben. Ich bin jetzt ehrlich. Es hat sich nichts ergeben.«
»Wir würden gern mit dem Polizisten sprechen, der als Erster vor Ort war, um seine Eindrücke zu hören.«
»Der ist im Augenblick mit seinem Vater beim Fischen in Montana.«
Galloway zuckte die Achseln. »Das ist jetzt keine blöde Ausrede. Der Junge hatte den Urlaub schon eine ganze Weile geplant.«
Faith hatte in Galloways Notizen einen bekannten Namen gefunden.
»Was ist mit diesem Jake Berman?« Will zuliebe erklärte sie: »Rick

Sigler und Jake Berman waren die beiden Männer, die anhielten, um Anna zu helfen.«
»Anna?«, fragte Galloway.
»Das ist der Name, den sie im Krankenhaus angab«, sagte Will. »Rick Sigler war der Rettungssanitäter, der freihatte, oder?«
»Ja«, bestätigte Galloway. »Ihre Geschichte mit dem Kinobesuch klang für mich irgendwie fadenscheinig.«
Faith schnaubte angewidert, fragte sich, wie viele Sackgassen dieser Kerl entlanglaufen musste, bis er vor lauter Dummheit ohnmächtig wurde.
»Wie auch immer«, sagte Galloway und ignorierte Faith ostentativ. »Ich habe sie beide durch den Computer laufen lassen. Sigler ist sauber, aber Berman hat ein Register.«
Faith bekam ein flaues Gefühl im Magen. Heute Morgen war sie zwei Stunden am Computer gesessen, hatte aber nicht daran gedacht, diese beiden Männer nach etwaigen Vorstrafen zu überprüfen.
»Anstiftung zur Unzucht«, sagte Galloway und grinste über Faiths verblüffte Reaktion. »Der Kerl ist verheiratet und hat zwei Kinder. Wurde aufgegriffen, weil er vor sechs Monaten in einer Toilettenkabine in der Mall of Georgia mit einem anderen Kerl vögelte. Ein Teenager latschte aufs Klo und fand sie in inniger Verbindung. Gottverdammter Perverser. Meine Frau geht in der Mall einkaufen.«
»Haben Sie mit Berman gesprochen?«, fragte Will.
»Er hat mir eine falsche Nummer gegeben.« Galloway warf Faith noch einen vernichtenden Blick zu. »Die Adresse auf dem Führerschein ist auch nicht mehr die aktuelle, und ein Kreuzvergleich erbrachte auch nichts.«
Sie sah ein Loch in seiner Geschichte und stieß sofort hinein. »Woher wissen Sie, dass er eine Frau und zwei Kinder hat?«
»Steht im Verhaftungsbericht. Er hatte sie in der Mall dabei. Sie warteten, dass er wieder aus der Toilette kam.« Galloway verzog angewidert die Lippen. »Wenn Sie meinen Rat hören wollen, er ist derjenige, den Sie unter die Lupe nehmen sollten.«
»Die Frauen wurden vergewaltigt«, sagte Faith und warf sein Notizbuch auf den Tisch. »Schwule Männer haben es nicht auf Frauen abgesehen. Das macht sie ja zu Schwulen.«
»Kommt dieser böse Bube Ihnen so vor wie einer, der Frauen mag?«

Faith antwortete nicht, vor allem, weil er nicht ganz unrecht hatte.
Will fragte: »Was ist mit Rick Sigler?«
Galloway ließ sich Zeit, das Notizbuch zuzuklappen und in die Tasche zu stecken. »Ohne jeden Eintrag. Arbeitet seit sechzehn Jahren als Sanitäter. Ging auf die Heritage Highschool hier gleich ums Eck.«
Wieder verzog er angewidert den Mund. »Spielte sogar im Football-Team, das muss man sich mal vorstellen.«
Nun ließ Will sich Zeit, bis er seine letzte Frage stellte. »Was halten Sie sonst noch zurück?«
Galloway schaute ihm direkt in die Augen. »Das ist alles, was ich weiß, *keno sabe.«*
Faith glaubte ihm nicht, aber Will schien diese Aussage zu genügen. Er gab dem Mann sogar die Hand. »Vielen Dank für Ihre Zeit, Detective.«
Faith schaltete die Lichter an, als sie die Küche betrat, warf die Handtasche auf die Anrichte und ließ sich auf denselben Stuhl sinken, auf dem sie den Tag begonnen hatte. Sie hatte Kopfweh, ihr Nacken war so verspannt, dass sie den Kopf kaum drehen konnte. Sie griff zum Telefon, um den Anrufbeantworter abzuhören. Jeremys Nachricht war kurz und ungewöhnlich nett. *»Hi, Mom, wollte nur mal hören, wie's dir geht. Ich liebe dich.«* Faith runzelte die Stirn. Sie vermutete, dass er entweder in seinem Chemie-Test eine schlechte Note geschrieben hatte oder Geld brauchte.
Sie wählte seine Nummer, legte aber wieder auf, bevor die Verbindung zustande kam. Faith war hundemüde, so erschöpft, dass sie Sterne vor den Augen sah. Sie wollte nur noch ein heißes Bad und ein Glas Wein, doch beides war in ihrem Zustand nicht empfehlenswert. Sie wollte nicht alles noch schlimmer machen, indem sie ihren Sohn anschrie.
Ihr Laptop stand auf dem Tisch, aber sie rief nicht einmal ihre E-Mails auf. Amanda hatte ihr gesagt, sie solle sich nach Dienstschluss bei ihr melden, um über ihren Ohnmachtsanfall auf dem Parkplatz vor dem Gerichtsgebäude zu sprechen. Faith schaute auf die Uhr über dem Küchenherd. Es war deutlich nach Dienstschluss, fast zehn Uhr. Amanda war vermutlich schon zu Hause und saugte den Insekten, die sich in ihrem Netz verfangen hatten, das Blut aus.
Faith fragte sich, ob der Tag noch schlimmer werden konnte, und kam zu dem Schluss, dass das in Anbetracht der Uhrzeit eine mathematische

Unmöglichkeit war. Die letzten fünf Stunden hatte sie mit Will damit zugebracht, unzählige Male in ihr Auto und aus dem Auto zu steigen, auf Türklingeln zu drücken und mit all denen zu reden, die die Türen öffneten – falls sie überhaupt geöffnet wurden –, immer auf der Suche nach Jake Berman. Insgesamt gab es im gesamten großstädtischen Gebiet dreiundzwanzig Jake Bermans. Faith und Will hatten mit sechs von ihnen gesprochen, zwölf ausgeschlossen und die restlichen fünf nicht finden können, weil sie nicht zu Hause oder bei der Arbeit waren oder nicht an die Tür gingen.

Wenn es einfacher gewesen wäre, den Mann zu finden, hätte Faith sich nicht so viele Gedanken über ihn machen müssen. Zeugen belogen die Polizei die ganze Zeit. Sie nannten falsche Namen, falsche Telefonnummern, falsche Details. Das kam so häufig vor, dass Faith sich kaum ärgerte, wenn es passierte. Doch Jake Berman war eine andere Geschichte. Jeder Mensch hinterließ eine Datenspur. Man konnte sich alte Telefonunterlagen oder frühere Adressen besorgen, und ziemlich schnell schaute man dem Zeugen ins Gesicht und tat so, als hätte man nicht einen halben Tag vergeudet, um ihn zu finden.

Von Jake Berman gab es keine Datenspur. Im letzten Jahr hatte er nicht einmal eine Steuererklärung abgegeben. Zumindest nicht unter dem Namen Jake Berman – was gleich wieder das Gespenst von Pauline McGhees Bruder auf den Plan rief. Vielleicht hatte Jake Berman seinen Namen ebenso geändert wie Pauline Seward. Vielleicht hatte Faith noch in der Nacht, als alles anfing, dem Mörder in der Cafeteria des Grady Hospital gegenübergesessen.

Vielleicht war Jake Berman nur ein Steuerflüchtling, der nie Kreditkarten oder Handys benutzte, und Pauline McGhee hatte ihr altes Leben hinter sich gelassen, weil das Frauen eben manchmal machten – sie gingen einfach weg.

Allmählich begriff Faith, dass diese Möglichkeit auch ihre Vorzüge hatte.

Zwischendurch hatte Will Beulah, Edna und Wallace O’Connor in Tennessee angerufen. Max hatte nicht gelogen, was den betagten Vater anging. Der Mann war in einem Pflegeheim, und aus Wills Teil der Unterhaltung schloss Faith, dass sein Verstand nicht mehr der klarste war. Die Schwestern waren gesprächig und gaben sich offensichtlich

Mühe zu helfen, aber sie hatten einfach keine weiteren Details über die weiße Limousine zu bieten, die sie nur wenige Meilen vom Unfallort entfernt über die Straße hatten rasen sehen, außer dem Hinweis, das Auto hätte Schlamm auf der Stoßstange gehabt.
Die Suche nach Rick Sigler, Jake Bermans heimliches Objekt der Begierde auf der Fahrt über die Route 316, war nur minimal produktiver gewesen. Faith hatte ihn angerufen, und der Mann hatte geklungen, als würde er gleich einen Herzinfarkt bekommen, kaum dass sie sich identifiziert hatte. Rick war in seinem Krankenwagen und brachte einen Patienten ins Krankenhaus, und danach standen noch zwei weitere Fahrten auf seinem Dienstplan. Faith und Will wollten ihn am nächsten Morgen um acht Uhr nach Ende seiner Schicht treffen.
Faith starrte ihren Laptop an. Sie wusste, sie sollte einen Bericht über das alles schreiben, damit Amanda die Informationen hatte, auch wenn ihre Chefin offensichtlich in der Lage war, Dinge selbst herauszufinden. Dennoch machte Faith sich an die Arbeit. Sie zog den Computer zu sich, öffnete ihn und drückte auf die Leertaste.
Doch anstatt in ihr E-Mail-Programm zu gehen, startete sie ihren Browser. Faiths Finger zögerten kurz über den Tasten, doch dann bewegten sie sich wie von selbst: SARA LINTON GRANT COUNTY GEORGIA.
Firefox lieferte fast dreitausend Treffer. Faith klickte den ersten Link an, und der brachte sie zu einer Seite über pädiatrische Medizin, auf der man ein Passwort brauchte, um Zugang zu Saras Aufsatz über Ventrikelseptumdefekte bei unterernährten Kleinkindern zu erhalten. Der zweite Link führte zu etwas ähnlich Fesselndem, und Faith blätterte zum Ende der Trefferliste, wo sie einen Artikel über eine Schießerei in einer Bar in Buckhead fand, deren Opfer Sara als Diensthabende im Grady behandelt hatte.
Faith merkte, dass sie die Sache falsch anging. Eine allgemeine Suche war ganz okay, aber auch die Zeitungsartikel erzählten meistens nur die halbe Geschichte. Kam ein Polizeibeamter gewaltsam zu Tode, wurde immer das GBI gerufen. Über die interne Datenbank der Agentur erhielt Faith Zugang zu den tatsächlichen Fallakten. Sie öffnete das Programm und startete eine allgemeine Suche. Wieder tauchte Saras Name unzählige Male auf, in jedem Fall, bei dem sie in ihrer Funktion als

Coroner vor Gericht ausgesagt hatte. Faith engte die Suche ein, indem sie Expertengutachten ausschloss.
Nun kamen nur noch zwei Treffer. Der Erste war ein Fall sexueller Nötigung, der mehr als zwanzig Jahre alt war. Wie bei den meisten Browsern gab es auch hier eine kurze Beschreibung unterhalb des Links; wenige Textzeilen gaben einem eine ungefähre Vorstellung davon, worum es in dem Fall ging. Faith überflog die Kurzbeschreibung, bewegte die Maus, ohne zu klicken. Wills Worte kamen ihr wieder in den Sinn, sein tapferes Eintreten für Sara Lintons Privatsphäre. Vielleicht hatte er doch nicht ganz unrecht.
Faith klickte den zweiten Link an und öffnete damit die Falldatei zu Jeffrey Tolliver. Hier ging es um einen Mord an einem Polizisten. Die Berichte waren umfangreich und detailliert, Texte, wie man sie eben schrieb, wenn man ganz sichergehen wollte, dass jedes Wort in einem Kreuzverhör vor Gericht Bestand hatte. Faith erfuhr etwas über den Hintergrund des Mannes, seine Jahre im Dienst der Justiz. Es gab Hyperlinks zu Fällen, die er bearbeitet hatte, einige kannte sie aus den Medien, andere aus Gesprächen zwischen Kollegen im Bereitschaftssaal. Sie blätterte durch Seite um Seite, las über Tollivers Leben und schloss aus der respektvollen Art, mit der die Leute ihn beschrieben, auf seinen Charakter. Faith hörte erst auf, als sie zu den Tatortfotos kam. Tolliver war von einer primitiven Rohrbombe getötet worden. Sara hatte direkt daneben gestanden, hatte alles mitbekommen, hatte ihn sterben sehen. Faith musste sich überwinden, um die Autopsieberichte zu öffnen. Die Fotos waren schockierend, die Verstümmelungen entsetzlich. Irgendwie waren da Fotos vom Tatort mit hineingeraten: Sara mit ausgestreckten Händen, damit die Kamera das Muster der Blutspritzer dokumentieren konnte. Saras Gesicht in Großaufnahme, der Mund verschmiert mit dunklem Blut, die Augen so leer und leblos wie die ihres Gatten auf den Fotos aus der Leichenhalle.
In allen Akten war der Fall als noch offen gekennzeichnet. Nirgendwo wurde eine Lösung erwähnt. Keine Verhaftung. Keine Verurteilung. Merkwürdig bei einem Polizistenmord. Was hatte Amanda über das Coastal gesagt?
Faith öffnete ein neues Browserfenster. Das GBI war verantwortlich für die Ermittlungen in allen Todesfällen, die sich in staatlichem Eigentum

ereigneten. Sie startete eine Suche nach Todesfällen im Coastal State Prison in den letzten vier Jahren. Es waren insgesamt sechzehn. Drei waren Morde – ein weißer Rassist, der im Aufenthaltsraum zu Tode geprügelt worden war, und zwei Afroamerikaner, auf die man mit dem angespitzten Ende einer Plastikzahnbürste insgesamt fast zweihundertmal eingestochen hatte. Faith überflog die anderen dreizehn Fälle: acht Selbstmorde, fünf natürliche Ursachen. Sie dachte an Amandas Bemerkung zu Sara Linton: Wir kümmern uns um unsere Leute.

Gefängniswächter nannten es »einen Insassen zu Jesus begnadigen«. Der Tod würde leise, unspektakulär und völlig glaubwürdig sein müssen. Ein Polizist wusste natürlich, wie er seine Spuren verwischte. Faith vermutete, dass einer der Überdosen oder Selbstmorde Tollivers Mörder war – ein trauriger, erbärmlicher Tod, aber dennoch Gerechtigkeit. Sie spürte eine Leichtigkeit in der Brust, Erleichterung darüber, dass der Mann bestraft, dass der Witwe eines Polizisten ein langwieriges Verfahren erspart worden war.

Faith schloss die Akten, klickte jede einzeln weg und startete dann noch einmal Firefox. Sie gab Jeffrey Tollivers Namen hinter Sara Lintons ein. Es kamen Artikel aus der Lokalzeitung. Der *Grant Observer* war nicht gerade ein Kandidat für den Pulitzer-Preis. Auf der Titelseite fand sich das tägliche Kantinenmenü der Grundschule, und die größten Geschichten schienen sich um die Erfolge des Highschool-Football-Teams zu ranken. Es gab ein Foto von ihm mit Sara bei irgendeinem offiziellen Anlass. Er trug Smoking. Sie ein eng anliegendes, schwarzes Kleid. Neben ihm sah sie strahlend aus, ein ganz anderer Mensch. Merkwürdig war bei diesem Foto, dass Faith ein schlechtes Gewissen wegen ihrer heimlichen Schnüffelei in Sara Lintons Leben bekam. Auf diesem Foto sah die Ärztin so verdammt glücklich aus, als wäre alles in ihrem Leben komplett. Faith schaute sich das Datum an. Das Foto war zwei Wochen vor Tollivers Tod aufgenommen worden.

Nach dieser letzten Erkenntnis klappte Faith den Laptop zu. Sie war traurig und ärgerte sich über sich selbst. Wenigstens in dieser Hinsicht hatte Will recht – sie hätte nicht schnüffeln dürfen.

Als Strafe für ihre Sünden holte sie ihr Messgerät heraus. Ihr Blutzucker

war eher hoch, und sie musste einen Augenblick überlegen, was sie jetzt tun sollte. Noch eine Nadel, noch ein Schuss. Sie schaute in ihre Tasche. Sie hatte nur noch drei Insulin-Pens übrig und keinen Termin mit Delia Wallace vereinbart, wie sie versprochen hatte.

Faith zog ihren Rock bis über den Oberschenkel hoch. Den Einstich von der Injektion, die sie sich gegen Mittag in der Toilette verpasst hatte, konnte sie noch immer sehen. Eine kleine Verfärbung umgab die Stelle, und Faith beschloss, ihr Glück lieber am anderen Bein zu versuchen. Ihre Hand zitterte nicht so sehr wie sonst, und sie musste nur bis sechsundzwanzig zählen, bis sie sich die Nadel ins Fleisch stoßen konnte. Sie lehnte sich auf dem Stuhl zurück und wartete, dass es ihr besser ging. Mindestens eine Minute verstrich, und Faith fühlte sich schlechter.

Morgen, dachte sie. Gleich als Erstes in der Früh würde sie einen Termin mit Delia Wallace vereinbaren.

Im Aufstehen schob sie sich den Rock wieder hinunter. In der Küche herrschte Chaos, im Spülbecken stapelte sich das Geschirr, der Mülleimer quoll über. Faith war nicht von Natur aus ordentlich, aber ihre Küche war im Allgemeinen makellos. Sie war zu vielen Mordtatorten gerufen worden, wo Frauen auf dem Boden ihrer schmutzigen Küchen gelegen hatten. Der Anblick löste bei Faith immer das Gefühl aus, die Frau hätte es verdient, von ihrem Freund zu Tode geprügelt, von einem Fremden erschossen zu werden, weil sie das schmutzige Geschirr im Spülbecken hatte stehen lassen.

Sie fragte sich, was Will dachte, wenn er zu einem Tatort kam. Sie hatte mit dem Mann schon unzählige Leichen gesehen, aber sein Gesicht war immer unergründlich. Will hatte seine Karriere in der Strafverfolgung beim GBI begonnen. Er hatte nie Uniform getragen, war nie wegen eines verdächtigen Geruchs gerufen worden und hatte dann eine Frau tot auf ihrer Couch gefunden, hatte nie als Streifenpolizist gearbeitet und Raser angehalten, von denen er nicht wusste, ob es nur dumme Teenager hinter dem Steuer waren oder Gangster, die ihm eher eine Waffe ins Gesicht halten und abdrücken würden, als Strafpunkte zu kassieren.

Er war einfach so verdammt *passiv.* Faith verstand es nicht. Trotz seines Auftretens war Will ein großer, kräftiger Mann. Er joggte jeden Tag, ob Regen oder Sonnenschein. Er trainierte mit Gewichten. Offensichtlich

hatte er in seinem Garten einen Teich ausgehoben. Unter diesen Anzügen, die er trug, versteckten sich so viele Muskeln, dass sein Körper auch aus Fels gemeißelt sein könnte. Und doch hatte er am Nachmittag, Faiths Handtasche auf dem Schoß, einfach nur dagesessen und Max Galloway quasi um Informationen angebettelt. Wäre Faith an seiner Stelle gewesen, hätte sie den Idioten an die Wand gedrückt und ihm seine Hoden gequetscht, bis er alles, was er wusste, im Sopran gesungen hätte.

Aber sie war nicht Will, und Will würde so etwas nie tun. Stattdessen gab er Galloway die Hand und dankte ihm für eine professionelle Selbstverständlichkeit wie ein riesiger, einfältiger Trottel.

Sie suchte in dem Schränkchen unter dem Becken nach dem Spülmittel, fand aber nur eine leere Flasche. Sie ließ sie im Schrank stehen und ging zum Kühlschrank, um das Mittel auf die Einkaufsliste zu schreiben. Faith hatte schon drei Buchstaben geschrieben, als sie merkte, dass sie es bereits notiert hatte.

»Verdammt«, flüsterte sie und legte ihre Hand an den Bauch. Wie sollte sie sich um ein Kind kümmern, wenn sie sich nicht einmal um sich selbst kümmern konnte? Sie liebte Jeremy, vergötterte alles an ihm, aber Faith hatte achtzehn Jahre gewartet, bis ihr Leben anfing, und jetzt standen ihr noch einmal achtzehn Jahre Wartezeit bevor. Sie wäre dann über fünfzig und hätte beinahe schon Anspruch auf einen Seniorenpass.

Wollte sie das? Würde sie es tatsächlich schaffen? Faith konnte ihre Mutter nicht noch einmal bitten, ihr zu helfen. Evelyn liebte Jeremy, und sie hatte sich nie beschwert, wenn sie sich um ihren Enkel kümmern musste – nicht, als Faith auf der Polizeiakademie war oder wenn sie Doppelschichten arbeiten musste, um über die Runden zu kommen –, aber Faith konnte von ihrer Mutter unmöglich erwarten, dass sie ihr noch einmal auf die gleiche Art half.

Aber wen hatte sie denn sonst noch?

Mit Sicherheit nicht den Vater des Babys. Victor Martinez war groß, dunkel, attraktiv … und völlig unfähig, sich um sich selbst zu kümmern. Er war ein Dekan an der Georgia Tech, verantwortlich für beinahe zwanzigtausend Studenten, aber er schaffte es nicht, seine Wäsche in Ordnung zu halten. Sechs Monate waren sie miteinander gegangen, bevor er in Faiths Haus gezogen war, was ihr romantisch und

leidenschaftlich vorgekommen war, bis die Realität begann. Schon nach kaum einer Woche wusch Faith Victors Wäsche, holte seine Anzüge von der Reinigung ab, kochte für ihn, räumte hinter ihm her. Es war, als würde sie Jeremy noch einmal aufziehen, außer dass sie Victor nicht wie ihren Sohn für seine Faulheit bestrafen konnte. Der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen gebracht hatte, war der Abend gewesen, als Faith eben die Spüle geputzt und Victor ein Messer voller Erdnussbutter einfach aufs Abtropfblech geworfen hatte. Wenn Faith damals ihre Waffe getragen hätte, hätte sie ihn erschossen.
Am nächsten Morgen zog er aus.
Trotz alledem konnte Faith nicht anders, sie dachte mit Rührung an Victor, als sie die Kordel des Müllsacks in die Hand nahm. Das war der eine, gute Unterschied zwischen ihrem Sohn und ihrem Exgeliebten: Victor hatte man nie sechsmal sagen müssen, den Müll rauszubringen. Das war eine der Arbeiten, die Faith am meisten hasste, und – lächerlicherweise – spürte sie Tränen in ihren Augen, als sie daran dachte, dass sie den Sack hochheben, die Treppen hinunter und nach draußen zur Tonne schleppen musste.
Es klopfte an der Tür, drei scharfe Schläge, gefolgt vom Klingeln der Glocke.
Im Gang wischte Faith sich die Augen ab, ihre Wangen waren so nass, dass sie ihren Ärmel benutzen musste. Sie hatte noch immer die Waffe an der Hüfte, deshalb schaute sie erst gar nicht durch das Guckloch.
»Das ist doch mal was anderes«, sagte Sam Lawson zu ihr.
»Normalerweise weinen Frauen, wenn ich gehe, nicht wenn ich komme.«
»Was willst du, Sam? Es ist spät.«
»Bittest du mich hinein?« Er wackelte mit den Augenbrauen. »Du weißt, dass du es willst.«
Faith war zu müde zum Streiten, deshalb drehte sie sich um und ging ihm voraus in die Küche. Sam Lawson war ein Juckreiz, den sie eigentlich seit Jahren kratzen müsste, aber jetzt konnte sie sich nicht mehr erinnern, warum sie sich überhaupt mit ihm eingelassen hatte. Er trank zu viel. Er war verheiratet. Er mochte Kinder nicht. Er kam ab und zu gerade recht, und er wusste, wie man einen Abgang machte, was für Faith bedeutete, dass er ging, kurz nachdem er seinen Zweck erfüllt

hatte.
Okay, jetzt wusste sie wieder, warum sie sich mit ihm eingelassen hatte.
Sam nahm einen Kaugummi aus dem Mund und warf ihn in den Müllsack. »Gut, dass ich dich heute gesehen habe. Ich muss dir etwas sagen.«
Faith machte sich auf schlechte Nachrichten gefasst. »Okay.«
»Ich bin inzwischen clean. Fast ein Jahr.«
»Bist du hier, um Abbitte zu leisten?«
Er lachte. »O Mann, Faith! Du bist so ziemlich der einzige Mensch in meinem Leben, den ich nicht beschissen habe.«
»Nur, weil ich dich rausgeworfen habe, bevor du es tun konntest.« Faith zog die Kordel des Sacks zusammen und band sie zu.
»Der Sack wird reißen.«
Das Plastik platzte in dem Augenblick, als er es sagte.
»Scheiße«, murmelte sie.
»Soll ich …«
»Ich schaff das schon.«
Sam lehnte sich an die Anrichte. »Ich liebe es, einer Frau bei manueller Arbeit zuzusehen.«
Sie warf ihm einen vernichtenden Blick zu.
Er grinste. »Ich habe gehört, du hast heute in Rockdale einigen die Köpfe gewaschen.«
Faith fluchte leise, denn ihr fiel wieder ein, dass Max Galloway ihnen die ursprünglichen Tatortberichte noch immer nicht gegeben hatte. Sie war so wütend gewesen, dass sie vergessen hatte, sie mitzunehmen, und es fiel ihr nicht im Traum ein, dem Mann einfach so zu glauben, dass alles relativ gewöhnlich gewesen sei.
»Faith?«
Sie fertigte ihn mit dem Standardsatz ab. »Die Polizei von Rockdale zeigt sich bei unserer Ermittlung sehr kooperationsbereit.«
»Es ist die Schwester, um die ihr euch Sorgen machen solltet. Hast du die Nachrichten gesehen? Joelyn Zabel sagt jedem, der es hören will, dein Partner ist schuld, dass ihre Schwester starb.«
Das nagte mehr an ihr, als sie zugeben wollte. »Schau dir den Autopsiebericht an.«
»Habe ich bereits«, sagte er. Faith nahm an, dass Amanda eine

Zusammenfassung des Berichts einigen ausgewählten Leuten hatte zukommen lassen, um die Nachricht so schnell wie möglich zu verbreiten. »Jacquelyn Zabel hat sich selbst getötet.«
»Hast du das der Schwester gesagt?«, fragte Faith.
»Die Wahrheit interessiert sie nicht.«
Faith schaute ihn scharf an. »Die interessiert die meisten nicht.«
Er zuckte die Achseln. »Von mir hat sie bekommen, was sie wollte. Jetzt ist sie weitergezogen zum Fernsehen.«
»Der *Atlanta Beacon* ist ihr wohl nicht groß genug, was?«
»Warum bist du so gemein zu mir?«
»Ich mag deinen Job nicht.«
»Nach deinem bin ich auch nicht gerade verrückt.« Er ging zum Spülschrank und holte die Schachtel mit den Mülltüten heraus. »Zieh einen neuen Sack über den alten.«
Faith zog einen Sack heraus, hielt das weiße Plastik in den Händen und versuchte, nicht daran zu denken, was Pete bei der Autopsie gefunden hatte.
Sam merkte nichts davon, als er die Schachtel zurückstellte. »Was ist denn eigentlich mit diesem Kerl? Trent, meine ich.«
»Alle diesbezüglichen Anfragen sollten an die Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit gehen.«
Sam hatte noch nie ein Nein als Antwort akzeptiert. »Francis hat versucht, mir zu stecken, dass Trent heute von Galloway ziemlich zum Narren gehalten wurde. Ließ es klingen, als wäre Trent ein ziemlicher Trottel.«
Faith machte sich plötzlich keine Gedanken mehr um den Müll. »Wer ist Francis?«
»Fierro.«
Faith amüsierte sich wie ein Kind über den mädchenhaften Namen.
»Und du hast jedes Wort gedruckt, das dieses Arschloch von sich gegeben hat, ohne mit jemandem darüber zu reden, der dir die Wahrheit sagen könnte?«
Sam lehnte sich an die Anrichte. »Jetzt mach mal halblang, Baby. Ich erledige doch nur meinen Job.«
»Darfst du bei den AA auch mit Ausreden kommen?«
»Ich habe die Nierenmörder-Sache nicht gebracht.«

»Aber nur, weil sie sich als falsch erwies, bevor ihr in Druck gegangen seid.«
Er lachte. »Du hast dich von mir noch nie auf den Arm nehmen lassen.« Er sah zu, wie sie den alten Sack in einen neuen bugsierte. »O Gott, du hast mir gefehlt.«
Faith warf ihm einen scharfen Blick zu, aber sie spürte, wie sie trotz bester Absichten auf seine Worte reagierte. Vor ein paar Jahren war Sam ihr Rettungsboot gewesen – verfügbar, wenn sie ihn brauchte, aber nicht so präsent, dass sie sich erdrückt fühlte.
Er sagte: »Ich habe kein Wort über deinen Partner gedruckt.«
»Danke.«
»Was ist da eigentlich los in Rockdale? Die haben es ja wirklich auf euch abgesehen.«
»Denen ist es wichtiger, uns eins auszuwischen, als denjenigen zu finden, der diese Frauen entführt hat.« Faith dachte gar nicht erst darüber nach, dass sie wiederholte, was Will gesagt hatte. »Sam, es ist schlimm. Ich habe eine von ihnen gesehen. Der Mörder – wer er auch ist …« Ihr wurde beinahe zu spät bewusst, mit wem sie gerade sprach.
»Inoffiziell«, sagte er.
»Nichts ist je inoffiziell.«
»Natürlich ist es das.«
Faith wusste, dass er recht hatte. Sie hatte Sam in der Vergangenheit Geheimnisse erzählt, die er nie weitergegeben hatte. Geheimnisse über Fälle. Geheimnisse über ihre Mutter, eine gute Polizistin, die man in die Rente gezwungen hatte, weil man einige ihrer Detectives überführt hatte, bei Drogenrazzien abzusahnen. Sam hatte nie etwas gedruckt, was Faith ihm erzählt hatte, und sie sollte ihm auch jetzt trauen. Nur konnte sie es nicht. Es ging nicht mehr nur um sie. Will war betroffen. Auch wenn sie ihren Partner im Augenblick hasste, weil er so ein Leisetreter war, würde sie sich lieber umbringen, als ihn weiterer Schnüffelei auszusetzen.
Sam fragte: »Was ist los mit dir, Baby?«
Faith schaute auf den zerrissenen Müllsack hinunter, denn sie wusste, wenn sie hochschaute, würde er in ihrem Gesicht alles lesen können. Sie erinnerte sich an den Tag, an dem sie erfahren hatte, dass man ihre Mutter in den Ruhestand zwang. Evelyn hatte keinen Trost gewollt. Sie hatte allein sein wollen. Faith war es genauso gegangen, bis Sam

auftauchte. Er hatte sich in ihr Haus gequasselt, so wie er es heute Abend getan hatte. Als sie dann seine Arme um sich spürte, war sie zusammengebrochen und hatte in seinen Armen geweint wie ein Kind.
»Babe?«
Sie zog den neuen Müllsack auseinander. »Ich bin müde, ich bin gereizt, und du scheinst nicht zu begreifen, dass du von mir keine Geschichte bekommst.«
»Ich will keine Geschichte.« Sein Ton hatte sich verändert. Sie schaute ihn an und sah überrascht das Lächeln, das seine Lippen umspielte. »Du siehst …«
Sofort schossen Faith einige Vorschläge durch den Kopf: *aufgequollen, verschwitzt, grauenhaft fett.*
»… wunderschön aus«, sagte er, was sie beide überraschte. Sam war noch nie jemand gewesen, der Komplimente machte, und Faith war auf jeden Fall nicht daran gewöhnt, welche zu bekommen.
Er stieß sich von der Anrichte ab und trat auf sie zu. »Irgendwas an dir ist anders.« Er berührte ihren Arm, und als sie die raue Haut seiner Handfläche spürte, schoss ihr Hitze durch den Körper. »Du siehst einfach so …« Er war jetzt sehr nahe und starrte ihre Lippen an, als wollte er sie küssen.
»Oh«, sagte Faith, und dann: »Nein, Sam.« Sie wich vor ihm zurück. Sie hatte das auch bei ihrer ersten Schwangerschaft erlebt – dass Männer ihr Avancen machten, ihr sagten, wie schön sie sei. Obwohl ihr Bauch so dick war, dass sie sich nicht bücken konnte, um die Schuhe zu binden. Es mussten die Hormone oder Pheromone oder sonst etwas sein. Im Alter von vierzehn Jahren war es unappetitlich gewesen, mit dreiunddreißig Jahren war es einfach nur noch ärgerlich. »Ich bin schwanger.«
Die Wörter hingen zwischen ihnen wie ein Bleiballon. Faith wurde bewusst, dass sie sie zum allerersten Mal laut ausgesprochen hatte.
Sam versuchte, einen Witz daraus zu machen. »Mann, ich musste dazu nicht mal die Hose ausziehen.«
»Ich meine es ernst.« Dann sagte sie es noch einmal: »Ich bin schwanger.«
»Ist es …« Er schien nicht so recht zu wissen, was er sagen sollte. »Der Vater?«
Sie dachte an Victor, seine schmutzigen Socken in ihrem Wäschekorb.

»Er weiß nichts davon.«
»Du solltest es ihm sagen. Er hat ein Recht, es zu wissen.«
»Seit wann bist du Richter für Beziehungsethik?«
»Seit ich herausgefunden habe, dass meine Frau eine Abtreibung machen ließ, ohne es mir zu sagen.« Er beugte sich zu ihr, legte ihr wieder die Hände auf die Arme. »Gretchen meinte, ich könnte nicht damit umgehen.« Er zuckte die Achseln, ließ aber die Hände auf ihren Armen liegen. »Wahrscheinlich hatte sie recht, aber trotzdem.«
Faith biss sich auf die Zunge. Natürlich hatte Gretchen recht. Sogar ein Dingo wäre ein besserer Vater für das Baby gewesen. Sie fragte:
»Passierte das, als wir was miteinander hatten?«
»Danach.« Er senkte den Kopf, sah seine Hand, die ihren Arm streichelte, seine Finger, die am Ausschnitt ihrer Bluse entlangfuhren.
»Ich war noch nicht ganz unten angekommen.«
»Du warst ja wohl nicht gerade in der besten Position, um das zu entscheiden.«
»Wir versuchen noch immer, miteinander zurechtzukommen.«
»Ist das der Grund, warum du hier bist?«
Er drückte seine Lippen auf die ihren. Sie spürte das raue Kratzen seines Barts, schmeckte den Zimtkaugummi, den er eben noch gekaut hatte. Er hob sie auf die Anrichte, seine Zunge fand die ihre. Es war nicht unangenehm, und als seine Hände ihre Schenkel entlangwanderten, ihren Rock hochschoben, stoppte Faith ihn nicht. Genau genommen half sie ihm sogar, und rückblickend betrachtet hätte sie es nicht tun sollen, weil dadurch die Sache viel schneller zum Ende kam, als es hätte sein müssen.
»Tut mir leid.« Leicht außer Atem schüttelte Sam den Kopf. »Ich wollte nicht – ich wollte nur …«
Faith war es egal. Auch wenn ihr Verstand Sam im Lauf der Jahre aus ihrem Bewusstsein verdrängt hatte, schien sich ihr Körper an jeden Teil von ihm zu erinnern. Es fühlte sich so verdammt gut an, seine Arme wieder um sich zu spüren, die Nähe eines Menschen zu spüren, der über ihre Familie und ihren Job und ihre Vergangenheit Bescheid wusste – auch wenn dieser Mensch ihr im Augenblick wenig nützte. Sie küsste ihn sehr sanft auf den Mund, sehr sanft und mit keiner anderen Bedeutung als der, sich wieder verbunden zu fühlen. »Ist schon okay.«

Sam zog sich zurück. Er war zu verlegen, um zu erkennen, dass es unwichtig war.
»Sammy …«
»Ich bin noch immer nicht so ganz daran gewöhnt, nüchtern zu sein.«
»Es ist okay«, sagte sie und versuchte, ihn noch einmal zu küssen.
Er wich noch mehr zurück und schaute ihr über die Schulter anstatt in die Augen. »Willst du, dass ich …« Er zeigte mit halbherziger Geste auf ihren Schoß.
Faith seufzte tief. Warum waren die Männer in ihrem Leben immer so eine Enttäuschung? Sie hatte doch bei Gott keine hohen Ansprüche.
Er schaute auf die Uhr. »Gretchen wartet wahrscheinlich auf mich. Habe in letzter Zeit ziemlich viele Überstunden gemacht.«
Faith gab es auf und stützte den Kopf an den Hängeschrank hinter ihr. Aber etwas könnte sie aus dieser Situation doch herausschlagen. »Hättest du was dagegen, den Abfall mitzunehmen, wenn du gehst?«

12. Kapitel

Verdammte Scheiße«, flüsterte Pauline und wunderte sich, warum sie nicht aus Leibeskräften schrie. »Verdammte Scheiße!«, brüllte sie dann, doch ihre Stimme brach. Sie schüttelte die Handschellen an ihren Handgelenken, zerrte an ihnen, obwohl sie wusste, dass es sinnlos war. Sie war wie ein verdammter Gefangener in einer Zelle, die Hände gefesselt, die Handschellen an einem Ledergürtel verzurrt, sodass sie, auch wenn sie sich zu einem Ball zusammenrollte, mit den Fingerspitzen kaum ihr Kinn berühren konnte. Ihre Füße waren angekettet, die dicken Glieder rasselten bei jedem Schritt, den sie machte. Sie hatte genug Yoga gemacht, um die Füße bis an den Kopf zu bringen, aber was nützte ihr das? Was brachte ihr die Halasana-Stellung, wenn ihr Leben in Gefahr war?

Die Augenbinde machte alles noch schlimmer, obwohl sie es geschafft hatte, sie ein bisschen nach oben zu schieben, indem sie ihr Gesicht an den rauen Betonblöcken der einen Wand gerieben hatte. Die Binde war eng. Millimeter um Millimeter wanderte sie nach oben, doch dabei wurde ihr auch die Haut an der Wange abgeschürft. Es war kein Unterschied, ob sie den Blick direkt auf das Innere des Stoffstreifens richtete oder unten hindurchspähte, aber Pauline hatte das Gefühl, etwas erreicht zu haben, besser vorbereitet zu sein, wenn diese Tür aufging und sie unter der Binde einen winzigen Lichtstreifen sah.

Im Augenblick herrschte Dunkelheit. Das war alles, was sie sah. Keine Fenster, kein Licht, keine Möglichkeit, den Zeitverlauf abzuschätzen. Wenn sie darüber nachdenken würde, dass sie nichts sah, dass sie nicht wusste, ob sie beobachtet oder gefilmt oder noch Schlimmeres wurde, dann würde sie den Verstand verlieren. Zum Teufel, sie verlor ihn ja so schon beinahe. Sie war triefnass, Schweiß drang ihr aus allen Poren, lief ihr über die Stirn und kitzelte sie an der Nase. Es war zum Verrücktwerden, und diese verdammte Dunkelheit machte alles nur noch schlimmer.

Felix mochte die Dunkelheit. Er mochte es, wenn sie sich zu ihm ins Bett legte, ihn in den Arm nahm und ihm Geschichten erzählte. Vielleicht

hatte sie ihn als Baby zu sehr verhätschelt. Sie hatte ihn nie aus den Augen gelassen. Sie hatte Angst, dass jemand ihn ihr wegnahm, dass jemand erkannte, dass sie eigentlich keine Mutter sein sollte, dass sie nicht fähig war, ein Kind so zu lieben, wie ein Kind geliebt werden sollte. Aber sie tat es. Sie liebte ihren Jungen. Sie liebte ihn so sehr, dass der Gedanke an ihn das Einzige war, was sie davon abhielt, sich zu einem Ball zusammenzurollen, die Fußkette um den Hals zu wickeln und sich umzubringen.

»Hilfe!«, schrie sie, obwohl sie wusste, dass es sinnlos war. Wenn der Entführer befürchtete, man könnte sie hören, hätte er sie geknebelt. Schon vor Stunden war sie den Raum abgeschritten und hatte die Größe auf sieben mal fünf Meter geschätzt. Eine Schlackesteinwand auf einer Seite, Gipsplatten auf den anderen, mit einer Metalltür, die von außen verriegelt wurde. Vinylmatratze in einer Ecke. Ein Toiletteneimer mit Deckel. Der Beton war kalt unter ihren nackten Füßen. Aus dem angrenzenden Raum war ein Brummen zu hören, ein Heißwasserboiler, irgendetwas Mechanisches. Sie war unter der Erde, was ihr das Gefühl gab, die Haut würde sich von ihrem Körper schälen. Sie hasste es, unter der Erde zu sein. Sie parkte nicht einmal in einer verdammten Tiefgarage, so sehr hasste sie es.

Sie blieb stehen und schloss die Augen. Niemand in der Agentur parkte auf ihrem Stellplatz. Er war direkt neben der Tür. Manchmal ging sie kurz hinaus, um Luft zu schnappen, stand dann an der Einfahrt zur Garage und schaute nach, ob er auch leer war. Sie konnte das Schild von der Straße aus sehen. PAULINE McGHEE. O Mann, dieser Kampf mit der Schilderfirma um das klein geschriebene »c«. Die Sache hatte jemanden den Job gekostet, was ganz okay war, denn offensichtlich hatte derjenige es nicht richtig machen können.

Wenn jemand auf ihrem Platz parkte, rief sie den Wachmann und ließ das Arschloch abschleppen. Porsche, Bentley, Mercedes – Pauline war es egal. Sie hatte diesen verdammten Platz verdient. Auch wenn sie ihn nicht nutzte, ein anderer bekam ihn auf gar keinen Fall.

»Lass mich hier raus!«, schrie sie, zerrte an ihren Ketten und versuchte, sich den Gürtel abzureißen. Er war dick, ein Ledergürtel, wie ihr Bruder ihn in den Siebzigern getragen hatte. Zwei Reihen Löcher, zwei Dorne in der Schnalle. Das Metall fühlte sich an wie Wachs, und die Dorne waren

an den Schnallenrahmen geschweißt. Sie konnte sich nicht erinnern, wann das passiert war, aber sie wusste, wie sich ein verdammter verschweißter Gürtel anfühlte.
»Hilfe!«, schrie sie. »Hilfe!«
Nichts. Keine Hilfe. Keine Antwort. Der Gürtel schnitt ihr in die Haut, scheuerte an den Hüftknochen. Wenn sie nicht so verdammt fett wäre, könnte sie sich aus dem Ding einfach herauswinden.
Wasser, dachte sie. Wann hatte sie zum letzten Mal Wasser getrunken? Ohne Essen konnte man lang auskommen, manchmal sogar mehr als einen Monat, aber beim Wasser war das anders. Man schaffte es drei, vier Tage, bis es einen überfiel – die Krämpfe, das Verlangen. Die grässlichen Kopfschmerzen. Wann würde sie wieder Wasser bekommen? Oder wollte man sie verdursten lassen und dann tun, was immer man wollte, während sie nur dalag, hilflos wie ein Kind?
Kind?
Nein. Sie durfte nicht an Felix denken. Morgan würde ihn nehmen. Er würde nicht zulassen, dass ihrem Baby irgendwas passierte. Morgan war ein Mistkerl und ein Lügner, aber er würde sich um Felix kümmern, weil er eigentlich kein schlechter Mensch war. Pauline wusste, wie ein schlechter Mensch aussah, und Morgan Hollister war keiner.
Hinter sich hörte sie Schritte, draußen vor der Tür. Pauline blieb stehen und hielt den Atem an, damit sie besser hören konnte. Treppe – jemand kam die Treppe herunter. Sogar in der Dunkelheit spürte sie, wie die Wände auf sie einstürzten. Was war schlimmer: Hier unten allein zu sein, oder mit jemand anderem gefangen zu sein?
Denn sie wusste, was kam. Wusste es so sicher, wie sie die Details ihres eigenen Lebens kannte. Es war nie nur eine. Er wollte immer zwei: dunkle Haare, dunkle Augen, dunkle Herzen, die er brechen konnte. Er hatte sie getrennt gehalten, solange er es aushielt, aber jetzt wollte er die beiden zusammen. Eingesperrt wie zwei Tiere. Die sich gegenseitig bekämpften. Wie Tiere.
Der erste Dominostein würde bald fallen, dann der Rest einer nach dem anderen. Eine Frau allein, zwei Frauen allein, und dann …
Sie hörte ein Klappern, »Nein-nein-nein-nein«, und erkannte, dass die Wörter aus ihrem eigenen Mund kamen. Sie ging rückwärts zur Wand und drückte sich dagegen, ihre Knie zitterten so sehr, dass sie zu Boden

gefallen wäre, wenn die rauen Schlackesteinblöcke sie nicht gestützt hätten. Ihre Hände zitterten so sehr, dass die Handschellen klirrten.
»Nein«, wisperte sie, nur ein Wort, um sich wieder unter Kontrolle zu bekommen. Sie war eine Überlebenskünstlerin. Sie hatte nicht die letzten zwanzig Jahre ihres Lebens gelebt, um in einem verdammten unterirdischen Loch zu sterben.
Die Tür ging auf. Unter der Binde sah sie Licht aufblitzen.
Er sagte: »Hier ist deine Freundin.«
Sie hörte etwas auf den Boden fallen – ein Schwall muffig feuchter Luft, das Klirren von Ketten, dann Stille. Dann ertönte ein zweites, leiseres Geräusch; ein dumpfes Plumpsen, das durch den Raum hallte.
Die Tür ging zu. Das Licht war verschwunden. Ein pfeifendes Geräusch war zu hören, mühsames Atmen. Tastend fand Pauline den Körper. Lange Haare, Augenbinde, schmales Gesicht, kleine Brüste, die Hände vor dem Bauch in Handschellen. Das Pfeifen kam aus der gebrochenen Nase der Frau.
Keine Zeit, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Pauline kontrollierte die Taschen der Frau, versuchte, etwas zu finden, das sie hier hinausbringen konnte. Nichts. Nichts als eine andere Person, die Essen und Wasser wollen würde.
»Scheiße.« Pauline kauerte sich auf die Hacken und kämpfte gegen den Drang zu schreien an. Ihr Fuß traf etwas Hartes, und sie fing an zu tasten, weil sie sich an das zweite Plumpsen erinnerte.
Sie tastete über den dünnen Pappkarton, schätzte, dass er gut fünfzehn Zentimeter im Quadrat maß. Er hatte ein gewisses Gewicht – ein paar Pfund vielleicht. An einer Seite ertastete sie eine Perforationslinie, und sie drückte die Finger dagegen, um den Karton zu öffnen. Drinnen spürten ihre Finger etwas Glattes.
»Nein …«, hauchte sie.
Nicht schon wieder.
Sie schloss die Augen, spürte Tränen unter der Binde hervorquellen. Felix, ihre Arbeit, ihr Lexus, ihr Leben – das alles entglitt ihr, als sie die glatten Plastikmüllsäcke zwischen ihren Fingern spürte.

DRITTER TAG

13. Kapitel

Will hatte sich gezwungen, wie gewohnt um fünf Uhr aufzustehen. Er war joggen gewesen, danach hatte er geduscht. Er stand am Spülbecken in der Küche, sein Frühstücksmüsli weichte in der Schüssel, als Betty ihn an den Fußknöchel stupste, um ihn aus seiner Lethargie zu wecken.
Er fand Bettys Leine neben der Tür und bückte sich, um sie ihr am Halsband zu befestigen. Sie leckte ihm die Hand, und er strich ihr unwillkürlich über den Kopf. Alles an dem Chihuahua war peinlich. Sie war die Art von Hund, die ein junges Starlet in einem Ledertäschchen herumtragen würde. Und das Schlimmste war, sie war nur gute fünfzehn Zentimeter groß, und die einzige Leine in der Tierhandlung, die so lang war, dass Will Betty bequem führen konnte, war schreiend pink. Dass sie zu ihrem strassbesetzten Halsband passte, war etwas, auf das viele attraktive Frauen im Park Will hingewiesen hatten – bevor sie versuchten, ihn mit ihren Brüdern zu verkuppeln.
Betty war so eine Art Erbschaft, vor ein paar Jahren war sie von Wills Nachbarin ausgesetzt worden. Angie hatte den Hund vom ersten Augenblick an gehasst und Will für etwas gescholten, von dem sie beide wussten, dass es stimmte: Ein Mann, der in einem Waisenhaus groß geworden war, würde nie einen Hund in einem Teich ertränken, egal, wie lächerlich er sich vorkam, wenn er mit Betty auf die Straße ging.
Es gab noch beschämendere Aspekte seines Lebens mit dem Hund, von denen nicht einmal Angie wusste. Will hatte unregelmäßige Arbeitszeiten, und manchmal zu Beginn eines Falls hatte er kaum Zeit, nach Hause zu gehen und sein Hemd zu wechseln. Er hatte im hinteren Garten einen Teich für Betty gegraben, weil er glaubte, es wäre für sie ein netter Zeitvertreib, die Fische beim Schwimmen zu beobachten. Ein paar Tage lang hatte sie die Fische angebellt, doch dann hatte sie sich wieder auf die Couch gesetzt und die Stunden vertrödelt, bis Will nach Hause kam.
Er hatte beinahe den Verdacht, dass Betty mit ihm spielte und auf die Couch sprang, sobald sie seinen Schlüssel im Schloss hörte, und so tat, als hätte sie die ganze Zeit gewartet, obwohl sie den ganzen Tag durch

die Hundeklappe rein und raus gelaufen war, sich mit den Kois vergnügt und seine Musik gehört hatte.
Will klopfte seine Taschen ab, um zu kontrollieren, ob er Handy und Brieftasche bei sich hatte, und klemmte sich dann den Pistolenhalfter an den Gürtel. Er verließ das Haus und schloss die Tür hinter sich ab. Betty streckte den Schwanz in die Höhe und wedelte wie verrückt, als er mit ihr zum Park ging. Er schaute auf die Zeitanzeige seines Handys. In einer halben Stunde sollte er sich mit Faith in dem Café am anderen Ende des Parks treffen. Falls Faith je bemerkt hatte, dass das Café direkt neben einer Tagesstätte für Hunde mit dem Namen Sir Barks-A-Lot lag, war sie so taktvoll gewesen, es nicht zu erwähnen.
Sie gingen bei Rot über die Straße, und Will verlangsamte seine Schritte, damit er den Hund nicht überrannte, so wie er es tags zuvor mit Amanda gemacht hatte. Er wusste nicht, was ihm mehr Kopfzerbrechen bereitete – der Fall, bei dem sie kaum etwas hatten, worauf sie aufbauen konnten, oder die Tatsache, dass Faith offensichtlich wütend auf ihn war. Faith war bei Gott schon öfter wütend gewesen, aber in dieser speziellen Form der Wut schwang eine gewisse Enttäuschung mit.
Er hatte das Gefühl, dass sie ihn drängte, obwohl sie nie etwas sagte. Das Problem war, dass sie ein völlig anderer Typ Polizist war als Will. Er wusste seit Langem, dass seine weniger aggressive Herangehensweise an die Arbeit im Widerspruch zu ihrer stand, doch dieser Kontrast war kein Streitgrund, sondern eher etwas, das ihnen beiden zugutekam. Doch im Augenblick war er sich da nicht so sicher. Faith wollte, dass er einer der Polizisten war, die Will verachtete – einer, der erst die Fäuste schwang und sich dann über die Konsequenzen Gedanken machte. Will hasste diese Polizisten, hatte mehr als ein paar Fälle bearbeitet, bei denen er sie aus der Truppe hatte entfernen lassen. Man konnte nicht behaupten, dass man zu den Guten gehörte, wenn man sich genauso verhielt wie die Schlechten. Faith musste das doch wissen. Sie war in einer Polizistenfamilie aufgewachsen. Andererseits war ihre Mutter wegen vorschriftswidrigen Verhaltens aus der Truppe gedrängt worden, und so konnte es sein, das Faith es zwar wusste, es ihr aber egal war.
Will konnte diese Argumentation nicht akzeptieren. Faith war nicht nur eine gute Polizistin, sie war auch ein guter Mensch. Sie beharrte noch immer darauf, dass ihre Mutter unschuldig war, und glaubte noch immer,

dass es eine deutliche Trennlinie zwischen Gut und Böse, Richtig und Falsch gab. Will konnte ihr nicht einfach sagen, dass seine Art die beste war – das musste sie schon selbst erkennen.
Er war nie auf Streife gegangen wie Faith, aber er hatte bereits in vielen kleinen Gemeinden gearbeitet und auf die harte Art gelernt, dass man sich nicht mit den Kollegen vor Ort anlegte. Vom Gesetz her riefen die Chefs das GBI, nicht die Detectives und Streifenbeamten auf der Straße. Sie bearbeiteten unweigerlich ihre Fälle weiter, weil sie dachten, sie könnten sie allein lösen, und reagierten auf jede Einflussnahme von außen sehr gereizt. Es konnte durchaus passieren, dass man später etwas von ihnen brauchte, doch wenn man sie brüskierte und ihnen jede Chance nahm, ihr Gesicht zu wahren, dann würden sie einem die Arbeit aktiv sabotieren und sich nicht um die Konsequenzen scheren.
Der vorliegende Fall betraf das Rockdale County. Amanda hatte sich Lyle Peterson, den Polizeichef, bei der gemeinsamen Arbeit an einem anderen Fall zum Feind gemacht. Jetzt, da sie die Kooperation der Kollegen vor Ort brauchten, sabotierte Rockdale County in Gestalt von Max Galloway die Zusammenarbeit, der die schmale Trennlinie zwischen einfach nur ein Trottel und grob nachlässig zu sein immer wieder überschritt.
Faith musste begreifen, dass Polizisten nicht immer selbstlos handelten. Sie hatten Egos. Sie hatten Territorien. Sie waren wie Tiere, die ihr Revier markierten: Wenn man in ihr Gebiet eindrang, war es ihnen egal, ob die Leichen sich türmten. Für einige von ihnen war es nur ein Spiel, das sie gewinnen mussten, gleichgültig, wer dabei zu Schaden kam.
Als könnte Betty seine Gedanken lesen, blieb sie am Eingang des Piedmont Park stehen, um ihr Geschäft zu verrichten. Will wartete, kümmerte sich dann um ihre Hinterlassenschaft und warf den Beutel unterwegs in einen Abfallkorb. Jogger liefen in Horden durch den Park, einige mit Hunden, andere allein. Gegen die kühle Luft waren sie alle warm angezogen, doch Will sah an der Art, wie die Sonne den Nebel wegbrannte, dass es bis Mittag warm werden und sein Kragen am Hals scheuern würde.
Der Fall war vierundzwanzig Stunden alt, und er und Faith hatten einen vollen Tag vor sich – mit Rick Sigler sprechen, dem Sanitäter, der vor Ort gewesen war, als Anna von dem Auto angefahren wurde, Jake

Berman, Siglers Aufriss, aufspüren, dann Joelyn Zabel befragen, Jacquelyn Zabels schreckliche Schwester. Will wusste, er sollte keine voreiligen Schlüsse ziehen, aber er hatte die Frau gestern Abend überall im TV gesehen, sowohl in lokalen wie nationalen Sendern. Offensichtlich redete Joelyn gern. Und noch offensichtlicher verteilte sie gern Schuldzuweisungen. Will war dankbar, dass er gestern bei der Autopsie gewesen war, dass die Last von Jacquelyn Zabels Tod nicht mehr neben allen anderen Lasten auf seine Schultern drückte, denn sonst hätten die Worte der Schwester ihn geschmerzt wie tausend Messerstiche.
Er wollte Pauline McGhees Haus durchsuchen, aber dagegen würde Leo Donnelly wahrscheinlich protestieren. Dieses Problem musste doch irgendwie gelöst werden können, und wenn Will an diesem Tag etwas erreichen wollte, dann, einen Weg finden, Leo mit ins Boot zu holen.
Anstatt zu schlafen, hatte Will fast die ganze letzte Nacht über Pauline McGhee nachgedacht. Sobald er die Augen schloss, vermischten sich in seinem Kopf die Höhle und Pauline McGhee, sodass sie auf dieser Holzpritsche lag, festgebunden wie ein Tier, während Will nur hilflos dabeistand. Sie war schon einmal weggelaufen, vor zwanzig Jahren, aber jetzt hatte sie Wurzeln geschlagen. Felix war ein guter Junge. Seine Mutter würde ihn nie im Stich lassen.
Will kicherte in sich hinein. Vor allem er sollte doch wissen, dass Mütter ihre Kinder die ganze Zeit im Stich ließen.
»Na komm«, sagte er und zerrte an Bettys Leine, um sie von einer Taube wegzuziehen, die fast so groß war wie sie.
Er steckte die Hand in die Tasche, um sie zu wärmen, doch seine Gedanken blieben bei dem Fall. Will war nicht so dumm, die Mehrheit seiner Verhaftungen allein seinem eigenen Können zuzuschreiben. Es war einfach so, dass Menschen, die Verbrechen begingen, eher zur Dummheit neigten. Die meisten Mörder machten Fehler, weil sie normalerweise spontan handelten. Es kam zu einem Streit, eine Waffe war bei der Hand, die Gemüter erhitzten sich, und wenn alles vorbei war, ging es nur noch darum, ob der Staatsanwalt auf Mord oder Totschlag plädierte.
Entführungen von Fremden waren allerdings anders. Diese Fälle waren schwieriger zu lösen, vor allem, wenn es mehr als ein Opfer gab.

Serienmörder waren schon per Definition gut in dem, was sie taten. Sie wussten, dass sie morden würden. Sie wussten, wen sie ermorden würden, und sie wussten genau, wie sie es tun würden. Sie hatten es immer und immer wieder getan und dabei ihre Fähigkeiten perfektioniert. Sie wussten, wie sie der Entdeckung entgingen, Spuren verwischten oder überhaupt keine hinterließen. Sie zu finden war eher ein Fall schieren Glücks seitens der Ermittler oder von Selbstgefälligkeit seitens des Mörders.
Ted Bundy wurde bei einer Routine-Verkehrskontrolle verhaftet. Zwei Mal. BTK, der seine Briefe mit diesem Kürzel unterschrieb, um die Polizisten zu verhöhnen, und darin zu verstehen gab, dass er seine Opfer gern fesselte, folterte und tötete, wurde es zum Verhängnis, dass er seinem Pastor versehentlich eine Computerdiskette gab. Richard Ramirez wurde vom Mitglied einer Bürgerwehr verprügelt, dessen Auto er stehlen wollte. Alle verhaftet durch einen reinen Zufall, alle mit mehreren Morden auf dem Konto, bevor sie gestoppt werden konnten. In den meisten Serienmorden vergingen Jahre, und die Polizei konnte nichts anderes tun, als darauf zu warten, dass weitere Leichen auftauchten, und beten, dass der Zufall die Mörder der Gerechtigkeit überantwortete.
Will überlegte, was sie über ihren Kerl hatten: eine weiße Limousine, die die Straße entlangraste, eine Folterkammer mitten im Wald, ältere Zeugen, die nichts Verwendbares liefern konnten. Jake Berman könnte eine Spur sein, aber es war durchaus möglich, dass sie ihn nie fanden. Rick Sigler war makellos bis auf die Tatsache, dass er bei seiner Hypothek ein paar Monate im Verzug war, was kaum schockierte. Die Coldfields waren, auf dem Papier, Musterbeispiele eines durchschnittlichen Rentnerpaars. Pauline McGhee hatte einen Bruder, wegen dem sie sich Sorgen machte, aber vielleicht machte sie sich diese Sorgen aus Gründen, die nichts mit ihrem Fall zu tun hatten. Möglicherweise hatte sie selbst mit diesem Fall überhaupt nichts zu tun.
Die materielle Beweislage war ähnlich dünn. Die Mülltüten, die man in den Opfern gefunden hatte, waren in jedem Laden oder Supermarkt zu kaufen. Die Gegenstände aus der Höhle, die Schiffsbatterie und die Folterinstrumente, ließen sich zu rein gar nichts zurückverfolgen. Es gab genügend Fingerabdrücke und Flüssigkeiten, die sie durch den Computer gejagt hatten, aber noch hatte er keine einzige Übereinstimmung

festgestellt. Tatsächlich waren fast achtzig Prozent der Verbrechen, die mit Hilfe von DNS-Spuren aufgeklärt wurden, Einbrüche und keine Gewaltverbrechen. Glas wurde zerbrochen, Küchenmesser wurden angefasst, Labello-Stifte wurden verloren – und das alles führte unweigerlich zum Einbrecher zurück, der im Allgemeinen ein langes Vorstrafenregister hatte. Aber bei der Vergewaltigung von Fremden, bei der das Opfer noch nie Kontakt mit dem Angreifer gehabt hatte, suchte man im Grunde genommen nach der Nadel im Heuhaufen.
Betty war stehen geblieben, um im hohen Gras am See zu schnuppern. Will hob den Kopf, sah eine Läuferin auf sich zukommen. Sie trug lange, schwarze Leggings und eine neongrüne Jacke. Ihre Haare steckten in einer dazu passenden Baseballkappe. Neben ihr liefen zwei Windhunde, die Köpfe erhoben, die Schwänze gerade. Es waren wunderschöne Tiere, schlank, langbeinig, muskulös. Wie ihre Besitzerin.
»Scheiße«, murmelte Will, hob Betty hoch und versteckte sie hinter seinem Rücken.
Ein paar Schritte entfernt blieb Sara Linton stehen, und die Hunde setzten sich neben sie wie gut ausgebildete Soldaten. Das Einzige, was Will Betty je hatte beibringen können, war fressen.
»Hi«, sagte Sara, und ihre Stimme hob sich überrascht. Als er nicht reagierte, fragte sie: »Will?«
»Hi.« Er spürte, dass Betty ihm die Handfläche leckte.
Sara musterte ihn. »Ist das ein Chihuahua hinter Ihrem Rücken?«
»Nein, ich freue mich nur sehr, Sie zu sehen.«
Sara lächelte ihn verwirrt an, und er zeigte ihr widerwillig Betty.
Sie machte gewisse Geräusche, säuselte, und Will wartete auf die unvermeidliche Frage.
»Gehört sie Ihrer Frau?«
»Ja«, log er. »Wohnen Sie hier in der Gegend?«
»Die Milk Lofts an der North Avenue.«
Sie wohnte weniger als zwei Blocks von seinem Haus entfernt. »Sie wirken nicht wie jemand, der in einem Loft wohnt.«
»Wie wirke ich dann?«
Die Kunst der Konversation hatte Will noch nie sonderlich gut beherrscht, und er konnte mit Sicherheit nicht formulieren, wie Sara Linton auf ihn wirkte – wenigstens nicht, ohne sich zum Narren zu

machen.
Er zuckte die Achseln und setzte Betty wieder ab. Saras Hunde bewegten sich, und sie schnalzte nur mit der Zunge, was sie sofort wieder erstarren ließ. Will sagte zu ihr: »Ich muss jetzt los. Ich treffe mich mit Faith in dem Café auf der anderen Seite des Parks.«
»Was dagegen, wenn ich Sie begleite?« Sie wartete nicht auf eine Antwort. Die Hunde standen auf, und Will hob Betty hoch, weil er wusste, dass der Chihuahua sie nur aufhalten würde. Sara war groß, ihre Schultern reichten fast an seine. Er versuchte, ihre Größe zu schätzen, ohne sie anzustarren. Angie konnte ihm fast das Kinn auf die Schulter legen, wenn sie sich auf die Zehenspitzen stellte. Sara hätte mit sehr wenig Anstrengung dasselbe tun können. Sie könnte ihm problemlos ins Ohr flüstern, wenn sie wollte.
»Also«, sagte sie, nahm ihre Kappe ab und zog ihren Pferdeschwanz straff. »Ich habe über die Mülltüten nachgedacht.«
Will schaute in ihre Richtung. »Was ist damit?«
»Das ist eine mächtige Botschaft.«
Will hatte sie noch gar nicht als Botschaft betrachtet – eher als Grausamkeit. »Er hält sie für Müll.«
»Und was tut er ihnen an – er nimmt ihnen die Sinne.«
Will schaute sie wieder an.
»Nichts Böses sehen, nichts Böses hören, nichts Böses sprechen.«
Er nickte und fragte sich, warum ihm das selbst noch nicht eingefallen war.
Sie fuhr fort: »Ich habe mich gefragt, ob es da vielleicht irgendeinen religiösen Aspekt gibt. Um ehrlich zu sein, etwas, das Faith in dieser ersten Nacht sagte, brachte mich darauf. Gott nahm Adam eine Rippe, um Eva zu erschaffen.«
»Vesalius«, murmelte Will.
Sara lachte überrascht auf. »Den Namen habe ich seit meinem ersten Jahr an der medizinischen Fakultät nicht mehr gehört.«
Will zuckte die Achseln und sprach ein stilles Dankgebet, dass er im History Channel die Woche über die *Großen Männer der Wissenschaft* mitbekommen hatte. Andreas Vesalius war ein Anatom, der unter anderem bewiesen hatte, dass Männer und Frauen dieselbe Anzahl von Rippen haben. Der Vatikan steckte ihn für seine Entdeckung beinahe ins

Gefängnis.
Sara fuhr fort: »Außerdem ist da noch die Zahl elf.« Sie hielt inne, als würde sie eine Erinnerung von ihm erwarten. »Elf Mülltüten, die elfte Rippe. Da muss es doch eine Verbindung geben.«
Will blieb stehen. »Was?«
»Die Frauen. Jede hatte elf Mülltüten in sich. Die Rippe, die Anna entnommen wurde, war die elfte Rippe.«
»Sie meinen, der Killer ist auf die Zahl elf fixiert?«
Sara ging weiter, und Will folgte. »Wenn man sich überlegt, wie zwanghaftes Verhalten sich manifestiert, wie bei Drogenmissbrauch, Essstörungen, Kontrollzwang – bei dem jemand sich gezwungen fühlt, alles immer und immer wieder zu kontrollieren, ob die Tür abgeschlossen, der Herd oder das Bügeleisen ausgeschaltet ist –, dann liegt es doch nahe, dass ein Serienmörder, jemand, der gezwungen ist zu töten, spezifische Muster hat, denen er folgt, oder in diesem Fall eine spezifische Zahl, die ihm etwas bedeutet. Das ist der Grund, warum das FBI eine Datenbank hat, damit man Methoden miteinander abgleichen und nach Mustern suchen kann. Vielleicht könnten Sie nach etwas Bedeutsamen suchen, das mit der Zahl elf zu tun hat.«
»Ich weiß nicht einmal, ob die Datenbank für diese Art von Suche in Frage kommt. Ich meine, es geht doch immer um Gegenstände – Messer, Rasierklingen, was sie tun, und im Allgemeinen nicht, wie oft sie es tun, außer es ist ziemlich offensichtlich.«
»Sie sollten in der Bibel nachsehen. Wenn die Zahl elf eine religiöse Bedeutung hat, dann bekommen Sie vielleicht eine Vorstellung von der Motivation des Mörders.« Sie zuckte die Achseln, als wäre sie fertig, fügte dann aber hinzu: »Am Sonntag ist Ostern. Vielleicht gehört auch das zum Muster.«
»Elf Apostel«, sagte er.
Sie warf ihm wieder diesen merkwürdigen Blick zu. »Sie haben recht. Judas verriet Jesus. Danach waren es nur noch elf Apostel. Gab es da nicht einen zwölften, der ihn ersetzte – Didymus? Ich weiß es nicht mehr. Ich wette, meine Mutter weiß das.« Wieder zuckte sie die Achseln. »Natürlich könnte das alles reine Zeitverschwendung sein.«
Will war seit Langem der Überzeugung, dass Zufälle im Allgemeinen Hinweise waren. »Das ist etwas, dem man nachgehen sollte.«

»Was ist mit Felix' Mutter?«
»Im Augenblick ist sie nur eine Vermisste.«
»Haben Sie den Bruder gefunden?«
»Die Atlanta Police sucht nach ihm.« Mehr wollte Will nicht preisgeben. Sara arbeitete im Grady, in dessen Notaufnahme den ganzen Tag lang Polizisten mit Verdächtigen und Zeugen aus und ein gingen. Er fügte hinzu: »Wir sind nicht einmal sicher, ob sie überhaupt mit unserem Fall zu tun hat.«
»Felix zuliebe hoffe ich, dass es nicht so ist. Ich kann mir nicht vorstellen, wie es für ihn ist, allein gelassen zu werden und in so einem schrecklichen staatlichen Heim zu sein.«
»Diese Häuser sind nicht so schlecht«, entgegnete er. Bevor er wusste, was er sagte, gestand er ihr: »Ich bin in staatlicher Pflege aufgewachsen.«
Sie war so überrascht wie er, doch offensichtlich aus anderen Gründen.
»Wie alt waren Sie?«
»Ein Kind«, antwortete er und hätte gern zurückgenommen, was er gesagt hatte, konnte sich aber nicht davon abhalten weiterzureden. »Ein Kleinkind. Fünf Monate.«
»Und Sie wurden nicht adoptiert?«
Er schüttelte den Kopf. Diese Sache war kompliziert und – schlimmer noch – peinlich.
»Mein Mann und ich …« Sie starrte gedankenverloren ins Leere. »Wir hatten vor zu adoptieren. Wir standen schon eine ganze Weile auf der Liste und …« Sie zuckte die Achseln. »Als er getötet wurde, war das alles … es war einfach zu viel.«
Will wusste nicht, ob er nun Mitgefühl zeigen sollte, aber er konnte sowieso nur daran denken, wie oft er als Junge zu einem Kennenlern-Picknick oder -Barbecue gegangen war und dabei gedacht hatte, er würde mit seinen neuen Eltern nach Hause gehen, nur um dann wieder in seinem Zimmer im Kinderheim zu landen.
Er war außerordentlich dankbar, als er die schrille Hupe von Faiths Mini hörte, den sie vorschriftswidrig vor dem Café abgestellt hatte. Sie stieg aus, ließ den Motor aber laufen.
»Amanda will uns in der Zentrale sehen.« Faith hob grüßend das Kinn in Saras Richtung. »Joelyn Zabel hat ihre Befragung vorverlegt. Sie schiebt

uns zwischen *Good Morning America* und CNN ein. Betty können wir erst danach nach Hause bringen.«
Will hatte den Hund in seiner Hand ganz vergessen. Sie hatte ihre Schnauze in den Spalt zwischen den Knöpfen seiner Weste gesteckt.
»Ich nehme sie«, bot Sara an.
»Das könnte ich nie …«
»Ich bin den ganzen Tag zu Hause und mache meine Wäsche«, entgegnete Sara. »Sie wird's gut haben bei mir. Kommen Sie einfach nach der Arbeit vorbei und holen sie ab.«
»Das ist wirklich …«
Faith war noch ungeduldiger als sonst. »Jetzt geben Sie ihr schon den Hund, Will.« Sie marschierte zu ihrem Auto zurück, und Will warf Sara einen entschuldigenden Blick zu.
»Die Milk Lofts?«, fragte er, als hätte er es vergessen.
Sara nahm Betty in die Hände. Er spürte, wie kalt ihre Finger waren, als sie seine Haut berührten. »Betty?«, fragte sie. Er nickte, und sie sagte: »Denken Sie sich nichts, wenn Sie erst spät kommen. Ich habe nichts vor.«
»Vielen Dank.«
Sie lächelte und hob Betty wie ein Weinglas zum Anstoßen hoch.
Will überquerte die Straße und stieg in Faiths Auto. Er war froh, dass seit seiner letzten Fahrt mit Faith kein anderer auf dem Beifahrersitz gesessen hatte, sodass er nicht aussah wie ein Affe, der sich in den engen Fahrgastraum zwängte.
Faith fuhr los und kam sofort zur Sache. »Was hatten Sie mit Sara Linton zu tun?«
»Bin ihr zufällig begegnet.« Will fragte sich, warum er meinte, sich rechtfertigen zu müssen, was ihn sehr schnell zu der Frage brachte, warum Faith so feindselig war. Er vermutete, sie war noch immer wütend auf ihn wegen seines Verhaltens Max Galloway gegenüber am Tag zuvor, und er wusste nicht, was er dagegen tun sollte, außer sie abzulenken. »Sara hat eine interessante Frage oder Theorie zu unserem Fall.«
Faith reihte sich in den Verkehr ein. »Bin echt gespannt darauf, sie zu hören.«
Will merkte, dass sie das absolut nicht war, aber er erzählte ihr trotzdem

von Saras Theorie, vor allem von der Zahl elf, aber auch von den anderen Dingen, die sie erwähnt hatte. »Diesen Sonntag ist Ostern«, sagte er. »Das Ganze könnte etwas mit der Bibel zu tun haben.«
Man musste Faith zugutehalten, dass sie darüber nachzudenken schien. »Ich weiß nicht«, sagte sie schließlich. »Wir könnten uns in der Zentrale eine Bibel besorgen, vielleicht eine Computersuche nach der Zahl elf durchführen. Ich bin mir sicher, es gibt da draußen jede Menge religiöser Spinner mit Webseiten.«
»Wo steht in der Bibel, dass Adam eine Rippe entnommen wurde, um Eva zu erschaffen?«
»Genesis.«
»Das sind die alten Geschichten, oder? Nicht die neuen Bücher.«
»Das Alte Testament. Es ist das erste Buch der Bibel. Da fängt alles an.«
Faith warf ihm denselben Seitenblick zu wie Sara. »Ich weiß, dass Sie die Bibel nicht lesen können, aber sind Sie denn nicht in die Kirche gegangen?«
»Ich *kann* die Bibel lesen«, blaffte Will. Dennoch war ihm Faiths Neugier lieber als ihre Wut, deshalb redete er weiter. »Vergessen Sie nicht, wo ich aufgewachsen bin. Trennung von Kirche und Staat.«
»Oh, daran habe ich gar nicht gedacht.«
Wahrscheinlich weil es eine gigantische Lüge war. Das Kinderheim konnte religiöse Aktivitäten nicht billigen, aber es gab Freiwillige von so ziemlich jeder örtlichen Kirche, die jede Woche Transporter schickten, um die Kinder zur Sonntagsschule zu karren. Will war ein Mal mitgefahren, hatte gemerkt, dass es wirklich eine Schule war, wo von einem erwartet wurde, dass man seine Lektionen lernte, und war nie mehr hingegangen.
Faith ließ nicht locker. »Sie waren nie in der Kirche? Wirklich nicht?«
Will sagte nichts, dachte, er hätte dummerweise die falsche Tür geöffnet. Faith bremste vor einer Ampel. Sie murmelte in sich hinein: »Ich glaube, ich kenne niemanden, der noch nie in der Kirche war.«
»Können wir das Thema wechseln?«
»Es ist nur merkwürdig.«
Will starrte zum Fenster hinaus und dachte sich, dass er von jedem Menschen, den er bis jetzt kennengelernt hatte, zu irgendeinem Zeitpunkt merkwürdig genannt worden war. Die Ampel sprang um, der

Mini fuhr an. Die City Hall East war nur fünf Minuten Fahrzeit vom Park entfernt. Doch an diesem Morgen schien es Stunden zu dauern.
Faith sagte: »Auch wenn Sara recht hat, sie tut es schon wieder, mischt sich in unseren Fall ein.«
»Sie ist Coroner. Wenigstens war sie es mal. Sie hat Anna im Krankenhaus geholfen. Es ist doch normal, dass sie wissen will, was los ist.«
»Das ist eine Mordermittlung, nicht Big Brother«, entgegnete Faith. »Weiß sie, wo Sie wohnen?«
Will hatte darüber noch nicht nachgedacht, aber er war auch nicht so paranoid wie Faith. »Ich kann mir nicht vorstellen, woher.«
»Vielleicht ist sie Ihnen gefolgt.«
Er schüttelte entrüstet den Kopf. Er hatte nicht vor, Sara von Faith als Sündenbock für ihre Probleme mit ihm missbrauchen zu lassen. »Wir müssen das aus der Welt schaffen, Faith. Ich weiß, dass Sie wegen gestern sauer auf mich sind, aber wenn wir in diese Befragung gehen, müssen wir als Team arbeiten.«
Sie beschleunigte, als die Ampel umsprang. »Wir *sind* ein Team.«
Für ein Team redeten sie den Rest der Fahrt wenig. Erst als sie in der City Hall East waren und im Aufzug hochfuhren, machte Faith wieder den Mund auf.
»Ihre Krawatte sitzt schief.«
Wills Hand schoss zum Knoten. Sara Linton hatte ihn wahrscheinlich für einen Schlamper gehalten.
Faith hantierte mit ihrem Blackberry, obwohl es im Aufzug kein Signal gab. Sie schaute hoch und nickte ihm kurz zu, bevor sie wieder auf den Monitor blickte.
Er überlegte sich eben, was er sagen sollte, als die Aufzugtüren aufgingen. Amanda wartete vor dem Aufzug und kontrollierte wie Faith ihre E-Mails, nur auf einem iPhone. Will kam sich mit seinen leeren Händen vor wie ein Idiot, so wie er sich auch gefühlt hatte, als Sara Linton mit ihren großen, beeindruckenden Hunden auftauchte und er Betty in die Hand genommen hatte wie ein Wollknäuel.
Amanda benutzte die Finger, um durch die E-Mails zu blättern, und ihre Stimme klang irgendwie abwesend, als sie sie den Gang entlang zu ihrem Büro führte. »Berichten Sie.«

Faith ging die Liste der Dinge durch, die sie nicht wussten und die zahllos waren, und die Liste der Dinge, die sie wussten und die praktisch nicht existierten. Unterdessen las Amanda weiter ihre E-Mails und tat so, als würde sie Faith zuhören, die ihr nur sagte, was sie mit Sicherheit bereits aus ihrem Bericht wusste.
Will war kein Fan des Multitasking, vor allem, weil es eher dazu führte, dass man alles nur halb machte. Es war menschlich unmöglich, zwei verschiedenen Dingen die volle Aufmerksamkeit zu schenken. Wie um das zu beweisen, schaute Amanda von ihrem Monitor hoch und fragte: »Was?«
Faith wiederholte: »Linton meinte, es könnte einen biblischen Aspekt geben.«
Amanda blieb stehen. Sie ließ das iPhone sinken und schenkte ihnen ihre volle Aufmerksamkeit. »Warum?«
»Die elfte Rippe, elf Mülltüten, Ostern am Ende der Woche.«
Amanda schaute wieder auf ihr iPhone und redete, während sie auf den Touchscreen drückte. »Wir haben bei Joelyn Zabel die Rechtsabteilung dabei. Sie hat ihren Anwalt dabei, deshalb habe ich drei von unseren Anwälten angefordert. Wir müssen das so spielen, als würde die Welt zuhören, weil ich mir sicher bin, dass egal, was wir auch sagen, es gleich an die große Glocke gehängt werden wird.« Sie schaute sie beide bedeutungsvoll an. »Das Reden werde größtenteils ich übernehmen. Sie stellen Fragen, aber keine Improvisationen.«
»Aus Zabel werden wir rein gar nichts herausbringen«, sagte Will. »Allein die Anwälte sind schon vier Personen im Zimmer. Dazu kommen wir, das sind dann sieben, und sie steht im Zentrum des Ganzen und weiß, dass sie vor laufende Kameras treten wird, sobald sie das Gebäude verlässt. Wir sollten einen Gang zurückschalten.«
Amanda schaute wieder auf ihr iPhone. »Und wie lautet Ihre brillante Idee dafür?«
Will fiel keine ein. So sagte er nur: »Vielleicht könnten wir nach den Fernsehinterviews mit ihr reden, sie in ihrem Hotelzimmer überraschen, ohne Presse und die ganze Aufmerksamkeit.«
Amanda war nicht so höflich, ihn überhaupt anzuschauen. »Vielleicht gewinne ich in der Lotterie. Vielleicht bekommen Sie eine Beförderung. Sehen Sie, wohin diese ganzen Vielleichts uns führen?«

Frustration und Schlafmangel holten ihn ein. »Warum sind wir dann überhaupt hier? Warum übernehmen Sie nicht Zabel und lassen uns was Sinnvolleres tun, als ihr Quellenmaterial für ihren Buchvertrag zu geben?«
Nun schaute Amanda doch von ihrem iPhone hoch. Sie gab Will das Gerät. »Ich weiß nicht, was ich davon halten soll, Agent Trent. Warum lesen Sie das nicht für mich und sagen mir, was Sie davon halten?«
Er spürte, wie sein Blick sich schärfte, und er hatte ein hohes, schrilles Klingeln in den Ohren. Das iPhone hing in der Luft wie ein Haken mit einem fetten Köder. Auf dem Monitor waren Wörter. Das konnte er erkennen. Will schmeckte Blut, weil er sich auf den Zungenrand gebissen hatte. Er griff nach dem Gerät, aber Faith schnappte es sich. Ihre Stimme klang angespannt, als sie las: »Im Allgemeinen bedeutet die Elf in der Bibel Urteil oder Verrat … Ursprünglich gab es elf Gebote, aber die Katholiken fassten die ersten beiden zusammen und die Protestanten die letzten beiden, um eine gerade Zehn daraus zu machen.« Sie bewegte den Text mit dem Finger. »Die Philister gaben Delilah elfhundert Silberlinge, damit sie Samson zur Strecke brachte. Auf dem Weg zu seinem Tod in Jerusalem erzählte Jesus elf Gleichnisse.« Sie hielt inne und bewegte den Text weiter. »Die katholische Kirche akzeptiert in den Apokryphen elf Bücher als kanonisch.«
Faith gab Amanda das Gerät zurück. »Das können wir den ganzen Tag machen. Am 11. 9. traf Flug 11 einen der Twin Towers, die ja selbst aussahen wie die Nummer elf. Apollo elf landete als Erste auf dem Mond. Der Erste Weltkrieg endete am 11. 11. Für das, was Sie Will eben angetan haben, könnten Sie sogar einen elften Kreis in der Hölle bekommen.«
Amanda grinste, steckte das iPhone in die Tasche und ging weiter. »Denkt an die Vorschriften, Kinder.«
Will wusste nicht, ob sie an die Vorschriften dachte, die ihr die Verantwortung übertrugen, oder an diejenigen, die sie ihnen eben in Bezug auf Joelyn Zabels Befragung genannt hatte. Er hatte jedoch keine Zeit, darüber nachzudenken, denn Amanda ging durchs Vorzimmer zu ihrem Büro und öffnete die Tür. Während sie zum Schreibtisch ging und sich setzte, stellte sie die Anwesenden einander vor. Ihr Büro war natürlich größer als jedes andere im Gebäude, eher so wie der

Konferenzraum auf Wills und Faiths Etage.
Joelyn Zabel und ein Mann, der nur ihr Anwalt sein konnte, saßen auf den Besucherstühlen Amanda gegenüber. Neben Amandas Schreibtisch standen zwei Stühle, einer für Faith und einer für Will. Die Anwälte der Rechtsabteilung saßen auf einer Couch im hinteren Teil des Zimmers, drei nebeneinander, deren schwarze Anzüge und die Seidenkrawatten in gedämpften Farben ihre Funktion verrieten. Joelyn Zabels Anwalt trug einen Anzug in einem Blau wie die Haut eines Hais, was durchaus passend schien, denn sein Lächeln erinnerte Will an den Meeresräuber.
»Vielen Dank für Ihr Kommen«, sagte Faith, gab der Frau die Hand und setzte sich dann.
Joelyn Zabel sah aus wie eine pummeligere Version ihrer Schwester. Sie war zwar nicht dick, doch ihre Hüften hatten einen gesunden Schwung, wogegen Jacquelyn knabenhaft dünn gewesen war. Will roch Zigarettenrauch, als er ihr die Hand gab.
Er sagte: »Ihr Verlust tut mir sehr leid.«
»Trent«, bemerkte sie. »Sie sind derjenige, der sie gefunden hat.«
Will versuchte, Augenkontakt zu halten, ihr nicht zu vermitteln, wie schuldig er sich insgeheim noch immer fühlte, weil er sie nicht rechtzeitig gefunden hatte. Er konnte nichts anderes tun, als sich zu wiederholen. »Ihr Verlust tut mir sehr leid.«
»Ja«, blaffte sie, »das habe ich kapiert.«
Will setzte sich neben Faith, und Amanda klatschte in die Hände wie eine Kindergärtnerin, die die Aufmerksamkeit ihrer Schützlinge auf sich ziehen will. Sie legte die Hand auf eine Mappe, die, wie Will vermutete, eine kurze Zusammenfassung der Autopsieergebnisse enthielt. Pete hatte die Anweisung erhalten, die Informationen über die Mülltüten zu unterdrücken. Angesichts der entspannten Beziehung zwischen der Polizei des Rockdale County und der Presse hatten sie sowieso kaum »schuldiges Wissen«, mit dem sie einen zukünftigen Verdächtigen festnageln könnten.
Amanda begann: »Miss Zabel, ich nehme an, Sie hatten die Zeit, den Bericht durchzusehen?«
Der Anwalt ergriff das Wort. »Ich brauche eine Kopie davon für meine Akten, Mandy.«
Amanda zeigte ein noch größeres Haifischgrinsen als der Anwalt.

»Natürlich, Chuck.«
»Klasse, man kennt sich also untereinander.« Joelyn verschränkte die Arme und zog die Schultern hoch. »Wollen Sie mir erklären, was, zum Teufel, Sie tun, um den Mörder meiner Schwester zu finden?«
Amandas Lächeln blieb unverändert. »Wir tun alles, was wir können, um …«
»Haben Sie schon einen Verdächtigen? Ich meine, Scheiße, dieser Kerl ist ein verdammtes Tier.«
Amanda antwortete nicht, was Faith als Signal für ihren Einsatz betrachtete. »Wir stimmen Ihnen da völlig zu. Wer das getan hat, ist ein Tier. Das ist der Grund, warum wir mit Ihnen über Ihre Schwester sprechen müssen. Wir müssen mehr über ihr Leben erfahren. Wer ihre Freunde waren. Was für Gewohnheiten sie hatte.«
Joelyn senkte für einen Augenblick schuldbewusst die Augen. »Ich hatte nicht viel Kontakt mit ihr. Wir waren beide ziemlich beschäftigt. Sie lebte in Florida.«
Faith versuchte ein wenig Zermürbungstaktik. »Sie lebte an der Bay, nicht? Muss schön dort unten sein. Ein guter Grund, im Urlaub mal einen Familienbesuch zu machen.«
»Na ja, schon, aber die blöde Kuh hat mich nie eingeladen.«
Ihr Anwalt streckte die Hand aus und berührte warnend ihren Arm. Will hatte Joelyn Zabel in jedem großen Sender gesehen, und für jeden neuen Reporter hatte sie aufs Neue wegen des tragischen Tods ihrer Schwester geweint. Er hatte keine einzige Träne aus ihren Augen kommen sehen, aber sie hatte alles getan, was man tut, wenn man weint – schluchzen, sich die Augen wischen, den Oberkörper vor und zurück bewegen. Jetzt tat sie nicht einmal das. Anscheinend brauchte sie laufende Kameras, um ihren Schmerz zu spüren. Noch offensichtlicher war, dass der Anwalt sie keine andere Rolle spielen lassen wollte als die der trauernden Angehörigen.
Joelyn schniefte, noch immer ohne Tränen. »Ich habe meine Schwester sehr geliebt. Meine Mutter ist eben erst in ein Pflegeheim gezogen. Sie hat vielleicht noch sechs Monate, und dann passiert ihrer Tochter so was. Der Verlust eines Kindes ist niederschmetternd.«
Faith versuchte, weitere Fragen anzubringen. »Haben Sie Kinder?«
»Vier.« Sie wirkte stolz.

»Jacquelyn hatte keine …«
»Scheiße, nein. Drei Abtreibungen, bevor sie dreißig wurde. Sie hatte eine Heidenangst davor, fett zu werden. Können Sie sich das vorstellen? Der einzige Grund, warum sie sie die Toilette runtergespült hat, ist ihr verdammtes Gewicht. Und dann geht sie langsam auf die vierzig zu, und plötzlich will sie Mutter werden.«
Faith verbarg ihre Überraschung gut. »Versuchte sie, schwanger zu werden?«
»Haben Sie nicht gehört, was ich über die Abtreibungen gesagt habe? Sie können das nachschauen. Ich lüge in dieser Sache nicht.«
Will ging immer davon aus, dass Leute, die behaupteten, in einer Sache nicht zu lügen, bei etwas anderem logen. Herauszufinden, was dieses andere war, wäre der Schlüssel zu Joelyn Zabel. Sie kam ihm nicht als besonders fürsorglicher Mensch vor, und sie hatte mit Sicherheit vor, ihre zehn Minuten des Ruhms so lange wie möglich auszudehnen.
Faith fragte: »Suchte Jackie nach einer Leihmutter?«
Joelyn schien zu begreifen, wie wichtig ihre Worte waren. Plötzlich war die gespannte Aufmerksamkeit der ganzen Runde auf sie gerichtet. Sie ließ sich Zeit mit der Antwort. »Adoption.«
»Privat? Staatlich?«
»Wer weiß das schon? Sie hatte jede Menge Geld. Sie war es gewohnt, sich zu kaufen, was sie wollte.« Sie umklammerte die Armlehnen ihres Stuhls, und Will sah, dass das ein Thema war, über das sie gern sprach. »Das ist doch die wirkliche Tragödie hier – nicht sehen zu können, wie sie irgendeinen verschmähten Idioten adoptiert, der sie dann letztendlich bestiehlt oder vor ihren Augen schizophren wird.«
Will spürte, wie Faith neben ihm sich verkrampfte. Er übernahm das Fragen. »Wann haben Sie zum letzten Mal mit Ihrer Schwester gesprochen?«
»Ungefähr vor einem Monat. Sie schwadronierte dauernd vom Muttersein, als hätte sie auch nur den geringsten Schimmer davon. Redete davon, ein Kind aus China oder Russland oder von sonst wo zu adoptieren. Sie wissen doch, einige dieser Kinder werden zu Mördern. Sie wurden misshandelt, sind einfach krank im Kopf. Die werden nie was Richtiges.«
»Wir sehen das oft.« Will schüttelte traurig den Kopf, als wäre das eine

ziemlich häufige Tragödie. »Machte sie irgendwelche Fortschritte? Wissen Sie, mit welcher Agentur sie arbeitete?«
Bei Fragen nach Details wurde sie einsilbig. »Jackie war nicht die Mitteilsamste. Sie war immer sehr besorgt um ihre Privatsphäre.« Sie deutete mit dem Kopf auf die Anwälte der Rechtsabteilung, die sich größte Mühe gaben, mit dem Mobiliar zu verschmelzen. »Ich weiß, dass diese Handlanger da auf der Couch nicht zulassen werden, dass Sie sich entschuldigen, aber Sie könnten wenigstens zugeben, dass Sie Mist gebaut haben.«
Nun ergriff Amanda wieder das Wort. »Miss Zabel, die Autopsie beweist …«
Joelyn zeigte ein streitlustiges Achselzucken. »Sie beweist nur, was ich bereits weiß: Dass ihr Trottel herumgestanden seid und nichts getan habt, während meine Schwester starb.«
»Vielleicht haben Sie den Bericht nicht sorgfältig genug gelesen, Miss Zabel.« Amandas Stimme klang sanft, derselbe beschwichtigende Tonfall, den sie zuvor im Gang benutzt hatte, bevor sie Will demütigte. »Ihre Schwester hat sich das Leben genommen.«
»Nur weil Sie rein gar nichts getan haben, um ihr zu helfen.«
»Ist Ihnen bewusst, dass sie blind und taub war?«, fragte Amanda.
Will merkte an der Art, wie Zabels Blick zu dem Anwalt wanderte, dass sie das tatsächlich nicht begriffen hatte.
Amanda zog eine weitere Aktenmappe aus der obersten Schublade ihres Schreibtisches. Sie blätterte darin, und er sah die Farbfotos von Jacquelyn Zabel im Baum, in der Leichenhalle. Will fand das besonders grausam, sogar für Amandas Verhältnisse. Wie grässlich Joelyn auch sein mochte, sie hatte dennoch ihre Schwester auf die schlimmstmögliche Art verloren. Er sah, dass Faith sich auf ihrem Stuhl bewegte, und wusste, dass sie dasselbe dachte.
Amanda nahm sich Zeit, die richtige Seite herauszusuchen, die mitten zwischen den schlimmsten Fotos zu stecken schien. Schließlich fand sie den Abschnitt über die äußere Untersuchung der Leiche. »Zweiter Absatz«, sagte sie.
Joelyn zögerte kurz, bevor sie vor auf die Stuhlkante rutschte. Sie versuchte, einen besseren Blick auf die Fotos zu bekommen, so wie einige Leute bremsen, um einen besonders schrecklichen Autounfall

anzustarren. Schließlich lehnte sie sich mit dem Bericht wieder zurück. Will sah ihre Augen beim Lesen hin und her wandern, doch plötzlich hörten sie auf, und er wusste, dass sie überhaupt nichts mehr sah.
Ihr Kehlkopf hüpfte, als sie schluckte. Sie stand auf, murmelte: »Entschuldigen Sie mich«, und stürzte aus dem Zimmer.
Die Luft schien mit ihr aus dem Zimmer zu weichen. Faith starrte vor sich hin. Amanda nahm sich Zeit, die Fotos zu einem ordentlichen Stapel zusammenzuschieben.
Der Anwalt sagte: »Das war nicht nett, Mandy.«
»So läuft's eben.«
Will stand auf. »Ich muss mir mal die Beine vertreten.«
Er verließ das Zimmer, bevor irgendjemand reagieren konnte. Caroline, Amandas Sekretärin, saß an ihrem Schreibtisch. Will hob das Kinn, und sie flüsterte: »Auf der Toilette.«
Die Hände in den Taschen, ging Will den Korridor entlang. Vor der Damentoilette blieb er stehen und schob die Tür mit dem Fuß auf. Er streckte den Kopf hinein. Joelyn Zabel stand vor dem Spiegel. Sie hatte eine brennende Zigarette in der Hand, und sie erschrak, als sie Will sah.
»Sie dürfen nicht hier drinnen sein«, blaffte sie und hob die Faust, als erwartete sie einen Kampf.
»Rauchen ist in diesem Gebäude nicht erlaubt.« Will betrat den Raum und lehnte sich, die Hände noch immer in den Taschen, an die geschlossene Tür.
»Was wollen Sie hier drinnen?«
»Nur nachsehen, ob mit Ihnen alles in Ordnung ist.«
Sie zog kräftig an der Zigarette. »Indem Sie in die Damentoilette stürmen? Für Sie ist hier der Zutritt verboten. Das dürfen Sie nicht.«
Will schaute sich um. Er war zuvor noch nie in einer Damentoilette gewesen. Es gab eine bequem aussehende Couch mit Blumen in einer Vase auf einem Tischchen daneben. Die Luft roch nach Parfum, die Handtuchspender waren gefüllt, und der Rand des Waschbeckens war nicht mit Wasser verspritzt, sodass die Vorderseite der Hose nass wurde, wenn man sich die Hände wusch. Kein Wunder, dass Frauen so viel Zeit an solchen Orten verbrachten.
»Hallo?«, fragte Joelyn. »Verrückter Mann? Verschwinden Sie aus der Damentoilette.«

»Warum sagen Sie es mir nicht?«
»Ich habe Ihnen alles gesagt, was ich weiß.«
Er schüttelte den Kopf. »Hier drinnen laufen keine Kameras. Keine Anwälte, kein Publikum. Sagen Sie mir, was Sie mir nicht gesagt habe.«
»Leck mich.«
Er spürte, wie die Tür leicht gegen seinen Rücken gedrückt wurde und sich dann ebenso schnell wieder schloss. Er sagte: »Sie mochten Ihre Schwester nicht.«
»Ach wirklich, Sherlock?« Ihre Hand zitterte, als sie noch einen kräftigen Zug von ihrer Zigarette nahm.
»Was hat sie Ihnen angetan?«
»Sie war eine Zicke.«
Dasselbe konnte man von Joelyn auch sagen, aber Will behielt es für sich. »Hat sich das Ihnen gegenüber auf irgendeine spezielle Art manifestiert, oder ist das nur eine allgemeine Feststellung?«
Sie starrte ihn an. »Was, zum Teufel, soll das heißen?«
»Es heißt, dass es mir egal ist, was Sie tun, wenn Sie von hier weggehen. Verklagen Sie den Staat. Verklagen Sie den Staat nicht. Verklagen Sie mich persönlich. Das ist mir egal. Wer Ihre Schwester umgebracht hat, hat jetzt wahrscheinlich eine andere – eine Frau, die genau in diesem Augenblick gequält und vergewaltigt wird –, und dass Sie mir etwas vorenthalten, ist nichts anderes, als zu sagen, dass das, was mit dieser anderen Frau passiert, okay ist.«
»Kommen Sie mir nicht so.«
»Dann sagen Sie mir, was Sie verheimlichen.«
»Ich verheimliche gar nichts.« Sie drehte sich vom Spiegel weg und wischte sich mit den Fingern unter den Augen entlang, um ihr Make-up nicht zu verschmieren. »Es war Jackie, die etwas verheimlichte.«
Will blieb stumm.
»Sie war immer eine Geheimniskrämerin, verhielt sich immer so, als wäre sie was Besseres als ich.«
Er nickte, als würde er verstehen.
»Sie bekam die ganze Aufmerksamkeit, alle Jungs.« Sie schüttelte den Kopf und drehte sich Will zu. Sie lehnte sich an den Waschtisch, stützte die Hand neben das Becken. »Als ich jung war, ging mein Gewicht dauernd auf und ab. Wenn wir zum Sonnenbaden gingen, zog Jackie

mich immer auf, ich würde aussehen wie gestrandet.«
»Dieses Problem haben Sie offensichtlich hinter sich gelassen.«
Sie tat das Kompliment mit einem skeptischen Blick ab. »Ihr flog immer alles zu. Geld, Männer, Erfolg. Die Leute mochten sie.«
»Nicht wirklich«, erwiderte Will. »Keiner der Nachbarn scheint über ihr Verschwinden sehr erschüttert zu sein. Sie hatten es nicht einmal bemerkt, bis die Polizei an ihre Türen klopfte. Ich habe das Gefühl, sie waren erleichtert, dass sie verschwunden ist.«
»Das glaube ich Ihnen nicht.«
»Auch die Nachbarin Ihrer Mutter, Candy, scheint darüber nicht sonderlich bestürzt zu sein.«
Sie war offensichtlich noch nicht überzeugt.
»Nein, Jackie sagte, Candy sei wie ein Schoßhündchen, das sie in die Fersen zwickte, und dass sie immer mit ihr zusammen sein wollte.«
»Das stimmt nicht«, sagte Will. »Candy mochte sie nicht sonderlich. Ich würde sogar sagen, sie mochte Ihre Schwester noch weniger, als Sie sie mochten.«
Sie nahm einen letzten Zug aus der Zigarette und ging dann in eine Kabine, um sie in der Schüssel hinunterzuspülen. Will sah, dass sie diese neue Information über ihre Schwester verarbeitete und offensichtlich Gefallen daran fand. Joelyn kehrte zum Becken zurück und lehnte sich wieder an den Waschtisch. »Sie war schon immer eine Lügnerin. Log bei kleinen Sachen, Sachen, die nicht wirklich wichtig waren.«
»Was zum Beispiel?«
»Zum Beispiel, dass sie in den Laden wollte, obwohl sie tatsächlich in die Bibliothek ging. Oder dass sie mit einem Jungen ging, obwohl sie eigentlich mit einem anderen ging.«
»Klingt irgendwie verschlagen.«
»Das war sie auch. Das ist ein perfektes Wort für sie – verschlagen. Sie hat unsere Mutter zur Weißglut getrieben.«
»Ist sie oft in Schwierigkeiten geraten?«
Joelyn lachte schnaubend auf. »Jackie war immer der Liebling der Lehrer, schleimte sich immer bei den richtigen Leuten ein. Sie hielt sie alle zum Narren.«
»Nicht alle«, gab Will zu bedenken. »Sie sagten, sie hätte Ihre Mutter zur Weißglut getrieben. Ihre Mom musste doch gewusst haben, was los

ist.«
»Das wusste sie auch. Gab Unmengen von Geld aus, um Jackie Hilfe zu besorgen. Es ruinierte meine verdammte Kindheit. Alles drehte sich immer nur um *Jackie* – wie sie sich fühlte, was *sie* gerade machte, ob *sie* auch glücklich war. Keiner scherte sich einen Dreck darum, ob *ich* glücklich war oder nicht.«
»Erzählen Sie mir von dieser Adoptionsgeschichte. Mit welcher Agentur war sie in Kontakt?«
Joelyn senkte schuldbewusst den Blick.
Will bemühte sich um einen neutralen Tonfall. »Ich sage Ihnen den Grund, warum ich frage: Wenn Jackie versuchte, ein Kind zu adoptieren, dann müssen wir nach Florida und diese Agentur ausfindig machen. Falls es eine Verbindung nach Übersee gibt, müssen wir vielleicht nach Russland oder China, um zu kontrollieren, ob diese Transaktionen auch legal sind. Wenn Jackie versuchte, zu Hause mit einer Leihmutter Kontakt aufzunehmen, dann müssen wir mit jeder Frau sprechen, mit der sie vielleicht gesprochen haben könnte. Wir müssen dort unten jede Agentur überprüfen, bis wir etwas finden, irgendwas, das in Verbindung zu Ihrer Schwester steht, weil sie einen sehr schlechten Menschen getroffen hat, der sie mindestens eine Woche lang vergewaltigte und folterte. Und wenn wir herausfinden können, wie Ihre Schwester ihren Entführer traf, dann können wir vielleicht auch herausfinden, wer dieser Mann ist.« Er ließ sie einige Augenblicke über seine Worte nachdenken. »Werden wir eine solche Verbindung über eine Adoptionsagentur finden, Joelyn?«
Sie antwortete nicht, schaute nur auf ihre Hände hinunter. Will zählte die Fliesen an der Wand hinter ihrem Kopf. Er war bei sechsunddreißig, als sie schließlich den Mund aufmachte. »Ich habe das nur so gesagt – die Sache mit dem Kind. Jackie redete zwar darüber, aber sie hätte es nie getan. Ihr gefiel die Vorstellung, Mutter zu sein, aber sie wusste auch, dass sie das nie schaffen würde.«
»Sind Sie sich da ganz sicher?«
»Es ist so, wie wenn Leute mit gut trainierten Hunden in Kontakt kommen, wissen Sie? Sie wollen einen Hund, aber sie wollen *diesen* Hund, keinen neuen, mit dem sie arbeiten und den sie selbst trainieren müssten.«

»Mochte sie Ihre Kinder?«
Joelyn räusperte sich. »Sie hat sie nie kennengelernt.«
Will gab der Frau ein wenig Zeit. »Vor ihrem Tod wurde sie wegen Fahrens unter Alkoholeinfluss angehalten.«
Joelyn wirkte überrascht. »Wirklich?«
»Trank sie sehr viel?«
Sie schüttelte vehement den Kopf. »Jackie verlor nicht gern die Kontrolle.«
»Die Nachbarin, Candy, sagte, sie hätten zusammen Gras geraucht.«
Sie öffnete überrascht den Mund. Dann schüttelte sie noch einmal den Kopf. »Das kann ich nicht glauben. Solchen Blödsinn machte Jackie nie. Es gefiel ihr, wenn Leute zu viel tranken und über die Stränge schlugen, aber sie tat es nie selbst. Sie reden über eine Frau, die seit ihrem sechzehnten Lebensjahr dasselbe Gewicht hatte. Ihr Arsch war so zusammengekniffen, dass er beim Gehen quietschte.«
Sie dachte noch ein wenig darüber nach und schüttelte dann wieder den Kopf. »Nein, nicht Jackie.«
»Warum räumte sie das Haus Ihrer Mutter selbst aus? Warum bezahlte sie nicht jemanden, der die Drecksarbeit für sie übernahm?«
»Sie traute keinem anderen. Sie hatte immer die richtige Art, Sachen zu tun, und egal, wer man war, man machte es immer falsch.«
Zumindest das passte zu dem, was Candy gesagt hatte. Der ganze Rest ergab ein völlig anderes Bild, was in gewisser Weise nachvollziehbar war, da Joelyn ihrer Schwester nicht sonderlich nahegestanden hatte. Er fragte: »Hat die Zahl elf irgendeine Bedeutung für Sie?«
Sie runzelte die Stirn. »Nicht die Geringste.«
»Was ist mit dem Satz: ›Ich werde mir nichts versagen‹?«
Sie schüttelte wieder den Kopf. »Aber komisch ist das schon … So reich sie war, sie versagte sich die ganze Zeit etwas.«
»Versagte sich was?«
»Essen. Alkohol. Spaß.« Sie lachte wehmütig auf. »Freunde. Familie. Liebe.« Ihre Augen füllten sich mit Tränen – die ersten echten Tränen, die Will bei ihr sah. Er stieß sich von der Tür ab und ging hinaus. Im Gang wartete Faith auf ihn.
»Irgendwas Neues?«
»Sie hat bei der Adoptionsgeschichte gelogen. Zumindest hat sie das

gesagt.«
»Wir können Candy danach fragen.« Faith zog ihr Handy aus der Tasche und klappte es auf. Beim Wählen sagte sie zu Will: »Wir hätten uns vor zehn Minuten mit Rick Sigler im Krankenhaus treffen sollen. Ich habe angerufen, um den Termin zu verschieben, aber er hat nicht abgehoben.«
»Was ist mit seinem Freund, Jake Berman?«
»Ich habe ein paar Uniformierte auf ihn angesetzt. Sie rufen an, falls sie ihn finden.«
»Finden Sie es nicht merkwürdig, dass wir ihn nicht aufspüren können?«
»Noch nicht, aber fragen Sie mich heute Abend noch mal, falls wir ihn bis dahin nicht gefunden haben.« Sie hielt sich das Handy ans Ohr, und Will hörte, wie sie Candy Smith die Nachricht hinterließ, sie möge doch bitte zurückrufen. Faith klappte das Handy zu, hielt es aber fest umklammert. Will bekam eine ungute Vorahnung und fragte sich, was sie als Nächstes sagen würde – etwas über Amanda, eine spitze Bemerkung über Sara Linton oder über Will selbst. Zum Glück ging es um den Fall.
»Ich glaube, Pauline McGhee gehört dazu.«
»Warum?«
»Es ist nur ein Gefühl. Ich kann es nicht erklären, aber es ist einfach ein zu großer Zufall.«
»McGhee ist noch immer Leos Fall. Wir sind nicht zuständig, haben keinen Grund, ihn zu bitten, uns daran zu beteiligen.« Dennoch musste Will fragen: »Meinen Sie, Sie können ihn beeinflussen?«
Sie schüttelte den Kopf. »Ich will Leo keine Scherereien machen.«
»Er sollte Sie doch anrufen, wenn er Paulines Eltern in Michigan gefunden hat, oder?«
»Er hat zumindest gesagt, dass er es tun wird.«
Dann standen sie beide schweigend vor dem Aufzug.
Schließlich sagte Will: »Ich glaube, wir müssen zu Paulines Arbeitsstelle gehen.«
»Ich glaube, Sie haben recht.«

14. Kapitel

Faith ging in der Lobby der XAC Homage auf und ab, der Designfirma mit dem lächerlichen Namen, in der Pauline McGhee arbeitete. Die Büros befanden sich im dreizehnten Stock des Symphony Tower, einer architektonischen Peinlichkeit von Wolkenkratzer, der an der Ecke Peachtree und Fourteenth Street aufragte wie ein gigantisches Spekulum. Faith schüttelte sich bei diesem Vergleich. Sie musste daran denken, was sie in Jacquelyn Zabels Autopsiebericht gelesen hatte.
Passend zur Großspurigkeit des Namens war die vollverglaste Lobby ausgestattet mit sehr niedrigen Couchen, auf denen man unmöglich sitzen konnte, ohne entweder jeden Muskel im Arsch anzuspannen oder sich so hineinzulümmeln, dass man ohne Hilfe nicht mehr aufstehen konnte. Faith hätte sich fürs Lümmeln entschieden, wenn sie keinen Rock tragen würde, der schon zum Hochrutschen neigte, auch wenn sie nicht dasaß wie eine Gangsterhure in einem Rap-Video.
Sie war hungrig, wusste aber nicht, was sie essen sollte. Das Insulin ging ihr langsam aus, und sie wusste noch immer nicht so recht, ob sie die Dosierung korrekt berechnete. Sie hatte noch keinen Termin bei der Ärztin gemacht, die Sara Linton empfohlen hatte. Ihre Füße waren angeschwollen, und ihr Rücken brachte sie um, und sie wollte den Kopf gegen die Wand stützen, weil sie nicht aufhören konnte, an Sam Lawson zu denken, sosehr sie sich auch anstrengte. Und außerdem, wenn sie an die Seitenblicke dachte, die Will ihr immer wieder zuwarf, beschlich sie die Befürchtung, dass sie sich aufführte wie eine Verrückte.
»O Gott«, murmelte Faith und drückte die Stirn an die Verglasung der Lobby. Warum machte sie nur die ganze Zeit so viele Fehler? Sie war doch nicht blöd. Oder vielleicht war sie es doch. Vielleicht hatte sie sich all die Jahre nur etwas eingeredet und war tatsächlich einer der dümmsten Menschen auf der Erde.
Sie schaute hinunter auf die Autos, die über die Peachtree Street krochen, Ameisen, die über den schwarzen Asphalt huschten. Letzten Monat hatte Faith in der Praxis ihres Zahnarztes einen Artikel gelesen, der postulierte, Frauen seien genetisch dazu bestimmt, sich an die

Männer zu klammern, mit denen sie Sex hatten, und zwar mindestens drei Wochen lang, weil der Körper so lange brauche, um herauszufinden, ob er schwanger ist oder nicht. Damals hatte sie gelacht, weil sie sich noch nie an Männer geklammert hatte. Zumindest nicht nach Jeremys Vater, der den Staat verlassen hatte, als Faith ihm gesagt hatte, dass sie schwanger sei.
Und doch schaute sie alle zehn Minuten auf ihr Handy und in ihre E-Mails, weil sie mit Sam reden, herausfinden wollte, wie es ihm ging oder ob er sauer auf sie war – als wäre das, was passiert war, ihre Schuld. Als wäre er so ein wunderbarer Liebhaber gewesen, dass sie nicht genug von ihm kriegen konnte. Sie war bereits schwanger; es konnte also nicht ihre genetische Veranlagung sein, die sie sich aufführen ließ wie ein törichtes Schulmädchen. Aber vielleicht waren es doch die Gene. Oder vielleicht war sie nur ein Opfer ihrer Hormone.
Vielleicht sollte sie ihre wissenschaftlichen Informationen aber auch nicht aus dem *Ladies Home Journal* beziehen.
Als Faith den Kopf drehte, sah sie Will in der Aufzugsnische. Er telefonierte und hielt sein Handy mit beiden Händen, damit es ihm nicht auseinanderfiel. Sie konnte nicht mehr wütend auf ihn sein. Mit Joelyn Zabel hatte er seine Sache sehr gut gemacht. Das musste sie zugeben. Seine Herangehensweise an die Arbeit war anders als ihre, was manchmal ein Vorteil und manchmal ein Nachteil für sie als Team war.
Faith schüttelte den Kopf. Im Augenblick konnte sie nicht über diese Unterschiede nachdenken – nicht, wenn sich ihr gesamtes Leben am Rand einer gigantischen Klippe befand und der Boden nicht aufhörte zu schwanken.
Will beendete den Anruf und kam auf sie zu. Er schaute zu dem leeren Schreibtisch, an dem die Sekretärin gesessen hatte. Die Frau war vor mindestens zehn Minuten gegangen, um Morgan Hollister zu holen. Faith stellte sich vor, dass die beiden hektisch Papiere in den Reißwolf steckten, obwohl es wahrscheinlicher war, dass die Frau, eine Chemieblonde, die Schwierigkeiten zu haben schien, auch nur die kleinste Anforderung zu erfüllen, sie und Will einfach vergessen hatte und jetzt auf der Toilette telefonierte.
Faith fragte: »Mit wem haben Sie gesprochen?«
»Amanda«, antwortete er und nahm ein paar Bonbons aus der Schüssel

auf dem Couchtisch. »Sie hat angerufen, um sich zu entschuldigen.«
Faith lachte über den Witz, und er fiel mit ein.
Will nahm sich noch ein Bonbon und bot Faith die Schüssel an. Sie schüttelte den Kopf, und er fuhr fort: »Sie gibt heute Nachmittag noch eine Pressekonferenz. Joelyn Zabel zieht ihre Klage gegen die Stadt zurück.«
»Wie kam es zu diesem Sinneswandel?«
»Ihr Anwalt hat gemerkt, dass sie keinen Fall hatten. Aber machen Sie sich keine Sorgen, nächste Woche wird sie auf dem Titelblatt irgendeines Magazins sein, und in der Woche darauf wird sie uns wieder mit einer Klage drohen, weil wir den Mörder ihrer Schwester noch nicht gefunden haben.«
Es war das erste Mal, dass einer der beiden ihre wahre Angst zum Ausdruck gebracht hatte: Dass der Mörder gut genug war, um mit seinen Verbrechen durchzukommen.
Will deutete auf die geschlossene Tür hinter dem Schreibtisch. »Meinen Sie, wir sollten einfach hineingehen?«
»Geben wir ihr noch eine Minute.« Sie versuchte den Abdruck ihrer Stirn auf dem Glas wegzuwischen, doch das machte den Fleck nur noch schlimmer. Auf der Fahrt hierher hatte die Spannung zwischen ihnen beiden sich irgendwie verändert, sodass Will sich nun keine Sorgen mehr darüber machte, Faith könnte wütend auf ihn sein. Jetzt war es Faith, die Angst hatte, sie könnte ihn verärgert haben.
Sie fragte: »Bei uns alles okay?«
»Natürlich ist alles okay.«
Sie glaubte ihm nicht, aber gegen jemanden, der darauf beharrte, es gebe kein Problem, kam man nicht an, weil derjenige beharrlich dabei blieb, bis man selber glaubte, man bilde sich die ganze Sache nur ein.
Sie sagte: »Na ja, wenigstens wissen wir, dass Zickigkeit bei den Zabels in der Familie liegt.«
»Joelyn ist ganz okay.«
»Ist schwer, die gute Schwester zu sein.«
»Wie meinen Sie das?«
»Ich meine, wenn man das gute Kind in der Familie ist, gute Noten schreibt, nicht in Schwierigkeiten gerät und so weiter, und die Schwester immer nur Mist baut und die ganze Aufmerksamkeit erhält, dann fühlt

man sich irgendwie ausgeschlossen, und egal, wie gut man ist, es ist alles irgendwie unwichtig, weil die Eltern nur auf die beschissene Schwester fixiert sind.«
Anscheinend hatte sie verbittert geklungen, denn Will fragte: »Ich dachte, Ihr Bruder war ein guter Junge.«
»Ist er«, erwiderte Faith. »Ich war die Schlimme, die die ganze Aufmerksamkeit erhielt.« Sie kicherte. »Ich weiß noch gut, einmal fragte er meine Eltern, ob sie ihn nicht einfach zur Adoption freigeben wollten.«
Will lächelte dünn. »Jeder will adoptiert werden.«
Sie erinnerte sich an Joelyn Zabels schreckliche Worte über die Sehnsucht ihrer Schwester nach einem Kind. »Was Joelyn gesagt hat …«
Er unterbrach sie. »Warum nannte ihr Anwalt Amanda die ganze Zeit Mandy?«
»Das ist die Kurzform von Amanda.«
Er nickte nachdenklich, und Faith fragte sich, ob er auch mit Spitznamen und Kurzformen Schwierigkeiten hatte. Es würde passen. Man musste wissen, wie man einen Namen schrieb, um ihn abzukürzen.
»Haben Sie gewusst, dass sechzehn Prozent aller Serienmörder Adoptivkinder waren?«
Faith runzelte die Stirn. »Das kann doch nicht stimmen.«
»Joel Rifkin, Kenneth Bianchi, David Berkowitz. Ted Bundy wurde von seinem Stiefvater adoptiert.«
»Wie kommt’s, dass Sie plötzlich Experte für Serienmörder sind?«
»History Channel«, antwortete er. »Glauben Sie mir, der ist ab und zu recht nützlich.«
»Woher nehmen Sie die Zeit, so viel fernzusehen?«
»Ich habe ja nicht gerade ein ausgeprägtes gesellschaftliches Leben.«
Faith schaute wieder zum Fenster hinaus und dachte an Will und Sara Linton heute Morgen. Aus dem Bericht über Jeffrey Tolliver wusste Faith, dass er genau der Polizist gewesen war, der Will nicht war: körperbetont, führungsstark, bereit, alles zu tun, was nötig war, um einen Fall zu lösen. Wobei Will ebenfalls sehr zielstrebig war, aber er würde einem Verdächtigen eher mit Blicken ein Geständnis entlocken, als es aus ihm herauszuprügeln. Faith wusste instinktiv, dass Will nicht Sara Lintons Typ war, und deshalb hatte er ihr an diesem Morgen auch so

leidgetan, als sie zusehen musste, wie verlegen ihn diese Frau machte. Anscheinend hatte auch er eben über diese Begegnung nachgedacht, denn er sagte: »Ich weiß ihre Apartmentnummer nicht.«
»Saras?«
»Sie wohnt in den Milk Lofts an der Berkshire.«
»Es gibt doch sicher ein Gebäudeverzeich…« Faith unterbrach sich. »Ich kann Ihnen ihren Familiennamen aufschreiben, damit Sie ihn mit dem Verzeichnis vergleichen können. So viele Mieter kann es doch dort gar nicht geben.«
Er zuckte nur etwas verzagt die Achseln.
»Wir könnten im Internet nachschauen.«
»Wahrscheinlich hat sie keinen Eintrag.«
Die Tür ging auf, und die chemieblonde Sekretärin kam zurück. Hinter ihr kam ein extrem großer, extrem gebräunter und extrem gut aussehender Mann in dem schönsten Anzug, den Faith je gesehen hatte.
»Morgan Hollister«, sagte er und streckte die Hand aus, während er durchs Zimmer ging. Er war zugleich der attraktivste und der schwulste Mann, den Faith seit einer ganzen Weile getroffen hatte. In Atlanta, der Schwulenhauptstadt des Südens, hieß das eine ganze Menge.
»Ich bin Agent Trent, das ist Agent Mitchell«, sagte Will und ignorierte dabei die wölfische Art, wie Morgan Hollister ihn anstarrte.
»Sie trainieren?«
»Vorwiegend freie Hanteln. Ab und zu auf der Bank.«
Morgan klopfte ihm auf den Arm. »Solide.«
»Ich bin Ihnen sehr dankbar, dass Sie uns Paulines Sachen durchsehen lassen«, sagte Will, obwohl Morgan dieses Angebot noch gar nicht gemacht hatte. »Ich weiß, dass die Atlanta Police bereits hier war. Ich hoffe, es bereitet Ihnen keine allzu großen Unannehmlichkeiten.«
»Natürlich nicht.« Morgan legte Will die Hand auf die Schulter und führte ihn zur Tür. »Wir sind wirklich sehr bestürzt wegen Pauline. Sie war ein Klassemädchen.«
»Wir haben gehört, die Zusammenarbeit mit ihr konnte schwierig sein.«
Morgan kicherte, was Faith als Code für »typisch Frau« verstand. Sie war froh zu hören, dass Sexismus auch unter Schwulen grassierte.
Will fragte: »Sagt Ihnen der Name Jacquelyn Zabel irgendetwas?«
Morgan schüttelte den Kopf. »Ich arbeite mit allen Kunden. Ich bin mir

sicher, dass ich mich an den Namen erinnern würde, aber ich kann im Computer nachsehen.« Er machte ein trauriges Gesicht. »Arme Pauline. Es war ja so ein Schock für uns alle.«
»Für Felix haben wir eine einstweilige Pflegefamilie gefunden«, sagte Will dem Mann.
»Felix?« Er schien verwirrt, sagte aber dann: »Ach ja, der kleine Kerl. Ich bin mir sicher, er steht das durch. Er ist ein Kämpfer.«
Morgan führte sie einen langen Gang entlang. Rechts von ihnen lagen Bürokabinen, hinter ihnen schaute man durch Fenster auf die Interstate hinunter. Stoffmuster und Skizzen drängten sich auf den Schreibtischen. Faith warf einen flüchtigen Blick auf einige Blaupausen, die auf einem Konferenztisch ausgebreitet lagen, und wurde etwas wehmütig. Als Kind hatte sie Architektin werden wollen, ein Traum, der schnell zerplatzte, als sie mit vierzehn Jahren wegen ihrer Schwangerschaft der Schule verwiesen wurde. Inzwischen war das natürlich anders, aber damals erwartete man von schwangeren Teenagern, dass sie von der Bildfläche verschwanden und ihre Namen nie mehr genannt wurden außer in Zusammenhang mit dem Jungen, der sie geschwängert hatte, und dann bezeichnete man sie nur als »die Schlampe, die ihm das Leben ruiniert hat, indem sie schwanger wurde«.
Vor einer geschlossenen Tür blieb Morgan stehen. Pauline McGhees Name stand darauf. Er holte einen Schlüssel heraus.
Will fragte: »Ist die Tür immer verschlossen?«
»Pauline hat das so gemacht. Eine ihrer Eigenheiten.«
»Hatte sie viele solcher Eigenheiten?«
»Sie hatte eine gewisse Art, Dinge zu tun.« Morgan zuckte die Achseln. »Ich ließ ihr völlig freie Hand. Sie war gut beim Papierkram, konnte Subunternehmer gut bei der Stange halten.« Sein Lächeln verschwand. »Natürlich gab es zum Schluss hier ein Problem. Sie hatte eine ziemlich wichtige Bestellung verbockt. Kostete die Firma eine Menge Geld. Bin mir nicht sicher, ob sie noch hier wäre, wenn nicht was passiert wäre.«
Falls Will sich fragte, warum Morgan redete, als wäre Pauline tot, dann brachte er es nicht zur Sprache. Stattdessen streckte er die Hand nach dem Schlüssel aus. »Wir schließen wieder ab, wenn wir fertig sind.«
Morgan zögerte. Offensichtlich hatte er angenommen, er würde bei der Durchsuchung des Zimmers dabei sein.

Will sagte: »Wir bringen Ihnen den Schlüssel, wenn wir fertig sind, okay?« Er klopfte Morgan auf den Arm. »Danke, Mann.« Will drehte ihm den Rücken zu und betrat das Büro. Faith folgte ihm und zog die Tür hinter sich zu.
Sie musste es einfach fragen. »Macht Ihnen das nichts aus?«
»Morgan?« Er zuckte die Achseln. »Er weiß, dass ich nicht interessiert bin.«
»Trotzdem …«
»Im Kinderheim gab es viele schwule Jungs. Die meisten von ihnen waren viel netter als die anderen.«
Sie konnte sich nicht vorstellen, dass Eltern ihr Kind aus irgendeinem Grund abgaben, geschweige denn aus diesem. »Das ist schrecklich.«
Will wollte offensichtlich nicht darüber reden. Stattdessen sagte er: »Ich würde das als streng bezeichnen.«
Faith musste ihm zustimmen. Paulines Büro wirkte, als wäre es nie benutzt worden. Auf dem Schreibtisch lag kein Fetzen Papier. Die Eingangs- und Ausgangskörbe waren leer. Die Design-Bücher auf den Regalen waren alle alphabetisch geordnet, die Rücken bildeten eine saubere Reihe. Magazine steckten penibel geordnet in farbigen Kassetten. Sogar der Computermonitor schien in präzisem Fünfundvierzig-Grad-Winkel auf der Ecke des Schreibtisches zu stehen. Der einzige Gegenstand von emotionalem Wert war ein Foto von Felix auf einer Schaukel.
»Er ist ein kleiner Kämpfer«, sagte Will in Anspielung auf Morgans Bemerkung über Paulines Sohn. »Ich habe gestern Abend die Sozialarbeiterin angerufen. Felix kommt ganz und gar nicht gut damit zurecht.«
»Was macht er?«
»Er weint viel. Und will nicht essen.«
Faith betrachtete das Foto, die unverstellte Freude in den Augen des Jungen, mit der er seine Mutter anstrahlte. Sie dachte an Jeremy in diesem Alter. Er war so süß gewesen, dass sie ihn am liebsten verschlungen hätte wie ein Stück Kuchen. Faith hatte in dieser Zeit gerade die Polizeiakademie abgeschlossen und war in eine billige Wohnung am Monroe Drive gezogen; es war das erste Mal, dass sie und Jeremy nicht mit ihrer Mutter zusammenwohnten. Ihrer beider Leben

waren so sehr miteinander verwoben, wie sie es sich nie hätte vorstellen können. Er war so sehr ein Teil von ihr, dass sie es kaum ertragen konnte, ihn in der Tagesstätte abzugeben. Abends malte Jeremy am Küchentisch Bilder aus, während sie ihre täglichen Berichte schrieb. Er sang ihr mit seiner quiekenden, hohen Stimme Lieder vor, während sie ihm Abendessen machte und Brote für den nächsten Tag schmierte. Manchmal kam er zu ihr ins Bett und rollte sich wie ein Kätzchen unter ihrem Arm zusammen. Sie hatte sich noch nie so wichtig und so gebraucht gefühlt – zuvor nicht und seitdem mit Sicherheit auch nicht mehr.

»Faith?« Will hatte etwas gesagt, das sie nicht mitbekommen hatte.

»Ich habe gesagt, was wollen Sie wetten, dass Jacquelyn Zabels Haus in Florida genauso aufgeräumt ist wie dieses Büro?«

Faith räusperte sich und versuchte, sich wieder auf die Gegenwart zu konzentrieren. »Das Zimmer, das sie im Haus ihrer Mutter benutzte, war extrem ordentlich. Ich dachte, sie hätte das nur getan, weil der Rest des Hauses so ein Chaos war – Sie wissen schon, ein Ort der Ruhe im Sturm. Vielleicht war sie aber auch eine Ordnungsfanatikerin.«

»Typ-A-Persönlichkeit.« Will ging um den Schreibtisch herum und öffnete die Schubladen. Faith schaute sich an, was er gefunden hatte – eine Reihe Buntstifte nebeneinander in einer Plastikschale. Zusätzliche Post-it-Zettel in einem präzisen Stapel. Er öffnete die nächste Schublade und fand einen großen Ordner, den er herauszog und auf den Schreibtisch legte. Er blätterte in den Seiten, und Faith sah Skizzen, Materialmuster und ausgeschnittene Möbelfotos.

Faith fuhr den Computer hoch, während er in die anderen Schubladen schaute. Sie war ziemlich sicher, dass sie hier nichts finden würden, aber merkwürdigerweise hatte sie das Gefühl, dass das, was sie hier taten, sie in ihrem Fall weiterbrachte. Sie war mit Will wieder auf einer Wellenlänge und fühlte sich eher als seine Partnerin denn als seine Gegnerin. Das musste einfach gut sein.

»Schauen Sie sich das an.« Will hatte die unterste Schublade auf der linken Seite aufgezogen, in der Chaos herrschte – wie in der Krimskramsschublade in einer Küche. Papiere waren zusammengeknüllt, und ganz unten lagen mehrere leere Chipstüten.

Faith sagte: »Wenigstens wissen wir jetzt, dass sie menschlich ist.«

»Es ist komisch«, sagte er. »Alles ist so ordentlich bis auf diese Schublade.«
Faith nahm ein zusammengeknülltes Blatt heraus und strich es auf der Tischplatte glatt. Eine Liste stand darauf, abgehakt vermutlich in der Reihenfolge ihrer Erledigung: Lebensmittel einkaufen, Lampe im Wohnzimmer der Powells reparieren lassen, Jordan wegen Couch-Materialmuster anrufen. Sie holte einen zweiten Papierball heraus und fand so ziemlich dasselbe.
Will fragte: »Hat sie sie vielleicht zusammengeknüllt, nachdem sie erledigt hatte, was sie tun musste?«
Faith kniff die Augen zusammen, bis ihre Sicht unscharf wurde, sie versuchte, so zu sehen, wie Will sehen würde. Er schaffte es verdammt gut, die Leute glauben zu machen, er könne lesen, und sogar Faith vergaß manchmal, dass er überhaupt ein Problem hatte.
Will suchte das Bücherregal ab, nahm eine der Magazin-Kassetten von einem mittleren Brett. »Was ist das?« Er nahm noch eine Kassette herunter, dann eine dritte. Faith sah die Wählscheibe eines Safes.
Will versuchte, den Griff zu bewegen, aber er rührte sich nicht. Er fuhr mit den Fingern am Metallrand entlang. »Er ist in die Wand einbetoniert.«
»Wollen Sie Ihren Kumpel Morgan nach der Kombination fragen?«
»Ich würde richtig Geld darauf wetten, dass er sie nicht kennt.«
Faith nahm die Wette nicht an. Wie Jacquelyn Zabel schien auch Pauline McGhee gern Geheimnisse zu haben.
Will sagte: »Überprüfen Sie zuerst den Computer, dann gehe ich ihn suchen.«
Faith schaute auf den Monitor. Ein Kästchen war zu sehen, das ein Passwort verlangte.
Das sah auch Will. »Versuchen Sie ›Felix‹.«
Sie tat es, und wie durch ein Wunder funktionierte es auch. Auch sie hatte zu Hause »Jeremy« als Passwort, und sie nahm sich vor, es zu ändern, während sie das E-Mail-Programm öffnete. Sie fand die übliche Korrespondenz von Leuten, die in einer Firma arbeiteten, aber nichts Persönliches, das auf einen Freund oder einen Vertrauten hindeutete.
Faith lehnte sich zurück und öffnete den Browser, weil sie hoffte, einen E-Mail-Service zu finden. Es gab weder Gmail noch Yahoo, aber sie

entdeckte mehrere Websites.
Sie klickte wahllos eine an, und eine YouTube-Seite ging auf. Sie kontrollierte die Audio-Funktion, während das Video geladen wurde. Eine Gitarre kreischte aus den Lautsprechern unten an einem Monitor, und der Satz *»Ich bin glücklich«* erschien, und dann *»Ich lächle«*.
Will stand hinter ihr. Sie las die Sätze, während einer nach dem anderen wieder verblasste. *»Ich fühle. Ich lebe. Ich sterbe.«*
Bei jedem Satz klang die Gitarre zorniger, und nun erschien auf dem Monitor das Foto eines jungen Mädchens in einem Cheerleader-Kostüm. Die Shorts reichten ihr gerade bis an die Hüften, und das Top bedeckte kaum ihre Brüste. Sie war so dünn, dass Faith ihre Rippen zählen konnte.
»O Gott«, murmelte sie. Ein anderes Foto wurde eingeblendet, diesmal das eines afroamerikanischen Mädchens. Sie lag zusammengerollt auf einem Bett, den Rücken zur Kamera. Ihre Haut war gespannt, die Wirbel und Rippen zeichneten sich so deutlich ab, dass man sah, wie jeder einzelne Knochen gegen die dünne Fleischschicht drückte. Ihr Schulterblatt ragte heraus wie ein Messer.
»Ist das die Site irgendeiner Hilfsorganisation?«, fragte Will. »Geld für AIDS?«
Faith schüttelte den Kopf, als das nächste Foto erschien – ein Model vor einer Stadtsilhouette, Arme und Beine so dünn wie Stecken. Dann ein weiteres Mädchen, eigentlich eine Frau. Ihre Schlüsselbeine zeichneten sich in quälender Schärfe ab. Die Haut auf ihren Schultern sah aus wie nasses Papier, das die Sehnen bedeckte.
Faith klickte den Browser-Verlauf an. Sie holte sich ein anderes Video auf den Monitor. Eine andere Musik war zu hören, die Einleitungssequenz war jedoch ganz ähnlich. Sie las laut vor: *»Esse, um zu leben. Lebe nicht, um zu essen.«* Der Text blendete über in das Foto eines so entsetzlich dünnen Mädchens, dass man es kaum anschauen konnte. *»Die einzige Freiheit, die einem noch bleibt, ist die Freiheit zu hungern«,* las sie. *»Dünn ist schön. Fett ist hässlich.«* Sie schaute zum oberen Rand des Bildschirms, zur Video-Kategorie. *»Thinspo.* Noch nie davon gehört.«
»Ich verstehe das nicht. Diese Mädchen sehen aus, als würden sie verhungern, aber sie haben Fernseher in ihren Zimmern, tragen hübsche Sachen.«

Faith klickte einen anderen Link an. *»Thinspiration«*, sagte sie. »O Gott, ich kann das kaum glauben. Die sind ja alle völlig ausgemergelt.«
»Ist das eine Newsgroup oder so was?«
Faith schaute sich den Verlauf an. Sie überflog die Liste, fand noch mehr Videos, aber nichts, was aussah wie ein Chatroom. Sie blätterte zur nächsten Seite und wurde fündig. »Atlanta-Pro-Anna-dot-com«, las sie. »Es ist eine Pro-Anorexie-Site.« Faith klickte auf den Link, aber es kam nur eine Maske, die ein Passwort verlangte. Sie versuchte es noch einmal mit »Felix«, aber das funktionierte nicht. Sie las das Kleingedruckte. »Es wird ein sechsstelliges Passwort verlangt, und Felix hat nur fünf Buchstaben.« Sie tippte Variationen seines Namens ein und sagte sie Will zuliebe laut. »Null-Felix, eins-Felix, Felix-null …«
Will fragte: »Wie viele Buchstaben hat *Thinspiration?«*
»Zu viele«, erwiderte sie. *»Thinspo* hat sieben.« Sie versuchte es, aber vergeblich.
»Was ist ihr Benutzername?«
Faith las den Namen in dem Kästchen über dem Passwort. »A-T-L thin.« Sie erkannte, dass das Buchstabieren ihm nichts brachte. »Das ist die Abkürzung für Atlanta Dünn.« Sie gab den Benutzernamen ein. »Kein Glück. O Mann.« Sie schlug sich im Geiste an die Stirn. »Felix' Geburtstag.« Sie öffnete das Kalenderprogramm und startete eine Suche nach »Geburtstag«. Es gab nur zwei Treffer, einen für Pauline selbst und einen für ihren Sohn. »Zwölf-acht-null-drei.« Der Bildschirm blieb, wie er war. »Nee, hat nicht funktioniert.«
Er nickte und kratzte sich abwesend den Arm. »Safes haben doch Kombinationen mit sechs Stellen, oder?«
»Könnte nicht schaden, es mal zu probieren.« Faith wartete, aber Will rührte sich nicht. »Eins-zwei-null-acht-null-drei«, wiederholte sie, weil sie wusste, dass er mit Ziffern absolut kein Problem hatte. Dennoch rührte er sich nicht, und schließlich machte es in ihrem Hirn klick. »Oh. Tut mir leid.«
»Entschuldigen Sie sich nicht. Es ist mein Fehler.«
»Nein, der meine.« Sie stand auf und ging zu dem Safe, drehte die Scheibe nach rechts, bis die Zwölf klickte, drehte dann links bis zwei und so weiter. Es waren nicht die Ziffern, die Will nicht schaffte. Es war links und rechts.

Faith stellte die letzten Ziffern ein und war ein wenig enttäuscht, dass es so einfach gewesen war, als sie sofort das Klacken hörte, mit dem der letzte Nocken einrastete. Sie öffnete den Safe und sah ein Spiralnotizbuch, wie jedes Schulkind eines hatte, und ein einzelnes Blatt Druckerpapier. Sie überflog die Seite. Es war der Ausdruck einer E-Mail, in der es um das Ausmessen eines Aufzugs ging, damit eine Couch hineinpasste, etwas, das Faith nie eingefallen wäre, obwohl der erste Kühlschrank, den sie gekauft hatte, so groß war, dass er nicht durch die Küchentür passte. »Hat mit der Arbeit zu tun«, sagte sie zu Will und holte das Notizbuch heraus.

Sie schlug die erste Seite auf. Die Nackenhaare richteten sich auf, sie fröstelte, als ihr bewusst wurde, was sie da sah. Saubere Schreibschrift füllte die Seite, immer und immer wieder nur ein einziger Satz. Faith blätterte zur nächsten, dann zur übernächsten Seite. An einigen Stellen hatte man den Stift so fest aufgedrückt, dass die Minenspitze das Papier zerrissen hatte. Sie war keine, die an Übernatürliches glaubte, aber der Zorn, den sie in dem Notizbuch spürte, war beinahe greifbar.

»Es ist derselbe, nicht?« Will hatte wahrscheinlich die Strukturierung der Seiten erkannt, derselbe kurze Satz, der immer und immer wieder geschrieben war und das Notizbuch füllte wie eine sadistische Kunstform.

Ich werde mir nichts versagen … Ich werde mir nichts versagen … Ich werde mir nichts versagen …

»Derselbe«, bestätigte Faith. »Das bringt Pauline mit der Höhle in Verbindung, mit Jackie Zabel und Anna.«

»Ist mit Kuli geschrieben«, sagte Will. »Die Sätze in der Höhle waren mit Bleistift geschrieben.«

»Aber es ist derselbe Satz. *Ich werde mir nichts versagen.* Pauline hat das aus eigenem Antrieb geschrieben, nicht weil sie musste. Niemand zwang sie dazu. Soweit wir wissen, war sie nie in der Höhle.« Faith blätterte die Seiten durch, um zu kontrollieren, ob es bis zum Ende so weiterging. »Jackie Zabel war dünn. Nicht wie die Mädchen in den Videos, aber sehr dünn.«

»Joelyn Zabel sagte, ihre Schwester hätte immer noch dasselbe Gewicht gehabt wie in der Highschool.«

»Glauben Sie, sie hatte eine Essstörung?«

»Ich glaube, sie hatte viele Eigenschaften, die auch Pauline hatte – hatte gern die Kontrolle, hatte gerne Geheimnisse.« Dann fügte er hinzu: »Pete hielt Jackie für unterernährt, aber vielleicht hatte sie bereits vorher aus freien Stücken gehungert.«
»Was ist mit Anna? Ist sie dünn?«
»Dasselbe. Man sah ihr …« Er legte sich die Hand ans Schlüsselbein. »Wir dachten, das war ein Teil der Folter – sie hungern lassen. Aber diese Mädchen in den Videos – die machen das absichtlich, nicht? Diese Videos sind wie Pornos für Anorektiker.«
Faith nickte, und ihr Herzschlag beschleunigte sich, als sie die nächste Verbindung herstellte. »Vielleicht lernten sie sich alle im Internet kennen.« Sie kehrte zu dem Passwort-Kästchen für den Zugang zum Pro-Anna-Chatroom zurück und probierte Felix' Geburtstag in jeder Kombination, die ihr einfiel – mal ließ sie die Nullen weg, dann fügte sie sie ein, tippte das komplette Datum ein, drehte die Reihenfolge der Ziffern um. »Es könnte sein, dass Pauline ein Passwort zugewiesen bekam, das sie nicht ändern konnte.«
»Oder vielleicht ist das in diesem Chatroom für sie wertvoller als das, was sonst noch im Computer oder im Safe ist.«
»Das ist eine Verbindung, Will. Wenn alle die Frauen Essstörungen hatten, dann haben wir endlich etwas, das alle miteinander verbindet.«
»Und einen Chatroom, in den wir nicht hineinkommen, und eine Familie, die nicht gerade hilfsbereit ist.«
»Was ist mit Pauline McGhees Bruder? Zu Felix hatte sie gesagt, er sei ein schlimmer Mann.« Sie wandte sich vom Computer ab und schenkte Will ihre volle Aufmerksamkeit. »Vielleicht sollten wir noch einmal mit Felix reden und sehen, ob ihm sonst noch was einfällt.«
Will schien skeptisch. »Er ist erst sechs Jahre alt, Faith. Er trauert, weil seine Mom verschwunden ist. Ich glaube nicht, dass wir aus ihm noch etwas herausbekommen.«
Sie erschraken beide, als das Telefon auf dem Schreibtisch klingelte. Ohne nachzudenken, griff Faith danach und sagte: »Pauline McGhees Büro.«
»Hallo.« Morgan Hollister klang nicht sehr erfreut.
Faith fragte: »Haben Sie Jacquelyn Zabel in Ihren Büchern gefunden?«
»Ich fürchte nicht, Detective, aber – komische Sache – ich habe einen

Anruf für Sie auf Leitung zwei.«
Faith schaute Will achselzuckend an, als sie auf den erleuchteten Knopf drückte. »Faith Mitchell.«
Leo Donnelly ließ sofort eine Tirade vom Stapel. »Ihr seid wohl nicht auf den Gedanken gekommen, mit mir zu reden, bevor ihr euch in meinen Fall einmischt.«
Faiths Mund füllte sich mit Entschuldigungen, doch Leo gab ihr nicht die Zeit, sie herauszulassen.
»Ich hatte einen Anruf von meinem Chef, der einen Anruf von eurer Schwuchtel Hollister hatte, der wissen wollte, warum der Staat McGhees Büro durchsucht, obwohl wir doch heute Morgen schon alles durchgegangen sind.« Er atmete schwer. »Mein *Chef*, Faith. Er will wissen, warum ich in dieser Sache meine Arbeit nicht machen kann. Du weißt, wie mich das aussehen lässt?«
»Es gibt eine Verbindung«, sagte Faith. »Wir haben eine Verbindung zwischen Pauline McGhee und den anderen Opfern gefunden.«
»Das freut mich ja wirklich wahnsinnig für dich, Mitchell. Aber unterdessen stecken meine Eier in der Zange, weil ihr nicht die zwei Sekunden hattet, bei mir vorbeizukommen und mir Bescheid zu sagen.«
»Leo, es tut mir leid …«
»Spar's dir«, blaffte er. »Ich sollte euch das eigentlich vorenthalten, aber so einer bin ich nicht.«
»Was vorenthalten?«
»Wir haben noch eine Vermisste.«
Faith erstarrte. »Noch eine vermisste Frau?«, wiederholte sie Will zuliebe. »Passt sie in unser Profil?«
»Mitte dreißig, dunkle Haare, braune Augen. Sie arbeitet in einer Edelbank in Buckhead, wo man stinkreich sein muss, um überhaupt durch die Tür zu kommen. Keine Freunde. Alle sagen, sie ist eine echte Zicke.«
Faith nickte Will zu. Noch ein Opfer, noch eine Uhr, die tickte. »Wie heißt sie? Wo wohnt sie?«
»Olivia Tanner.« Er ratterte Namen und Adresse so schnell herunter, dass sie ihn bitten musste, es zu wiederholen. »Sie wohnt an der Virginia Highland.«
Faith kritzelte sich die Adresse auf den Handrücken.

Leo sagte: »Jetzt bist du mir was schuldig.«
»Leo, es tut mir leid, dass ich …«
Er ließ sie nicht ausreden. »Wenn ich du wäre, Mitchell, würde ich auf mich aufpassen. Bis auf die Sache mit dem beruflichen Erfolg passt du ziemlich gut in das Profil.«
Sie hörte ein leises Klicken, was in gewisser Weise schlimmer war, als wenn er den Hörer aufgeknallt hätte.
Olivia Tanner lebte in einem dieser täuschend klein aussehenden Midtown-Bungalows, die von der Straße her wirkten, als hätten sie nur hundert Quadratmeter, tatsächlich aber mit sechs Schlafzimmern und fünfeinhalb Bädern protzten und gut eine Million Dollar kosteten. Nachdem sie in Pauline McGhees Büro gewesen war und die Seele der Vermissten so bloßgelegt gesehen hatte, betrachtete Faith nun Olivia Tanners Haus mit anderen Augen, als sie es sonst getan hätte. Der Blumengarten war wundervoll, die Pflanzen standen aber alle in gleichförmigen Reihen. Die Hausfassade war frisch gestrichen, die Regenrinne hing gerade und ordentlich befestigt unter der Traufe. Faith kannte das Viertel und wusste, dass der Bungalow wahrscheinlich dreißig Jahre älter war als ihr eigenes, bescheidenes Ranchhouse, aber im Vergleich dazu sah er brandneu aus.
»Gut«, sagte Will in sein Handy. »Vielen Dank, dass Sie mit mir gesprochen haben.« Er beendete den Anruf und sagte zu Faith: »Joelyn Zabel sagt, dass ihre Schwester in der Highschool Probleme mit Anorexie und Bulimie hatte. Sie wusste nicht so recht, wie es im Augenblick stand, aber man kann wohl davon ausgehen, dass Jackie es nicht aufgegeben hatte.«
Faith ließ die Information in ihr Hirn einsinken. »Okay«, sagte sie schließlich.
»Das ist es. Das ist die Verbindung.«
»Wohin bringt uns das?«, fragte sie und stellte den Motor ab. »Die Technik kann Jackie Zabels Mac nicht knacken. Sie brauchen vielleicht Wochen, um das Passwort für Pauline McGhees Computer zu finden, und wir wissen nicht einmal, ob sie die anderen Frauen tatsächlich in diesem Anorexie-Chatroom kennengelernt hat oder ob das nur was war, wo sie in der Mittagspause kurz reingeschaut hat.« Sie blickte wieder zu Olivia Tanners Haus. »Was wollen Sie wetten, dass wir hier auch nicht

das Geringste finden?«
»Sie konzentrieren sich auf Felix, obwohl Sie doch eigentlich über Pauline nachdenken sollten«, sagte er sanft.
Faith wollte erwidern, dass er unrecht habe, aber sie wusste, dass es stimmte. Sie konnte an nichts anderes denken als an Felix, der sich in irgendeiner Pflegefamilie die Augen ausweinte. Sie musste sich auf die Opfer konzentrieren, auf die Tatsache, dass Jacquelyn Zabel und Anna die Vorläuferinnen von Pauline McGhee und Olivia Tanner waren. Wie lange konnten die beiden Frauen die Folterungen, die Demütigungen ertragen? Jede Minute, die verging, war eine weitere Minute, in der sie litten.
Jede Minute, die verging, war eine weitere Minute für Felix ohne seine Mutter.
Will sagte zu ihr: »Felix können wir nur helfen, wenn wir Pauline helfen.«
Faith seufzte schwer. »Langsam geht es mir richtig auf den Geist, dass Sie mich so gut kennen.«
»Bitte«, murmelte er, »Sie sind ein Rätsel in einem Zuckerkrapfen.« Er öffnete die Fahrertür und stieg aus. Sie sah ihn mit entschlossenen Schritten zum Haus gehen.
Faith stieg ebenfalls aus, folgte ihm und bemerkte dabei: »Keine Garage, kein BMW.« Nach diesem entsetzlichen Gespräch mit Leo hatte sie den diensthabenden Beamten angerufen, der Olivia Tanners Vermisstenmeldung aufgenommen hatte. Die Frau fuhr einen blauen BMW 325, was in dieser Gegen wohl kaum auffiel. Tanner war alleinstehend, arbeitete als Vizepräsidentin einer örtlichen Bank, hatte keine Kinder, und der einzige lebende Verwandte war ihr Bruder.
Will drehte den Knauf der Haustür. Verschlossen. »Was hält ihren Bruder auf?«
Faith schaute auf die Uhr. »Seine Maschine landete vor einer Stunde. Wenn der Verkehr schlimm ist …« Sie beendete den Satz nicht. Der Verkehr in Atlanta war immer schlimm, vor allem in der Umgebung des Flughafens.
Er bückte sich und suchte unter der Fußmatte nach einem Schlüssel. Als er dort nichts fand, fuhr er mit den Fingern den Türsturz entlang und schaute in den Blumentöpfen nach. Doch er fand nichts. »Meinen Sie,

wir sollten einfach reingehen?«
Faith unterdrückte eine Bemerkung über Wills Vorliebe für unberechtigtes Eindringen. Sie arbeitete lange genug mit ihm zusammen, um zu wissen, dass Frustration auf Will wie Adrenalin wirkte, auf sie dagegen wie Valium. »Geben wir ihm noch ein paar Minuten.«
»Wir sollten lieber gleich einen Schlosser rufen, für den Fall, dass der Bruder keinen Schlüssel hat.«
»Gehen wir die Sache doch langsam an, okay?«
»Sie reden mit mir, wie Sie mit Zeugen reden.«
»Wir wissen ja nicht einmal, ob Olivia Tanner eines unserer Opfer ist. Sie könnte ja auch zur Chemieblonden mit Tausenden von Freunden geworden sein.«
»In der Bank hieß es, seit sie dort anfing, habe sie noch keinen einzigen Tag gefehlt.«
»Sie könnte die Treppe heruntergefallen sein. Beschlossen haben, die Stadt zu verlassen. Mit einem Fremden durchgebrannt sein, den sie in einer Bar kennenlernte.«
Will antwortete nicht. Er spähte durch die vorderen Fenster und versuchte, das Innere zu erkennen. Der Uniformierte, der gestern die Vermisstenmeldung aufgenommen hatte, hatte das mit Sicherheit bereits getan, aber Faith ließ ihn seine Zeit verschwenden, während sie auf Michael Tanner, Olivias Bruder, warteten.
Trotz seiner Wut hatte Leo ihnen einen Gefallen getan, indem er sie über die Vermisstenmeldung informierte. Die übliche Verfahrensweise hätte vorgeschrieben, dass ein Detective den Fall zugewiesen bekam. Je nachdem, wie beschäftigt der Detective war, hätte es bis zu vierundzwanzig Stunden gedauert, bis Michael Tanner mit jemandem sprach, der mehr tun konnte, als nur einen Bericht auszufüllen. Von da ab hätte es wohl noch einen Tag gedauert, bis man das GBI über eine Entsprechung mit seinem Opferprofil informierte. Leo hatte ihnen in einem Fall, bei dem sie dringend Hilfe brauchten, zwei wertvolle Tage erspart. Und als Dank hatten sie ihm die Zähne eingetreten.
Faith spürte ihr Blackberry vibrieren. Sie schaute in ihre E-Mail und schickte Caroline, Amandas Assistentin, ein stummes Dankeschön. »Ich habe Jake Bermans Verhaftungsbericht über den Vorfall in der Mall of Georgia.«

»Was steht da?«
Faith starrte auf das blinkende Sendesymbol. »Es dauert ein paar Minuten, bis er heruntergeladen ist.«
Er ging ums Haus herum und schaute in jedes Fenster. Faith folgte ihm und hielt ihr Blackberry vor sich ausgestreckt wie eine Wünschelrute. Schließlich war die erste Seite des Berichts geladen, und sie las vor: *Aufgrund von Beschwerden diverser Kunden der Mall of Georgia …*
Faith bewegte den Text auf der Suche nach den wichtigen Absätzen. *Nun machte der Verdächtige die typische Handbewegung, die andeutete, dass er an Geschlechtsverkehr interessiert sei. Ich reagierte mit zweifachem Nicken, woraufhin er mich zu den Kabinen im hinteren Teil der Herrentoilette führte.* Sie schob den Text noch ein Stück weiter. *Die Frau und die beiden Söhne des Verdächtigen, im Alter von etwa einem und drei Jahren, warteten draußen.*
»Wird der Name der Frau erwähnt?«
»Nein.«
Will ging die Stufen zu der Veranda auf der Rückseite von Olivia Tanners Haus hoch. Atlanta lag in den Ausläufern der Appalachen, was bedeutete, dass das gesamte Stadtgebiet sehr hügelig war. Olivia Tanners Haus stand am Fuß eines steilen Hangs, sodass die Nachbarn hinter ihr einen guten Blick auf ihr Haus hatten.
»Vielleicht haben sie was gesehen?«, bemerkte Will.
Faith schaute zum Nachbarhaus hinüber. Es war riesig, eine dieser luxuriösen Hässlichkeiten, wie man sie normalerweise nur in den Vorstädten sah.
Die beiden oberen Stockwerke hatten große Balkone, und im Erdgeschoss gab es eine Terrasse mit Sitzbereich und einen gemauerten offenen Kamin. An der Rückseite des Hauses waren alle Jalousien und Läden geschlossen bis auf zwei Vorhänge an einer der Türen zum Souterrain, die aufgezogen waren.
»Sieht leer aus«, sagte sie.
»Wahrscheinlich eine Zwangsräumung.« Will drehte an dem Knauf von Olivia Tanners Hintertür. Sie war verschlossen. »Olivia ist seit gestern verschwunden. Falls sie eines der Opfer ist, heißt das, sie wurde entweder direkt vor oder direkt nach Pauline verschleppt.« Er kontrollierte die Fenster. »Glauben wir, dass Jake Berman Pauline

McGhees Bruder sein könnte?«
»Möglich ist es«, gab Faith zu. »Pauline hat Felix gewarnt, dass ihr Bruder gefährlich ist. Sie wollte ihn nicht in der Nähe des Jungen sehen.«
»Sie muss aus einem ganz bestimmten Grund Angst vor ihm gehabt haben. Vielleicht ist ihr Bruder der Grund, warum Pauline wegzog und ihren Namen änderte. Sie hat schon in sehr jungen Jahren alle Verbindungen abgebrochen. Sie muss wirklich eine schreckliche Angst vor ihm gehabt haben.«
Faith zählte die einzelnen Punkte auf. »Jake Berman war am Tatort. Er ist verschwunden. Er war als Zeuge nicht sehr kooperativ. Bis auf eine Verhaftung wegen unsittlicher Entblößung hat er keine Datenspur hinterlassen.«
»Wenn Berman ein Deckname von Paulines Bruder ist, dann ist er ziemlich fundiert. Er wurde verhaftet und durchs System geschleust, ohne dass der Name auffiel.«
»Wenn er ihn vor zwanzig Jahren änderte, als Pauline von zu Hause weglief, dann ist das, was öffentliche Daten angeht, ein ganzes Leben. Damals gab man immer noch Informationen und alte Fälle in die Computer ein. Viele dieser Akten haben es nie in die Datenbanken geschafft, vor allem in Kleinstädten nicht. Überlegen Sie nur, wie schwer es für Leo war, Paulines Eltern zu finden, und sie haben immerhin eine Vermisstenmeldung eingereicht.«
»Wie alt ist Berman?«
Faith blätterte zum Anfang des Berichts. »Siebenunddreißig.«
Will blieb stehen. »War Pauline nicht ebenfalls siebenunddreißig? Könnten sie Zwillinge sein?«
Faith stöberte in ihrer Handtasche und fand die Schwarz-Weiß-Kopie von Pauline McGhees Führerschein. Sie versuchte, sich an Jake Bermans Gesicht zu erinnern, doch dann fiel ihr ein, dass sie seine Akte in der anderen Hand hielt. Das Blackberry lud immer noch den Text auf. Sie hielt es sich über den Kopf, weil sie hoffte, so ein stärkeres Signal zu bekommen.
»Gehen wir wieder zur Vorderseite des Hauses«, schlug Will vor. Sie gingen um die andere Seite herum, und Will schaute in die Fenster, versicherte sich, dass nichts verdächtig aussah. Als sie dann wieder vor

der Vordertür standen, hatte das Blackberry den Text fertig geladen. Auf seinem Verhaftungsfoto hatte Jake Berman einen Vollbart – die ungepflegte Art, die Vorstadt-Daddys gern trugen, wenn sie subversiv aussehen wollten. Faith zeigte Will das Bild. »Als ich mit ihm sprach, war er glatt rasiert«, sagte sie.
»Felix sagte, der Mann, der seine Mutter verschleppt hatte, hätte einen Schnurrbart gehabt.«
»So schnell hätte er sich keinen wachsen lassen können.«
»Wir könnten Skizzen anfertigen lassen, wie Jake ohne Gesichtsbehaarung oder mit einem Schnurrbart oder wie auch immer aussehen würde.«
»Amanda muss entscheiden, ob wir das veröffentlichen oder nicht.« Eine solche Skizze an die Öffentlichkeit zu geben, könnte bei Jake Berman Panik auslösen und ihn dazu bringen, sich noch besser zu verstecken. Wenn er ihr Bösewicht war, könnte ihn das außerdem warnen. Er könnte beschließen, alle Zeugen umzubringen und den Staat zu verlassen – oder noch schlimmer, das Land. Hartsfield International Airport bot jeden Tag zweitausendfünfhundert Flüge nach überallhin an.
Will sagte: »Er hat dunkle Haare und dunkle Augen wie Pauline.«
»Das haben Sie auch.«
Will zuckte die Achseln und gab zu: »Er sieht nicht aus wie ihr Zwilling. Vielleicht wie ihr Bruder.«
Faith hatte mal wieder auf dem Schlauch gestanden. Sie schaute die Geburtstage nach. »Berman feierte einen Geburtstag, nachdem er verhaftet wurde. Er wurde achtzehn Monate vor Pauline geboren.«
»Trug er einen Anzug, als er verhaftet wurde?«
Faith suchte in dem Bericht. »Jeans und Pullover. Dasselbe wie im Grady, als ich mit ihm sprach.«
»Gibt der Bericht seine Beschäftigung an?«
Faith schaute nach. »Arbeitslos.« Sie las die anderen Details und schüttelte den Kopf. »Das ist so ein schlampiger Bericht. Ich kann nicht glauben, dass ein Lieutenant den hat durchgehen lassen.«
»Ich habe solche Einsätze auch schon mitgemacht. Man bekommt da zehn, vielleicht fünfzehn Typen pro Tag. Die meisten leugnen einfach oder bezahlen die Strafe und hoffen, dass die Sache damit ausgestanden ist. Man lässt sich nicht auf ein Gerichtsverfahren ein, weil man auf

keinen Fall seinem Ankläger gegenübertreten will.«
»Was ist die ›typische Handbewegung‹, die man macht, um nach Sex zu fragen?«, erkundigte sich Faith neugierig.
Will zeigte eine obszöne Geste mit den Fingern, und Faith wäre es lieber gewesen, sie hätte nicht gefragt.
Er blieb hartnäckig. »Es muss doch einen Grund geben, warum Jake Berman sich versteckt.«
»Was sind unsere Alternativen? Er ist entweder ein Schmarotzer, er ist Paulines Bruder, oder er ist unser Bösewicht. Oder alles zusammen.«
»Oder nichts davon«, gab Will zu bedenken. »Wie auch immer, wir müssen auf jeden Fall mit ihm reden.«
»Amanda lässt das ganze Team nach ihm suchen. Sie benutzen alle Ableitungen seines Namens, die ihnen einfallen – Jake Seward, Jack Seward. Sie versuchen es mit McGhee, Jackson, Jakeson. Der Computer sucht nach allen Varianten.«
»Wie ist sein zweiter Vorname?«
»Henry. Also nehmen wir Hank, Harry, Hoss …«
»Wie kann jemand ein Vorstrafenregister haben, und wir können ihn trotzdem nicht finden?«
»Er benutzt keine Kreditkarten. Er hat keine Handyrechnung und keine Hypothek. Keine seiner letzten bekannten Adressen hat irgendwas ergeben. Wir wissen nicht, wer sein Arbeitgeber ist oder wo er in der Vergangenheit gearbeitet hat.«
»Vielleicht läuft alles auf den Namen seiner Frau – den Namen, den wir nicht haben.«
»Wenn mein Mann erwischt würde, wie er sich in einem Einkaufszentrum den Pimmel polieren lässt, während ich mit unseren Kindern draußen stehe …« Faith machte sich nicht die Mühe, den Satz zu beenden. »Es würde schon helfen, wenn der Anwalt, der diesen Fall von Erregung öffentlichen Ärgernisses bearbeitete, kein totales Arschloch wäre.« Der Anwalt weigerte sich, irgendwelche Informationen über seinen Mandanten preiszugeben, und behauptete, er habe keine Möglichkeit, mit Jake Berman in Kontakt zu treten. Amanda hatte einen Gerichtsbeschluss zur Akteneinsicht beantragt, aber solche Gerichtsbeschlüsse brauchten ihre Zeit – und Zeit war etwas, das knapp wurde.

Ein blauer Ford Escape hielt vor dem Haus. Der Mann, der ausstieg, sah aus wie ein Paradebeispiel für Angst, von seiner gerunzelten Stirn bis zu der Art, wie er die Hände vor dem leichten Schmerbauch rang. Er war ein Durchschnittstyp, mit schütteren Haaren und hängenden Schultern. Faith vermutete, er hatte einen Beruf, bei dem er mehr als acht Stunden vor dem Computer sitzen musste.
»Sind Sie die Polizeibeamten, mit denen ich gesprochen habe?«, fragte der Mann abrupt. Doch dann schien er zu merken, wie barsch er geklungen hatte, und fing noch einmal von vorn an. »Tut mir leid, ich bin Michael Tanner, Olivias Bruder. Sind Sie von der Polizei?«
»Ja, Sir.« Faith zog ihren Ausweis heraus. Sie stellte sich und Will vor.
»Haben Sie einen Schlüssel für das Haus Ihrer Schwester?«
Michael schien zugleich besorgt und verlegen zu sein, als könnte das alles nur ein Missverständnis sein. »Ich weiß nicht so recht, ob wir das tun sollten. Olivia legt großen Wert auf ihre Privatsphäre.«
Faith warf Will einen kurzen Blick zu. Noch eine Frau, die gern Grenzen zog.
Will schlug vor: »Wir können einen Schlosser rufen, wenn es nötig ist. Es ist wichtig, dass wir ins Haus kommen, für den Fall, dass irgendwas passiert ist. Olivia könnte gestürzt sein oder …«
»Ich habe einen Schlüssel.« Michael griff in die Tasche und zog einen einzelnen Schlüssel an einem Elastikband heraus. »Sie hatte ihn mir vor drei Monaten geschickt. Ich weiß nicht, warum. Sie wollte einfach, dass ich ihn habe. Ich vermute, weil sie wusste, dass ich ihn nie benutzen würde. Vielleicht sollte ich ihn auch nicht benutzen.«
Will sagte: »Sie wären nicht den langen Weg von Houston hierhergeflogen, wenn Sie nicht glauben würden, dass irgendwas nicht stimmt.«
Michael wurde weiß im Gesicht, und Faith konnte erahnen, wie die letzten Stunden seines Lebens für ihn gewesen sein mussten – die Fahrt zum Flughafen, der Flug, ein Auto mieten. Und die ganze Zeit dachte er daran, dass er sich lächerlich machte, dass es seiner Schwester gut ging. Und im Hinterkopf hatte er ständig das Gefühl, dass wahrscheinlich genau das Gegenteil stimmte.
Michael gab Will den Schlüssel. »Der Polizist, mit dem ich gestern sprach, sagte, er würde einen Uniformierten schicken, der an die Tür

klopft.« Er hielt inne, als wollte er von ihnen die Bestätigung, dass das tatsächlich passiert war. »Ich hatte Angst, dass man mich nicht ernst nimmt. Ich weiß, dass Olivia eine erwachsene Frau ist, aber sie ist ein Gewohnheitstier und weicht nie von ihrer Routine ab.«
Will schloss die Tür auf und betrat das Haus. Faith hielt den Bruder auf dem Treppchen zurück. »Was ist ihre Routine?«
Er schloss kurz die Augen, wie um sich zu sammeln. »Sie arbeitet in einer Privatbank in Buckhead, und das seit fast zwanzig Jahren. Sie geht sechs Tage die Woche rein – jeden Tag außer Montag, da geht sie shoppen und erledigt die anderen Besorgungen: Reinigung, Bibliothek, Lebensmittelladen. Punkt acht Uhr ist sie in der Bank und verlässt sie meistens auch wieder um acht, außer an Abenden mit irgendeiner Veranstaltung. Ihr Job ist die Öffentlichkeitsarbeit. Wenn es eine Party gibt oder eine Wohltätigkeitsveranstaltung oder irgendwas, das die Bank sponsert, muss sie dabei sein. Ansonsten ist sie immer zu Hause.«
»Hat die Bank Sie angerufen?«
Er hob die Hand an die Kehle und rieb sich eine grell rote Narbe. Faith vermutete, dass er einen Luftröhrenschnitt oder sonst eine Halsoperation gehabt hatte.
Er sagte: »Die Bank hat meine Telefonnummer nicht. Ich rief dort an, als ich gestern Morgen nichts von Olivia hörte. Und ich rief nach der Landung noch mal an. Sie haben keine Ahnung, wo sie ist. Sie hat zuvor noch nie gefehlt.«
»Haben Sie ein neueres Foto von Ihrer Schwester?«
»Nein.« Erst jetzt schien ihm klar zu werden, warum sie das Foto brauchten. »Tut mir leid. Olivia ließ sich nur äußerst ungern fotografieren. Immer schon.«
»Das ist okay«, beruhigte ihn Faith. »Wenn nötig, kopieren wir das Foto aus ihrem Führerschein.«
Will kam die Stufen herunter. Er schüttelte den Kopf, und Faith führte den Mann ins Haus. Sie versuchte ein wenig Smalltalk, sagte zu Michael: »Das ist ein sehr schönes Haus.«
»Ich habe es noch nie gesehen«, gestand er. Er schaute sich um wie Faith und dachte wahrscheinlich dasselbe wie sie: Es sah aus wie in einem Museum. Die Eingangshalle reichte nach hinten bis zur Küche, in der weiße Marmor-Arbeitsflächen und weiße Schränke glänzten. Die Treppe

war mit einem weißen Läufer belegt, und das Wohnzimmer war ähnlich spartanisch eingerichtet; alles – von den Wänden über die Möbel bis zu dem Teppich auf dem Boden – war jungfräulich weiß. Sogar die Kunst an den Wänden bestand aus weißen Leinwänden in weißen Rahmen.
Michael fröstelte. »Es ist so kalt hier drinnen.«
Faith wusste, dass er nicht die Temperatur meinte.
Sie führte die beiden Männer ins Wohnzimmer. Es gab eine Couch und zwei Sessel, aber sie wusste nicht, ob sie sich setzen oder stehen bleiben sollte. Schließlich nahm sie auf der Couch Platz, deren Polsterung so hart war, dass sie unter ihrem Gewicht kaum nachgab. Will setzte sich in den Sessel neben ihr und Michael begab sich ans andere Ende der Couch.
Sie sagte: »Fangen wir ganz am Anfang an, Mr Tanner.«
»Doktor«, sagte er und runzelte dann die Stirn. »Tut mir leid. Das ist unwichtig. Bitte nennen Sie mich Michael.«
»Nun gut, Michael.« Da Faith spürte, dass er kurz vor einer Panik stand, bemühte sie sich um eine ruhige, besänftigende Stimme. »Sie sind Arzt?«
»Radiologe.«
»Sie arbeiten in einem Krankenhaus?«
»Das Methodist Breast Center.« Er blinzelte, und sie merkte, dass er versuchte, nicht zu weinen.
Faith kam gleich zur Sache. »Was brachte Sie dazu, gestern die Polizei anzurufen?«
»Olivia ruft mich inzwischen jeden Tag an. Früher war das nicht so. Viele Jahre lang standen wir uns nicht sehr nahe, dann ging sie aufs College, und wir entfernten uns noch weiter voneinander.« Er lächelte schwach. »Vor zwei Jahren bekam ich Krebs. Die Schilddrüse.« Er strich sich wieder über die Narbe an seiner Kehle. »Habe einfach eine Leere gespürt?« Er sagte das als Frage, und Faith nickte, als würde sie verstehen. »Ich wollte mit meiner Familie zusammen sein. Ich wollte Olivia wieder in meinem Leben haben. Ich wusste, es würde nur zu ihren Bedingungen laufen, aber ich war bereit, dieses Opfer zu bringen.«
»Und welche Bedingungen waren das?«
»Ich durfte sie nie anrufen. Sie war immer diejenige, die mich anrief.«
Faith wusste nicht so recht, was sie dazu sagen sollte. Will fragte: »Gab es ein bestimmtes Muster für diese Anrufe?«

Michael nickte, als sei er froh, dass endlich irgendjemand verstand, warum er sich solche Sorgen machte. »Ja. Sie hat mich in den letzten achtzehn Monaten jeden einzelnen Tag angerufen. Manchmal sagt sie nicht viel, aber egal, was los ist, sie ruft jeden Morgen zur selben Zeit an.«
Will fragte: »Warum sagt sie nicht viel?«
Michael schaute auf seine Hände hinunter. »Es ist schwer für sie. Während wir aufwuchsen, musste sie einiges durchmachen. Sie ist niemand, der an das Wort ›Familie‹ denkt und lächelt.« Er rieb sich wieder die Narbe, und Faith spürte eine tiefe Traurigkeit von ihm ausgehen. »Im Grunde genommen lächelt sie über kaum etwas.«
Will schaute Faith kurz an, um sich zu versichern, dass es für sie okay war, wenn er übernahm. Sie nickte knapp. Offensichtlich war Michael Tanner entspannter, wenn er mit Will sprach. Jetzt hatte sie nur noch die Aufgabe, mit dem Hintergrund zu verschmelzen.
Will fragte: »Ihre Schwester war kein glücklicher Mensch?«
Michael schüttelte langsam den Kopf, seine Traurigkeit füllte das ganze Zimmer.
Will schwieg einen Augenblick, um dem Mann ein wenig Ruhe zu gewähren. »Wer missbrauchte sie?«
Faith war schockiert über die Frage, aber die Tränen, die aus Michaels Augen quollen, zeigten ihr, dass Will genau ins Schwarze getroffen hatte. »Unser Vater. War ja damals fast ein Klischee.«
»Wann?«
»Unsere Mutter starb, als Olivia acht Jahre alt war. Ich schätze, kurz danach fing es an. Es lief ein paar Monate, bis Olivia bei einem Arzt landete. Sie war verletzt. Der Arzt meldete es, aber mein Vater sagte einfach …« Die Tränen liefen Michael übers Gesicht. »Mein Vater sagte, sie hätte sich mit Absicht selber wehgetan. Dass sie sich da … da unten was reingesteckt hätte, um sich zu verletzen.« Er wischte sich wütend die Tränen weg. »Mein Vater war Richter. Er kannte jeden bei der Polizei, und sie glaubten, ihn zu kennen. Er behauptete, Olivia würde lügen, also nahmen alle an, dass sie eine Lügnerin war – vor allem ich. Jahrelang glaubte ich ihr einfach nicht.«
»Was ließ Sie Ihre Meinung ändern?«
Er lachte humorlos auf. »Die Logik. Es ergab einfach keinen Sinn, dass

sie so … dass sie so war, wie sie war, außer es war etwas Schreckliches passiert.«
Will schaute dem Mann weiter direkt in die Augen. »Hat Ihr Vater Ihnen je was getan?«
»Nein.« Die Antwort kam zu schnell. »Nichts Sexuelles, meine ich. Manchmal bestrafte er mich. Zog den Gürtel aus der Hose. Er konnte ein brutaler Mann sein, aber ich dachte, Väter sind eben so. Es war normal. Schlägen ging man am besten aus dem Weg, indem man ein braver Sohn war, deshalb war ich ein braver Sohn.«
Wieder ließ Will sich Zeit mit der nächsten Frage. »Wie bestrafte sich Olivia für das, was passiert ist?«
Michael kämpfte mit seinen Gefühlen, versuchte, sie zu beherrschen, versagte aber kläglich. Schließlich drückte er sich Daumen und Zeigefinger an die Augen und schluchzte. Will saß einfach nur da. Faith machte es ihm nach. Sie wusste instinktiv, dass sie im Augenblick nichts Schlimmeres tun konnte, als Michael Tanner zu trösten.
Er benutzte die Handrücken, um sich die Tränen abzuwischen. Schließlich sagte er: »Olivia wurde Bulimikerin. Ich glaube, anorektisch ist sie noch immer, aber sie hat mir geschworen, dass sie das Reinigungsritual unter Kontrolle hat.«
Faith merkte, dass sie den Atem angehalten hatte. Olivia Tanner hatte eine Essstörung wie Pauline McGhee und Jackie Zabel.
Will fragte: »Wann fing das an?«
»Mit zehn oder elf Jahren. Ich weiß es nicht mehr. Ich bin drei Jahre jünger. Ich kann mich nur noch daran erinnern, dass es furchtbar war. Sie ist einfach … sie ist einfach immer weniger geworden.«
Will nickte nur und ließ den Mann weiterreden.
»Olivia war immer besessen von ihrem Aussehen. Sie war so hübsch, aber sie akzeptierte nie …« Michael hielt kurz inne. »Ich schätze, mein Daddy machte es noch schlimmer. Er zwickte sie immer, neckte sie, sagte ihr, sie müsse den Babyspeck endlich loswerden. Sie war nicht fett. Sie war ein normales Mädchen. Sie war schön. *War* schön. Wissen Sie, was passiert, wenn man sich zum Hungern zwingt?«
Michael schaute Faith an, aber sie schüttelte den Kopf.
»Sie bekam Druckstellen am Rücken. Große, klaffende Wunden, wo die Knochen Löcher in ihre Haut scheuerten. Sie konnte sich nie hinsetzen,

es sich nie bequem machen. Sie fror die ganze Zeit, spürte ihre Hände und Füße nicht. An manchen Tagen hatte sie nicht einmal die Kraft, auf die Toilette zu gehen. Sie machte sich dann einfach in die Hose.« Er brach ab, als die Erinnerungen ihn offensichtlich wieder überwältigten. »Sie schlief zehn, zwölf Stunden pro Tag. Sie verlor ihre Haare. Sie bekam Krampfanfälle. Ihr Herz raste. Ihre Haut war … es war abstoßend. Schuppig, die trockenen Partikel flogen einfach von ihrem Körper weg. Und sie dachte, das sei es wert. Sie dachte, es mache sie schön.«

»Kam sie je in ein Krankenhaus?«

Er lachte, als könnten sie überhaupt nicht begreifen, wie schrecklich die Situation gewesen war. »Sie kam immer und immer wieder ins Houston General. Sie ernährten sie künstlich über Infusionen. Sie legte genug Gewicht zu, sodass man sie wieder aus dem Krankenhaus entlassen konnte, und kaum war sie draußen, fing sie wieder an, sich zu reinigen. Zweimal versagten ihre Nieren. Man machte sich große Sorgen um den Schaden, den sie an ihrem Herzen anrichtete. Damals war ich furchtbar wütend auf sie. Ich verstand nicht, warum sie sich selbst freiwillig etwas so Schreckliches antat. Es schien einfach so … warum zwingt sich irgendjemand zum Hungern? Warum unterwirft sich irgendjemand etwas so …« Er schaute sich in dem Zimmer um, dem kalten Ort, den seine Schwester für sich selbst geschaffen hatte. »Kontrolle. Sie wollte ganz einfach eine Sache kontrollieren, und diese eine Sache war das, was sie in ihren Mund steckte.«

Faith fragte: »Ging es ihr besser? Ich meine, in letzter Zeit?«

Er nickte und zuckte gleichzeitig die Achseln. »Die Sache besserte sich, als sie von meinem Vater wegkam. Aufs College ging, einen Wirtschaftsabschluss machte. Sie zog hierher nach Atlanta. Ich glaube, die Entfernung half ihr.«

»War sie in Therapie?«

»Nein.«

»Was ist mit einer Selbsthilfegruppe? Oder einem Online-Chatroom?«

Er schüttelte den Kopf, schien sich sehr sicher zu sein. »Olivia war überzeugt, dass sie keine Hilfe brauchte. Sie dachte, sie hätte alles unter Kontrolle.«

»Hatte sie Freunde oder …«

»Nein. Sie hatte niemanden.«
»Lebt Ihr Vater noch?«
»Er starb vor ungefähr zehn Jahren. Es war sehr friedlich. Jeder war glücklich, dass er einfach eingeschlafen ist.«
»Ist Olivia religiös? Sie geht nicht in die Kirche oder …«
»Sie würde den Vatikan niederbrennen, wenn sie an den Wachen vorbeikommen würde.«
Will fragte: »Sagen Ihnen die Namen Jacquelyn Zabel, Pauline McGhee oder Anna irgendetwas?«
Er schüttelte den Kopf.
»Waren Sie oder Ihre Schwester je in Michigan?«
Er schaute sie verwundert an. »Nie. Ich meine, ich nicht. Olivia hat ihr ganzes Erwachsenenleben in Atlanta verbracht, aber vielleicht hat sie einmal einen Ausflug dorthin gemacht, von dem ich nichts weiß.«
Will versuchte eine andere Richtung. »Was ist mit dem Satz ›Ich werde mir nichts versagen‹? Sagt der Ihnen irgendwas?«
»Nein. Aber es ist das genaue Gegenteil davon, was Olivia in ihrem Leben macht. Sie versagt sich alles.«
»Was ist mit ›Thinspo‹ oder ›Thinspiration‹?«
Wieder schüttelte er den Kopf. »Nein.«
Faith übernahm. »Was ist mit Kindern? Hat Olivia Kinder? Oder will sie welche?«
»Das wäre rein körperlich unmöglich«, antwortete der Mann. »Ihr Körper … der Schaden, den sie an sich selbst anrichtete. Sie könnte unmöglich ein Kind austragen.«
»Sie könnte adoptieren.«
»Olivia hasste Kinder.« Er sprach so leise, dass Faith ihn kaum verstehen konnte. »Sie wusste, was mit ihnen passieren konnte.«
Will stellte die Frage, die Faith durch den Kopf ging. »Glauben Sie, sie hat es in letzter Zeit wieder getan – sich zum Hungern gezwungen?«
»Nein«, sagte Michael. »Zumindest nicht so wie früher. Das war der Grund, warum sie mich jeden Morgen pünktlich um sechs anrief, um mir zu sagen, dass sie okay sei. Manchmal griff ich zum Hörer, und sie redete mit mir, und manchmal sagte sie nur ›Ich bin okay‹ und legte wieder auf. Ich glaube, es war für sie eine Rettungsleine. Ich hoffe es zumindest.«

Faith sagte: »Aber gestern hat sie Sie nicht angerufen. Ist es möglich, dass sie wütend auf Sie war?«
»Nein.« Er wischte sich wieder die Augen. »Sie wurde nie wütend auf mich. Sie machte sich Sorgen um mich. Sie machte sich die ganze Zeit Sorgen um mich.«
Will nickte nur, deshalb fragte Faith: »Warum machte sie sich Sorgen?«
»Weil sie mich …« Michael brach ab und räusperte sich ein paar Mal.
Will sagte: »Weil Olivia Michael vor ihrem Vater schützte.«
Michael nickte wieder, und es wurde still im Zimmer. Er schien jetzt seinen ganzen Mut zusammenzunehmen. »Glauben Sie …« Er beendete den Satz nicht. »Olivia würde ihre Routine nie ändern.«
Will schaute ihm direkt in die Augen. »Ich kann nett sein, oder ich kann ehrlich sein, Dr. Tanner. Es gibt hier nur drei Möglichkeiten. Eine ist, dass Ihre Schwester sich einfach aus dem Staub gemacht hat. Leute tun das. Sie würden sich wundern, wie oft das passiert. Die andere ist, dass sie einen Unfall hatte oder dass sie verletzt ist …«
»Ich habe die Krankenhäuser angerufen.«
»Auch die Atlanta Police hat das getan. Sämtliche Zugänge wurden geprüft, Ihre Schwester war nirgendwo dabei.«
Michael nickte, wahrscheinlich, weil er das bereits wusste. »Was ist die dritte Möglichkeit?«, fragte er leise.
»Jemand hat sie verschleppt«, antwortete Will. »Jemand, der ihr etwas antun will.«
Michaels Kehlkopf hüpfte. Lange starrte er seine Hände an, bevor er schließlich nickte. »Vielen Dank für Ihre Ehrlichkeit, Detective.«
Will stand auf. Er fragte: »Haben Sie etwas dagegen, wenn wir uns im Haus umsehen, die Sachen Ihrer Schwester durchsuchen?«
Der Mann schüttelte den Kopf, und Will sagte zu Faith: »Ich nehme mir den oberen Stock vor. Sie schauen hier unten nach.«
Er ließ ihr nicht die Zeit, über den Plan zu diskutieren, und Faith beschloss, nicht mit Will zu streiten, obwohl Olivia Tanner ihren privaten Computer wahrscheinlich oben hatte.
Sie ließ Michael Tanner im Wohnzimmer sitzen und ging in die Küche. Licht strömte durch die Fenster herein, was alles noch weißer wirken ließ. Die Küche war wunderschön, aber so steril wie der Rest des Hauses. Die Arbeitsflächen waren alle völlig leer bis auf den schmalsten

Fernseher, den Faith je gesehen hatte. Sogar die Leitungen für Kabelanschluss und Stromversorgung waren versteckt, sie verschwanden in einem kleinen Loch im leicht gemaserten Marmor.
Im begehbaren Vorratsschrank gab es nur sehr wenig Nahrungsmittel. Was vorhanden war, war ordentlich aufgereiht, alle Schachteln mit der Front nach vorn, sodass man die Etiketten sah, die Dosen ebenfalls so gedreht, dass man den Inhalt ablesen konnte. Es gab sechs große Flaschen Aspirin, alle noch in Originalverpackung. Die Marke war eine andere als die, die Faith in Jackie Zabels Schlafzimmer gefunden hatte, aber sie fand es merkwürdig, dass beide Frauen so viel Aspirin nahmen. Noch ein Detail, das einfach keinen Sinn ergab.
Faith erledigte einige Anrufe, während sie die Küchenschränke durchsuchte. So leise es ging, forderte sie eine Hintergrundüberprüfung von Michael Tanner an, nur um ihn mit Sicherheit aus dem Kreis der Verdächtigen auszuschließen. Ihr nächster Anruf ging an die Atlanta Police, sie bat um einige Streifenbeamte zur Überprüfung der Nachbarschaft. Sie hatte eine Verbindungsüberprüfung von Olivia Tanners Festnetzanschluss zu Hause angeordnet, aber das Handy der Frau lief wahrscheinlich über die Bank. Wenn sie großes Glück hatten, fanden sie irgendwo ein Blackberry, sodass sie ihre E-Mail lesen konnten. Vielleicht hatte Olivia Tanner irgendjemanden in ihrem Leben, von dem ihr Bruder nichts wusste. Faith schüttelte den Kopf über ihre Vermutung. Das Haus war ein Ausstellungsort, aber es fühlte sich nicht an, als würde jemand darin leben. Hier gab es keine Partys, keine Zusammenkünfte am Wochenende. Mit Sicherheit lebte hier kein Mann.
Wie hatte Olivia Tanners Leben ausgesehen? Faith hatte schon früher Vermisstenfälle bearbeitet. Wollte man herausfinden, was mit den Frauen passiert war – es handelte sich für gewöhnlich um Frauen –, musste man versuchen, sich in sie hineinzuversetzen. Was waren ihre Vorlieben und Abneigungen? Wer waren ihre Freunde? Was war so schrecklich am Freund/Ehemann/Geliebten, dass man unbedingt die Sachen packen und verschwinden musste?
Bei Olivia gab es keine Hinweise, keine emotionalen Anker, an denen man sich orientieren konnte. Die Frau wohnte in einem Haus, in dem es nicht einmal einen bequemen Sessel gab, in den man am Ende des Tages sinken konnte. Alle Teller und Schüsseln waren ohne Kratzer und

Absplitterungen, sie wirkten unbenutzt. Sogar die Kaffeetassen waren unten am Boden blitzsauber. Wie konnte Faith sich in eine Frau hineinversetzen, die in einem makellosen, weißen Kasten lebte?
Faith kehrte zu den Küchenschränken zurück und fand auch beim zweiten Mal nichts, was nicht dorthin gehörte. Sogar was sie als Krimskramsschublade bezeichnet hätte, war ordentlich – die Schraubenzieher in einem Plastiketui, der Hammer auf einer Rolle Spagat. Faith fuhr mit dem Finger über die innere Anschlagkante des Schranks und fand weder Staub noch Schmutzpartikel. Was war das für eine Frau, die ihre Küchenschränke innen und außen wischte?
Faith öffnete die unterste Schublade und fand dort einen großen Umschlag, wie man ihn fürs Versenden von Fotos benutzte. Sie öffnete ihn und fand einen Stapel Hochglanzfotos, die sauber aus Magazinen ausgeschnitten waren. Alle zeigten Models in unterschiedlich leichter Bekleidung, ganz gleich, ob sie Parfum oder goldene Uhren verkauften. Das waren nicht die gewöhnlichen Frauen, die in Twinset und Perlenkette fröhlich in ihren Häusern abstaubten oder hinter hinreißenden Kindern herputzten. Diese Models verkörperten Sex, Lüsternheit und vor allem Dünnheit.
Faith hatte einige dieser knochendürren Models schon gesehen. Wie jeder andere Mensch, der an der Kasse im Lebensmittelladen wartete, blätterte auch sie in *Cosmo* und *Vogue* und *Elle*, doch als sie jetzt diese anorektischen Frauen sah und wusste, dass Olivia Tanner diese Bilder nicht ausgesucht hatte, weil sie sich einen neuen Lidschatten oder Lippenstift kaufen wollte, sondern weil sie diese retuschierten Skelette als erreichbares Ziel betrachtete, wurde ihr richtig übel.
Michael Tanners Worte fielen ihr ein, über die Qualen, die seine Schwester auf sich genommen hatte, nur um dünn zu sein. Sie konnte sich einfach nicht vorstellen, warum Will so sicher war, dass Olivia versucht hatte, ihren Bruder zu schützen. Es schien so unwahrscheinlich, dass ein Mann, der seine Tochter vergewaltigte, sich auch seinen Sohn vornahm, aber Faith war zu lange Polizistin, um noch zu glauben, dass Kriminelle einem logischen Muster folgten. Trotz ihrer Teenager-Schwangerschaft war die Mitchell-Familie ziemlich normal gewesen. Es gab keine misshandelnden Alkoholiker oder sexsüchtige Onkel. Was eine massiv gestörte Kindheit anging, musste Faith sich

Wills Beurteilung beugen.
Er hatte nie irgendetwas direkt bestätigt, aber sie vermutete, dass er als Kind stark unter Misshandlungen gelitten hatte. Seine Oberlippe war offensichtlich aufgerissen worden, man hatte aber nie dafür gesorgt, dass sie ordentlich verheilte. Die schwache Narbe, die seitlich am Kiefer entlanglief und in seinem Kragen verschwand, sah alt aus, etwas, das man als Kind bekam und womit man für den Rest seines Lebens zurechtkommen musste. Sie hatte mit Will schon in den heißesten Sommermonaten gearbeitet und noch nie gesehen, dass er seine Hemdsärmel aufkrempelte oder wenigstens seine Krawatte lockerte. Seine Frage, wie Olivia Tanner sich selbst bestrafte, war besonders erhellend. Faith dachte oft, dass Angie Polaski eine Strafe war, die Will sich selbst auferlegt hatte.
Auf der Treppe hörte sie Schritte. Will kam kopfschüttelnd in die Küche. »Ich habe auf dem Telefon oben die Wahlwiederholungstaste gedrückt. Ich bekam den Anrufbeantworter ihres Bruders in Houston dran.«
Er hatte ein Buch in der Hand. »Was ist das?«
Er gab ihr den schmalen Roman, der einen Bibliotheksaufkleber auf dem Rücken hatte. Der Umschlag zeigte eine kauernde, nackte Frau. Sie trug High Heels, aber die Pose war eher künstlerisch als pervers, was die deutliche Botschaft aussandte, das ist Literatur, kein Schrott. Also nicht die Art Buch, die Faith lesen würde. Sie blätterte in dem Bändchen und sagte zu Will: »Es geht um eine Frau, die eine metamphetaminsüchtige Diabetikerin ist, und ihren misshandelnden Vater.«
»Eine Liebesgeschichte.« Er riet den Titel. »Enthüllt?«
Er war nahe dran. Faith hatte herausgefunden, dass er im Allgemeinen die ersten drei Buchstaben eines Wortes las und den Rest erriet. Sehr häufig hatte er recht, aber ungewöhnliche Wörter verwirrten ihn.
Sie legte das Buch mit dem Cover nach unten auf die Arbeitsfläche. »Haben Sie einen Computer gefunden?«
»Keinen Computer. Kein Tagebuch. Keinen Kalender.« Er öffnete Schubladen und fand die TV-Fernbedienung. Er schaltete das Gerät an und drehte den Bildschirm in seine Richtung. »Das ist der einzige Fernseher im Haus.«
»Im Schlafzimmer gibt’s keinen?«
»Nein.« Will zappte durch die Kanäle und fand das gewohnte digitale

Angebot. »Sie hat keinen Kabelanschluss. Am Anschlusskasten im Keller gibt es kein DSL-Modem.«
»Dann hat sie also kein Highspeed-Internet«, schloss Faith. »Vielleicht wählt sie sich drahtlos ein. Sie könnte in der Bank einen Laptop haben.«
»Oder jemand könnte ihn mitgenommen haben.«
»Oder sie lässt ihre Arbeit im Büro. Ihr Bruder sagt, sie ist von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang in der Bank.«
Er schaltete den Fernseher wieder aus. »Haben Sie hier unten irgendwas gefunden?«
»Aspirin«, sagte Faith und deutete auf die Behälter im Vorratsschrank.
»Was haben Sie damit gemeint, dass Olivia Michael schützte?«
»Es geht um das, worüber wir in Paulines Büro gesprochen haben. Hatten Ihre Eltern viel Zeit für Ihren Bruder, als Sie in Schwierigkeiten waren?«
Faith schüttelte den Kopf und erkannte, dass Will völlig recht hatte mit dem, was er sagte. Olivia hatte die ganze negative Aufmerksamkeit von ihrem Bruder abgezogen, damit wenigstens er so etwas wie ein normales Leben führen konnte.
Kein Wunder, dass den Mann ein so gigantisches Schuldbewusstsein quälte. Er war einer, der überlebt hatte.
Will schaute zum hinteren Fenster hinaus, hinüber zu dem anscheinend leeren Haus hinter Olivias. »Diese Vorhänge an der Tür stören mich.«
Faith kam zu ihm ans Fenster. Er hatte recht. An den Souterrainfenstern waren alle Jalousien geschlossen, nur die Vorhänge der Türen standen offen.
Faith hob ihre Stimme. »Dr. Tanner, wir gehen mal kurz nach draußen. Wir sind gleich wieder zurück.«
»Okay«, erwiderte Michael Tanner.
Er klang noch immer zitterig, deshalb fügte Faith hinzu: »Bis jetzt haben wir noch nichts gefunden. Wir suchen immer noch.«
Sie wartete. Es kam keine Antwort.
Will hielt ihr die Hintertür auf, und sie traten beide auf die Veranda.
Er sagte: »Ihre Sachen sind alle in Größe 36. Ist das normal?«
»Schön wär’s«, murmelte Faith und bemerkte, was sie gesagt hatte. »Es ist dünn, aber es ist nicht furchtbar.«
Faith ließ den Blick noch einmal über Olivia Tanners Garten wandern.

Das Grundstück war, wie die meisten innerstädtischen Gärten, kaum mehr als tausend Quadratmeter groß, Zäune markierten die Grenzen, und alle zweihundert Meter ragten Telefonmasten in den Himmel. Faith folgte Will die Verandastufen hinunter. Olivias Garten wurde von einem teuer aussehenden Zedernholzzaun begrenzt. Die Bretter waren flach, die Stützpfosten standen auf der Außenseite. Sie fragte: »Sieht der Zaun für Sie neu aus?«

Er schüttelte den Kopf. »Er ist mit einem Hochdruckreiniger abgespritzt worden. Frisches Zedernholz hat einen kräftigeren Rotton.«

Sie erreichten die Grundstücksgrenze und blieben stehen. Auf den Zedernbrettern waren Spuren zu sehen. Tiefe Kratzer zogen sich in der Mitte nach oben. Will bückte sich und sagte: »Sieht aus, als hätte das jemand mit den Füßen gemacht, wahrscheinlich, als derjenige versuchte, über den Zaun zu kommen.«

Faith schaute wieder zu Olivia Tanners Nachbarhaus hinüber. »Für mich sieht es leer aus. Glauben Sie, es war eine Zwangsräumung?«

»Es gibt nur eine Möglichkeit, das rauszufinden.« Will ging zu einem anderen Abschnitt des Zauns und wollte sich darüberschwingen, als ihm einfiel, dass Faith bei ihm war. »Wollen Sie hier auf mich warten? Wir könnten aber auch außen herumgehen.«

»Mache ich einen so erbärmlichen Eindruck auf Sie?« Sie packte den oberen Rand des Zauns. Sie hatte so etwas bereits in der Polizeiakademie gemacht, aber das war einige Jahre her, und sie hatte damals keinen Rock getragen. Faith tat so, als würde sie nicht bemerken, dass Will ihr von hinten half, so wie sie hoffte, er würde so tun, als würde er nicht bemerken, dass sie ihre taubenblaue Omaunterwäsche trug.

Irgendwie schaffte sie es auf die andere Seite. Will wartete, bis sie sicher auf der anderen Seite stand, und schwang sich dann über den Zaun wie ein zehnjähriger chinesischer Turner.

»Angeber«, murmelte sie und ging den steilen Hang zu dem leeren Haus hinauf. Das Souterrain war eine Wand aus Fenstern, die auf den Hinterhof hinausführten, mit Glastüren an jedem Ende. Beim Näherkommen sah sie, dass eine der Türen offen stand. Der Wind wurde stärker, und ein Stück weißer Vorhang flatterte vor der Tür in der Brise.

»Das kann doch nicht so einfach sein«, sagte Will und dachte offensichtlich dasselbe wie Faith: *Versteckte sich ihr Verdächtiger da*

drinnen? War das der Ort, wo er seine Opfer gefangen hielt?
Mit entschlossenem Schritt ging Will auf das Haus zu.
Sie fragte: »Soll ich Verstärkung rufen?«
Will schien sich keine großen Gedanken zu machen. Er stieß die Tür auf und streckte den Kopf hindurch.
»Schon mal was von Gefahr im Verzug gehört?«
»Haben Sie dieses Geräusch gehört?«, fragte er, obwohl sie beide wussten, dass er nichts gehört hatte. Rein rechtlich durften sie ohne Durchsuchungsbeschluss oder dem Tatbestand der Gefahr im Verzug nicht in ein Privathaus eindringen.
Faith drehte sich um und schaute zu Olivia Tanners Haus zurück. Die Frau hielt offensichtlich nicht viel von Fensterabdeckungen. Von ihrem Standpunkt aus konnte Faith deutlich in die Küche hineinschauen und auch in einen Raum, der offensichtlich Olivias Schlafzimmer war. »Wir sollten einen Durchsuchungsbeschluss beantragen.«
Will war bereits im Haus. Faith verfluchte ihn leise, während sie die Waffe aus ihrer Handtasche zog. Sie machte einen Schritt in das Souterrain und trat vorsichtig auf den weißen Berberteppich. Das Souterrain war voll ausgebaut, wurde früher offensichtlich als Medienraum genutzt. Es gab einen Billardtisch und eine Bar mit Wasseranschluss. Aus einer Wand ragten Drähte, dort war früher offensichtlich ein Heimkino-System gewesen. Will war nirgendwo zu sehen. »Idiot«, murmelte sie, machte noch einen Schritt und schob die Tür zurück, bis sie an der Wand anstieß. Sie lauschte so angestrengt, dass sie einen Phantomschmerz in den Ohren spürte.
»Will?«, flüsterte sie. Da keine Antwort kam, wagte Faith sich weiter, auch wenn ihr Herz wie wild hämmerte. Sie beugte sich über die Bar, schaute hinter den Tresen und sah seitlich davon eine Schachtel und eine leere Limodose. Hinter ihr stand ein Schrank, die Tür nur angelehnt. Mit dem Lauf ihrer Waffe schob sie sie ganz auf.
»Er ist leer«, sagte Will, der um eine Ecke kam und sie erschreckte.
»Was, zum Teufel, treiben Sie?«, blaffte Faith. »Er hätte hier drin sein können.«
Er wirkte unbeeindruckt. »Wir müssen herausfinden, wer Zugang zu diesem Haus hat. Makler. Bauunternehmer. Alle, die an dem Haus interessiert sind.« Er zog ein Paar Gummihandschuhe aus seiner Tasche

und schaute sich das Schloss an der Glastür an. »Hier sind Werkzeugspuren. Jemand hat das Schloss geknackt.« Er ging zu den Fenstern, die mit billigen Plastikjalousien verhängt waren. Eine der Lamellen war aufgebogen und gerissen. Will drehte an dem Plastikstab, um die Jalousie zu öffnen und Tageslicht hereinzulassen. Er kauerte sich hin und betrachtete den Boden.
Faith steckte ihre Waffe wieder in die Tasche. Ihr Herz schlug noch immer wie eine Trommel. »Will, Sie haben mir eine Heidenangst eingejagt. Dringen Sie nie mehr so in ein Haus ein, ohne dass ich Ihnen den Rücken decke.«
»Sie können nicht beides haben.«
»Was soll das heißen?«, wollte sie wissen, doch sie wusste es bereits. Er versuchte, aggressiver zu sein, um sie zufriedenzustellen.
»Schauen Sie.« Er winkte sie zu sich. »Fußabdrücke.«
Faith erkannte die rötlichen Umrisse eines Paars Schuhe auf dem Teppich. Eines der tollen Dinge am Leben in Georgia war der rote Lehm, der an jeder Oberfläche haftete, egal, ob er feucht war oder trocken. An der kaputten Lamelle der Jalousie vorbei schaute sie zum Fenster hinaus. Olivias Haus war deutlich zu sehen.
Will sagte: »Sie hatten recht. Er beobachtet sie. Er folgt ihnen, lernt ihren Tagesablauf kennen, weiß, wer sie sind.« Er ging hinter die Bar und öffnete und schloss Schranktüren. »Jemand hat diese Cola-Dose als Aschenbecher benutzt.«
»Wahrscheinlich die Umzugsleute.«
Er öffnete den Kühlschrank. Sie hörte Glas klirren. »Doc Peterson’s Root Beer.« Wahrscheinlich hatte er das Etikett erkannt.
»Wir sollten hier raus, bevor wir die Szene noch mehr kontaminieren, als wir es schon getan haben.«
Zum Glück schien Will mit ihr einer Meinung zu sein. Er folgte Faith nach draußen und zog die Tür so weit wieder zu, wie sie sie vorgefunden hatten.
Sie sagte: »Das fühlt sich irgendwie anders an.«
»Inwiefern?«
»Ich weiß auch nicht so recht«, gab sie zu. »Im Haus von Jackies Mutter oder bei Pauline in der Arbeit haben wir rein gar nichts gefunden. Leo hat ihr Haus durchsucht. Auch dort war nichts. Unser Kerl hinterlässt

keine Spuren, also warum haben wir hier Fußabdrücke? Warum stand die Tür offen?«
»Er hat zwei Opfer verloren. Anna und Jackie konnten entkommen. Vielleicht hatte er Olivia Tanner für später eingeplant. Vielleicht musste er sie vorziehen als Ersatz.«
»Wer könnte wissen, dass dieses Haus leer stand?«
»Jeder, der sich dafür interessierte.«
Faith schaute wieder zu Olivias Haus und sah Michael Tanner auf der hinteren Veranda stehen. Der Gedanke, ihren Hintern wieder über den Zaun hieven zu müssen, war ihr nicht gerade angenehm.
Will sagte: »Ich springe drüber. Sie gehen außen herum.«
Sie schüttelte den Kopf und ging mit entschlossenen Schritten durch den Garten. Da die Längspfosten auf dieser Seite standen, war der Zaun von hier aus leichter zu überwinden. In der Mitte verlief längs ein langes Kantholz, das sie als Tritt benutzen konnte, und so konnte Faith mit weniger Hilfe als zuvor über den Zaun klettern. Will schaffte es wieder mit einer einhändigen Flanke.
Michael Tanner stand an der Hintertür des Hauses seiner Schwester und erwartete sie mit gefalteten Händen. »Stimmt etwas nicht?«
»Nichts, über das wir im Augenblick mit Ihnen sprechen könnten«, antwortete Faith. »Ich brauche von Ihnen noch …«
Als sie auf die unterste Stufe treten wollte, glitt ihr Fuß aus. Ein komisches Geräusch fast wie ein *Uff* kam aus ihrem Mund, aber sie fühlte sich alles andere als erheitert. Kurz konnte sie nicht mehr klar sehen, in ihrem Kopf drehte sich alles. Ohne nachzudenken, drückte sie die Hand auf den Bauch, und sie konnte an nichts anderes mehr denken als an das, was in ihr wuchs.
»Alles okay?«, fragte Will. Er kniete neben ihr und stützte ihren Hinterkopf mit einer Hand.
Michael Tanner kniete sich auf der anderen Seite neben sie. »Atmen Sie langsam, bis Ihre Atmung sich wieder normalisiert hat.« Seine Hände tasteten ihr Rückgrat entlang, und sie wollte sie schon wegschlagen, als ihr einfiel, dass er ja Arzt war. »Langsam atmen. Ein und aus.«
Faith versuchte es. Offensichtlich hatte sie ohne erkennbaren Grund angefangen zu keuchen.
Will fragte: »Alles in Ordnung?«

Sie nickte und dachte, vielleicht schon. »Hab einfach keine Luft mehr gekriegt«, hauchte sie. »Helfen Sie mir auf.«
Will packte sie unter den Armen, und sie merkte, wie stark er wirklich war, als er sie mühelos auf die Füße hob. »Sie müssen aufhören, immer wieder einfach so umzufallen.«
»Ich bin eine solche Idiotin.« Sie hatte noch immer die Hand auf dem Bauch. Faith ließ sie sinken, dann stand sie einfach nur stumm da und lauschte auf etwas in ihrem Körper, wartete auf ein Zwicken oder Krampfen als Hinweis darauf, dass etwas nicht stimmte. Sie spürte nichts, hörte nichts. Aber war sie wirklich in Ordnung?
»Was ist das?«, fragte Will und zog etwas aus ihren Haaren. Er hielt ein Konfetti zwischen Daumen und Zeigefinger.
Faith strich sich mit den Fingern durch die Haare, schaute hinter sich. Im Gras erkannte sie winzige Konfettipartikel.
»Verdammt«, fluchte Will. »Auf Felix' Büchertasche habe ich eines dieser Dinger gesehen. Das ist kein Konfetti. Das stammt von einem Taser.«

15. Kapitel

Sara hatte keine Ahnung, warum sie an ihrem freien Tag im Grady war. Ihre Wäsche hatte sie nur zur Hälfte geschafft, die Küche war noch kaum wieder zu benutzen, und das Bad war in einem so üblen Zustand, dass sie sich schämte, sooft sie daran dachte.
Und doch war sie jetzt wieder im Krankenhaus und stieg die Treppen zum sechzehnten Stock hinauf, damit niemand sie zur Intensivstation schleichen sah.
Sie hatte ein schlechtes Gewissen, weil sie bei Anna keine gründlichere Untersuchung vorgenommen hatte, als man sie in die Notaufnahme gebracht hatte. Röntgenaufnahmen, Kernspin, Ultraschall, Ganzkörperuntersuchung. So ziemlich jeder Chirurg im Krankenhaus hatte die Frau unter den Händen gehabt, und alle hatten die elf Mülltüten übersehen. Man hatte sogar das Zentrum für Infektionskrankheiten gebeten, Kulturen der Infektionsabstriche anzulegen, doch das hatte nichts ergeben. Anna war gefoltert, geschnitten, aufgerissen worden – war geschädigt worden auf zahllose Arten, die wegen des Plastiks in ihr nicht abheilen konnten. Als Sara die Tüten entfernte, füllte der Gestank den Raum. Die Frau verfaulte von innen heraus. Es war fast ein Wunder, dass sie keinen toxischen Schock erlitten hatte.
Rein vom Verstand her wusste Sara, dass es nicht ihre Schuld war, aber ihr Gefühl sagte ihr, dass sie etwas falsch gemacht hatte. Während sie am Vormittag Wäsche zusammenlegte und Geschirr wusch, waren ihre Gedanken immer wieder zu jener Nacht zurückgekehrt, als Anna gebracht worden war. Sara sah sich selbst eine alternative Realität zusammenbasteln, in der sie mehr tun konnte, als die Frau nur dem nächsten Arzt zu übergeben. Sie musste sich wieder ins Gedächtnis rufen, dass sogar das Strecken des Körpers für die Röntgenaufnahmen Anna unerträgliche Schmerzen bereitet hatte. Saras Aufgabe war es gewesen, sie für die Chirurgie vorzubereiten, und nicht, eine komplette gynäkologische Untersuchung vorzunehmen.
Und dennoch fühlte sie sich schuldig.
Leicht außer Atem blieb Sara auf dem Absatz des sechsten Stocks

stehen. Sie war vermutlich so fit wie noch nie in ihrem Leben, aber Laufband und Treppensteigen in ihrem Fitnessstudio waren kaum eine gute Vorbereitung auf das wirkliche Leben. Schon im Januar hatte sie sich geschworen, dass sie mindestens ein Mal pro Woche draußen laufen würde. Das Studio in der Nähe ihres Wohnblocks mit seinen Fernsehern und Trainingsgeräten und der wohltemperierten Atmosphäre negierte einen der wichtigsten Vorteile des Laufens: Zeit allein mit sich selbst. Natürlich konnte man leicht sagen, man wolle Zeit allein mit sich selbst, viel schwieriger aber war es, das tatsächlich in die Tat umzusetzen. Aus Januar war Februar geworden, und jetzt war es bereits April, doch heute Morgen war Sara zum allerersten Mal, seit sie es sich vorgenommen hatte, wirklich draußen gelaufen.

Sie griff nach dem Geländer und nahm die nächste Treppe in Angriff. Im zehnten Stock brannten ihre Oberschenkel. Im sechzehnten musste sie stehen bleiben und sich vorbeugen, um wieder zu Atem zu kommen, damit die Schwestern in der Intensivstation nicht glaubten, sie hätten eine Wahnsinnige in ihrer Mitte.

Sie steckte die Hand in die Tasche, um ihren Labello herauszuziehen, hielt dann aber inne. Panik stieg in ihr auf, als sie auch die anderen Taschen durchsuchte. Der Brief war nicht da. Sie trug ihn schon seit einer Ewigkeit bei sich, ein Talisman, den sie jedes Mal berührte, wenn sie an Jeffrey dachte. Er erinnerte sie immer an die verhasste Frau, die ihn geschrieben hatte, die Person, die verantwortlich war für seinen Tod, und jetzt war er nicht mehr da.

Saras Gedanken rasten, als sie sich überlegte, wo er sein könnte. Hatte sie ihn in der Schmutzwäsche mitgewaschen? Bei diesem Gedanken machte ihr Herz einen Satz. Schließlich fiel ihr wieder ein, dass sie den Brief auf die Küchenanrichte gelegt hatte, als sie von Jacquelyn Zabels Autopsie nach Hause gekommen war.

Sie atmete erleichtert auf. Der Brief war zu Hause. Sie hatte ihn heute Morgen auf den Kaminsims gestellt, was ihr jetzt als merkwürdiger Platz dafür vorkam. Dort lag Jeffreys Ehering, daneben stand die Urne mit einem Teil seiner Asche. Diese beiden Dinge und der Brief sollten nicht so dicht beieinander sein. Was hatte sie sich nur dabei gedacht?

Die Tür ging auf, und eine Schwester kam mit einem Päckchen Zigaretten in der Hand heraus. Sara erkannte Jill Marino, die

Intensivschwester, die sich am gestrigen Morgen um Anna gekümmert hatte.
Jill fragte: »Haben Sie heute nicht frei?«
Sara zuckte die Achseln. »Kann von dem Laden einfach nicht genug bekommen. Wie geht es ihr?«
»Die Infektion reagiert auf Antibiotika. Übrigens, klasse Leistung. Wenn Sie diese Tüten nicht herausgeholt hätten, wäre sie jetzt tot.«
Sara tat das Kompliment mit einem Nicken ab, denn sie dachte sich, wenn sie die Dinger gleich bemerkt hätte, dann hätte Anna noch viel größere Überlebenschancen.
»Der Beatmungsschlauch wurde gegen fünf entfernt.« Jill hielt Sara die Tür auf. »Die Ergebnisse der Hirnuntersuchung sind auch schon da. Alles sieht gut aus bis auf die Schädigung des Sehnervs. Das ist permanent. Die Ohren sind okay, also kann sie wenigstens noch hören. Alles andere ist in Ordnung. Es gibt eigentlich keinen Grund, warum sie nicht aufwacht.« Sie schien zu merken, dass die Frau Unmengen von Gründen hatte, nicht aufzuwachen, und fügte hinzu: »Na ja, Sie wissen, was ich meine.«
»Schon Feierabend?«
Jill deutete schuldbewusst auf die Zigaretten. »Nur schnell hoch aufs Dach, um die gute Luft zu verpesten.«
»Sollte ich meinen Atem verschwenden und Ihnen sagen, dass diese Dinger Sie irgendwann umbringen?«
»Die Arbeit hier bringt mich eher um«, entgegnete die Schwester, drehte sich um und ging langsam die Treppe hoch.
Noch immer bewachten zwei Polizisten Annas Zimmer. Nicht dieselben wie gestern, aber sie tippten sich beide grüßend an die Mütze, als sie Sara sahen. Einer zog für sie sogar den Vorhang zurück. Sara lächelte zum Dank, als sie das Zimmer betrat. Auf dem Tisch an der Wand stand ein wunderschönes Blumenarrangement. Sara suchte in dem Strauß nach einer Karte, fand aber keine.
Sie setzte sich auf den Stuhl und dachte über die Blumen nach. Wahrscheinlich war jemand entlassen worden und hatte die Blumen den Schwestern gegeben, damit sie sie nach Gutdünken verteilten. Sie sahen allerdings frisch aus, als hätte sie jemand in irgendeinem Nachbargarten gepflückt. Vielleicht hatte Faith sie geschickt. Sara verwarf den

Gedanken schnell wieder. Faith Mitchell kam ihr nicht besonders gefühlsbetont vor. Und sie war auch nicht sehr schlau – zumindest nicht, was ihre Gesundheit betraf. Sara hatte heute Morgen in Delia Wallaces Praxis angerufen. Faith hatte noch keinen Termin vereinbart. Bald würde ihr das Insulin ausgehen. Sie müsste entweder einen weiteren Ohnmachtsanfall riskieren oder noch einmal zu Sara kommen.
Sie stützte die Unterarme aufs Bett und schaute Anna ins Gesicht. Ohne den Beatmungsschlauch sah man eher, wie sie ausgesehen hatte, bevor das alles passiert war. Die blauen Flecken auf ihrem Gesicht klangen langsam ab, was bedeutete, dass sie jetzt schlimmer aussahen als tags zuvor. Ihre Haut hatte einen etwas gesunderen Ton, aber sie war aufgequollen von all den Flüssigkeiten, die man ihr einflößte. Die Unterernährung war so deutlich zu sehen, dass es Wochen dauern würde, bis die Knochen wieder unter einer gesunden Schicht Fleisch verschwanden.
Sara nahm die Hand der Frau, befühlte ihre Haut. Sie war noch immer trocken. In einem Beutel neben den Blumen fand sie eine Tube Lotion. Es war die Standardausrüstung, die im Krankenhaus immer ausgegeben wurde, Sachen, von denen irgendein Verwaltungsausschuss meinte, dass Patienten sie brauchen – rutschfeste Socken, Lippenbalsam und eine Lotion, die leicht antiseptisch roch. Sara drückte sich etwas davon auf die Handfläche und rieb die Hände aneinander, um die Lotion zu wärmen, bevor sie Annas zerbrechliche Hand in ihre nahm. Sie spürte jeden Fingerknochen, die Knöchel fühlten sich an wie Murmeln. Annas Haut war so trocken, dass die Lotion einzog, kaum dass Sara sie aufgetragen hatte. Sie drückte sich gerade ein wenig mehr auf die Handfläche, als Anna sich rührte.
»Anna?« Sie berührte die Wange der Frau mit festem, besänftigendem Druck.
Ihr Kopf bewegte sich fast unmerklich. Menschen im Koma wachen nicht einfach wie durch ein Wunder auf. Das war ein Prozess, normalerweise ein ziemlich langwieriger. Eines Tages öffneten sie vielleicht die Augen. Vielleicht plapperten sie sinnlose Dinge, nahmen Gespräche wieder auf, die sie vor langer Zeit angefangen hatten.
»Anna«, wiederholte sie mit ruhiger Stimme, »Sie müssen jetzt aufwachen.«

Der Kopf bewegte sich wieder, deutlich in Saras Richtung.
Sara ließ ihre Stimme fester klingen. »Ich weiß, es ist schwer, meine Liebe, aber Sie müssen jetzt aufwachen.« Annas Lider öffneten sich, und Sara stand auf und stellte sich direkt in ihre Blickrichtung, obwohl sie wusste, dass Anna sie nicht sehen konnte. »Aufwachen, Anna. Sie sind jetzt sicher. Jetzt tut Ihnen niemand mehr was.«
Ihr Mund bewegte sich, doch die Lippen waren so ausgetrocknet und schrundig, dass die Haut platzte.
»Ich bin hier«, sagte Sara. »Ich kann Sie hören. Versuchen Sie, für mich aufzuwachen.«
Annas Atem beschleunigte sich vor Angst. Jetzt dämmerte ihr langsam, was passiert war – die Qualen, die sie durchlitten hatte, die Tatsache, dass sie nicht sehen konnte.
»Sie sind im Krankenhaus. Ich weiß, dass Sie nichts sehen können, aber Sie können mich hören. Sie sind in Sicherheit. Direkt vor Ihrer Tür stehen zwei Polizeibeamte. Niemand wird Ihnen mehr was tun.«
Anna hob zitternd die Hand, ihre Finger streiften Saras Arm. Sara fasste ihre Hand, drückte sie so fest, wie es ging, ohne ihr noch mehr Schmerzen zu bereiten. »Sie sind jetzt sicher«, versprach Sara ihr. »Kein Mensch wird Ihnen mehr was tun.«
Plötzlich wurde Annas Griff kräftiger, sie packte Saras Hand so fest, dass die Knochen schmerzhaft aufeinandergedrückt wurden.
Die Frau war hellwach und bei vollem Bewusstsein. »Wo ist mein Sohn?«

16. Kapitel

Wenn man den Abzug eines Tasers betätigt, werden zwei Hakensonden von einem trägen Stickstoffgas mit einer Geschwindigkeit von über fünfzig Metern pro Sekunde herausgeschleudert. In zivilen Ausführungen ermöglichen fünf Meter isolierter Leiterdraht die Abgabe von fünfzigtausend Volt an denjenigen, den die Sonden treffen. Die Stromstöße unterbrechen sensorische und motorische Funktionen und das Zentralnervensystem. Will war bei einer Trainingsstunde einmal von einem Taser getroffen worden. Noch immer konnte er sich an die Zeit unmittelbar vor und unmittelbar nach dem Treffer nicht erinnern, er wusste nur noch, dass Amanda diejenige gewesen war, die abgedrückt und ein unglaublich befriedigtes Grinsen auf dem Gesicht gehabt hatte, als er dann schließlich wieder aufstehen konnte.
Wie Kugeln in einer Waffe erfordert auch ein Taser Patronen, die vorab mit Drähten und Sonden geladen werden. Da bei der Formulierung der Verfassung die Existenz eines solchen Geräts noch nicht vorausgesehen werden konnte, gibt es in Bezug auf den Besitz eines Tasers kein unveräußerliches Recht. Einige kluge Köpfe haben es jedoch geschafft, ihre Herstellung mit einer wichtigen Einschränkung zu reglementieren: Alle Taser-Patronen müssen mit AFIDS geladen werden, Anti-Felon Identification Dots, winzige Scheibchen, die zur Identifikation von Übeltätern dienen sollen und die bei jedem Abfeuern einer Patrone zu Hunderten herausgeschleudert werden. Auf den ersten Blick sehen diese Scheibchen aus wie Konfetti. Das Design verfolgt einen Zweck; die winzigen Dinger werden so zahlreich verstreut, dass kein Verbrecher sie alle aufheben kann, um seine Spuren zu verwischen. Das Schöne daran ist, dass auf den Konfetti unter Vergrößerung eine Seriennummer zu erkennen ist, die eine eindeutige Zuordnung der Scheibchen zu der Patrone, aus der sie stammen, ermöglicht. Da Taser International es sich mit den Behörden nicht verscherzen wollte, hat die Firma ein eigenes Rückverfolgungsprogramm entwickelt. Man muss sie nur anrufen und die Seriennummer auf einer der Scheibchen durchgeben, und man bekommt von ihr den Namen und die Adresse der Person, die sie gekauft

hatte.
Faith hatte kaum drei Minuten warten müssen, bis die Firma ihr einen Namen nennen konnte.
»Scheiße«, flüsterte sie, merkte aber sehr schnell, dass sie noch in der Leitung war, und fügte hinzu: »Nein. Vielen Dank. Mehr brauche ich nicht.« Sie klappte das Handy zu, während sie den Schlüssel ins Zündschloss des Mini steckte. »Die Taser-Patrone wurde von Pauline Seward gekauft. Die angegebene Adresse ist die des leeren Hauses hinter Olivia Tanners Grundstück.«
»Wie wurden die Patronen bezahlt?«
»Mit einer Geschenkkarte von American Express. Kein Name auf der Karte. Sie ist nicht rückverfolgbar.« Sie warf ihm einen bedeutungsschweren Blick zu. »Die Patronen wurden vor zwei Monaten gekauft, das heißt, dass er Olivia Tanner schon mindestens so lange beobachtet hatte. Und da er Paulines Namen benutzte, müssen wir davon ausgehen, dass er vorhatte, auch sie zu verschleppen.«
»Das leere Haus gehört der Bank – nicht derjenigen, bei der Olivia arbeitet.« Will hatte die Nummer auf dem Maklerschild im Vorgarten angerufen, während Faith mit dem Taser-Hersteller telefonierte. »Es steht seit fast einem Jahr leer. Seit sechs Monaten hat es sich niemand mehr angeschaut.«
Faith drehte sich um und stieß rückwärts aus der Einfahrt. Will winkte Michael Tanner zu, der, die Hände ums Lenkrad verkrampft, in seinem Ford Escape saß.
Will sagte: »Ich habe die Taser-Scheibchen in Felix' Büchertasche nicht als solche erkannt.«
»Wieso auch? Das war Konfetti im Ranzen eines Jungen. Man braucht ein Vergrößerungsglas, um die Seriennummer erkennen zu können.« Sie fügte hinzu: »Falls Sie jemandem die Schuld geben wollen, dann der Atlanta Police, weil sie die Dinger am Tatort nicht bemerkt hat. Die Spurensicherung war dort. Die Jungs haben die Teppiche im Auto sicherlich abgesaugt. Sie haben das Material nur noch nicht bearbeitet, weil eine vermisste Frau keine Priorität hat.«
»Die Adresse hätte uns zu dem Haus hinter Olivia Tanners geführt.«
»Olivia Tanner war bereits verschwunden, als Sie Felix' Büchertasche sahen.« Sie wiederholte: »Die Atlanta Police hat den Tatort bearbeitet.

Das geht auf ihre Kappe.« Faiths Handy klingelte. Sie schaute auf die Anruferkennung und beschloss, nicht dranzugehen. Sie erklärte es ihm ausführlich: »Außerdem, das Wissen, dass die Taser-Scheibchen in Felix' Tasche aus derselben Charge stammen wie die Scheibchen, die wir in Olivia Tanners Hinterhof gefunden haben, hat uns nicht gerade enorm weitergebracht. Das sagt uns nur, dass unser Bösewicht diese Sache schon eine ganze Weile geplant hat und dass er seine Spuren sehr gut verwischen kann. Das wussten wir bereits, als wir heute Morgen aufstanden.«
Will dachte, dass sie sehr viel mehr wussten. Jetzt hatten sie etwas, das die Frauen miteinander in Verbindung brachte. »Wir haben eine Verbindung zwischen Pauline und den anderen Opfern – ›Ich werde mir nichts versagen‹ stellt eine Beziehung zu Anna her und die Taser-Scheibchen eine zu Olivia.« Er dachte noch einen Augenblick darüber nach und fragte sich, was er sonst noch übersah.
Faith schwamm auf derselben Wellenlänge. »Gehen wir die ganze Geschichte noch mal von Anfang an durch. Was haben wir?«
»Pauline und Olivia wurden beide gestern verschleppt. Beide wurden mit Taser-Patronen aus ein und derselben Charge angeschossen.«
»Pauline, Jackie und Olivia hatten Essstörungen. Wir nehmen an, dass Anna sie ebenfalls hat, oder?«
Will zuckte die Achseln. Es war kein großer Sprung, aber es war ein Parameter. »Ja, nehmen wir es an.«
»Keine der Frauen hatte Freunde, die sie vermissen würden. Jackie hatte die Nachbarin, Candy, aber Candy war nicht gerade eine Vertraute. Alle drei waren attraktiv, dünn, mit dunklen Haaren und dunklen Augen. Alle drei hatten gut bezahlte Jobs.«
»Alle lebten in Atlanta bis auf Jackie«, sagte Will, um auf ein Problem hinzuweisen. »Wie geriet Jackie dann ins Visier? Sie war doch maximal eine Woche in Atlanta, nur um das Haus ihrer Mutter auszuräumen.«
»Sie muss schon vorher da gewesen sein, um beim Umzug ihrer Mutter in das Pflegeheim in Florida zu helfen«, vermutete Faith. »Und wir dürfen den Chatroom nicht vergessen. Sie könnten sich alle dort kennengelernt haben.«
»Olivia hatte zu Hause keinen Computer.«
»Sie könnte einen Laptop gehabt haben, der gestohlen wurde.«

Will kratzte sich den Arm, dachte an diese erste Nacht in der Höhle, diese vielen wahnsinnig machenden Nicht-Spuren, denen sie seitdem nachgegangen waren, an die Mauer, gegen die sie immer wieder rannten.
»Es fühlt sich irgendwie an, als hätte die ganze Sache mit Pauline angefangen.«
»Sie war nicht das erste Opfer.« Faith überlegte. »Er könnte sie sich für den Schluss aufgehoben haben.«
»Pauline wurde nicht aus ihrem Zuhause verschleppt, wie wir es bei den anderen annehmen. Sie wurde bei hellem Tageslicht überfallen. Ihr Junge war mit im Auto. Sie wurde in der Arbeit vermisst, weil sie eine wichtige Sitzung hatte. Die anderen Frauen wurden von niemandem vermisst bis auf Olivia, und unser Täter konnte unmöglich wissen, dass Olivia jeden Tag bei ihrem Bruder anrief, außer er hätte ihr Telefon angezapft, was er offensichtlich nicht getan hatte.«
»Was ist mit Paulines Bruder?«, fragte Faith. »Ich komme immer wieder darauf zurück, dass sie genug Angst vor ihm hatte, um ihren Sohn vor ihm zu warnen. Wir finden nirgendwo eine Spur von ihm. Er hätte seinen Namen ändern können wie Pauline, als sie siebzehn Jahre alt war.«
Will zählte alle Männer auf, deren Namen im Verlauf der Ermittlungen gefallen waren. »Henry Coldfield ist zu alt und hat Herzprobleme. Rick Sigler hat sein ganzes Leben in Georgia gelebt. Jake Berman – wer weiß?«
Faith trommelte gedankenversunken mit den Fingern aufs Lenkrad. Schließlich sagte sie: »Tom Coldfield.«
»Er ist ungefähr in ihrem Alter. Als Pauline davonlief, wäre er noch kaum in der Pubertät gewesen.«
»Stimmt«, gab sie zu. »Außerdem wäre er bei der psychologischen Beurteilung in der Air Force sofort aufgefallen.«
»Michael Tanner«, schlug Will vor. »Er ist im richtigen Alter.«
»Ich lasse gerade seinen Hintergrund überprüfen. Sie hätten mich angerufen, wenn sie auf irgendwas gestoßen wären.«
»Morgan Hollister.«
»Auch er wird überprüft«, sagte Faith. »Er schien über Paulines Verschwinden nicht wirklich bestürzt.«
»Felix sagte, der Mann, der seine Mutter verschleppte, hätte einen Anzug getragen wie Morgan aus der Arbeit.«

»Aber Felix hätte Morgan doch mit Sicherheit erkannt, oder?«
»Mit einem falschen Schnurrbart?« Will schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht. Aber wir sollten Morgan auf der Liste behalten. Wenn sich sonst nichts ergibt, können wir ja noch mal mit ihm reden.«
»Er ist alt genug, um ihr Bruder zu sein, aber warum sollte sie mit ihm arbeiten, wenn er es wäre?«
»Menschen machen dumme Sachen, wenn sie misshandelt werden«, gab Will zu bedenken. »Wir müssen Leo fragen, ob er was herausgefunden hat. Er war doch mit der Polizei in Michigan in Kontakt, um Paulines Eltern aufzuspüren. Sie lief von zu Hause weg. Vor wem lief sie weg?«
»Vor dem Bruder«, sagte Faith, und damit schloss sich der Kreis. Ihr Handy klingelte wieder. Sie wartete, bis die Voicemail ansprang, bevor sie es aufklappte und eine Nummer wählte. »Will mal sehen, wo Leo ist. Wahrscheinlich irgendwo unterwegs.«
Will bot an: »Und ich rufe Amanda an und sage ihr, dass wir den Fall Pauline McGhee jetzt offiziell übernehmen müssen.« Er klappte eben sein Gerät auf, als ein komisch stotterndes Klingeln einen Anruf meldete. Seit das Handy kaputt war, machte es merkwürdige Sachen. Will drückte sich das Ding ans Ohr und sagte: »Hallo?«
»Hey.« Ihre Stimme war cool, lässig, wie warmer Honig in seinem Ohr. Sofort blitzte ein Bild vor ihm auf, das Muttermal auf ihrer Wade, und wie er es spüren konnte, wenn er mit der Hand über ihr Bein strich. »Bist du es?«
»Ja.«
Will schaute kurz zu Faith hinüber und spürte, wie ihm am ganzen Körper kalter Schweiß ausbrach. »Ja.«
»Lange her.«
Er schaute wieder zu Faith hinüber. »Ja«, wiederholte er. Fast acht Monate war es her, dass er eines Abends nach Hause gekommen war und feststellen musste, dass Angies Zahnbürste nicht mehr im Becher stand. Sie fragte: »Was machst du gerade?«
Will schluckte, versuchte, etwas Speichel zu erzeugen. »Ich arbeite an einem Fall.«
»Das ist gut. Hab mir schon gedacht, dass du viel zu tun hast.«
Faith hatte ihren Anruf beendet. Sie schaute wieder auf die Straße, aber wenn sie eine Katze gewesen wäre, hätte sie das Will zugewandte Ohr

gespitzt.
Er sagte zu Angie: »Schätze, es geht um deine Freundin?«
»Lola hat einige gute Informationen.«
»Das gehört nicht wirklich zu meiner Arbeit.« Das GBI eröffnete keine Fälle. Es schloss sie ab.
»Irgendein Lude hat ein Penthouse in eine Drogenhöhle verwandelt. Da liegt jede Menge Scheiß rum wie Bonbons. Rede mit Amanda darüber. Wird in den Sechs-Uhr-Nachrichten sicher gut aussehen, wenn sie vor diesem ganzen Stoff steht.«
Will versuchte, sich auf das zu konzentrieren, was sie sagte. Er registrierte nur das Schnurren des Motors und Faiths neugierig lauschendes Ohr.
»Bist du noch dran, Baby?«
Er sagte: »Kein Interesse.«
»Gib's einfach für mich weiter. Es ist das Penthouse in einem Wohnhaus mit dem Namen Twenty-one Beeston Place. Der Name ist dasselbe wie die Adresse. Twenty-one Beeston Place.«
»Ich kann dir dabei nicht helfen.«
»Wiederhol den Namen, damit ich weiß, dass du ihn dir gemerkt hast.«
Wills Hände schwitzten so sehr, dass er Angst hatte, das Gerät würde ihm aus den Fingern rutschen. »Twenty-one Beeston Place.«
»Ich bin dir was schuldig.«
Er konnte nicht widerstehen. »Du bist mir unendlich viel schuldig.« Aber es war zu spät. Sie hatte bereits aufgelegt. Will behielt das Handy am Ohr und sagte dann: »Okay. Bis dann«, als hätte er ein normales Gespräch mit einem normalen Menschen geführt. Um alles noch schlimmer zu machen, glitt ihm das Handy aus der Hand, als er versuchte, es zuzuklappen, und die Verbindung aus Schnur und Isolierband löste sich. Aus der Rückseite des Geräts standen Drähte heraus, die er noch nie zuvor gesehen hatte.
Er hörte Faith den Mund öffnen, das leichte Schmatzen ihrer Lippen. Er sagte nur: »Lassen Sie es gut sein.«
Sie schloss den Mund und behielt die Hände fest am Steuer, während sie trotz roter Ampel abbog. »Ich habe in der Zentrale angerufen. Leo ist an der North Avenue. Doppelmord.«
Faith stieg aufs Gaspedal und ignorierte noch eine rote Ampel. Will

lockerte seine Krawatte, weil es ihm zu warm wurde im Auto. Seine Arme fingen wieder an zu jucken. Ihm war leicht schwindelig.
»Ich versuche, Amanda zu erreichen, um …«
»Angie hat mir einen Tipp durchgegeben.« Die Wörter quollen ihm aus dem Mund, bevor er es verhindern konnte. Er versuchte verzweifelt, den Redefluss zu stoppen, doch sein Mund reagierte nicht auf den Befehl.
»Irgendein Penthouse in Buckhead wurde in eine Drogenhöhle verwandelt.«
»Oh.« Mehr hatte Faith nicht zu sagen.
»Sie hat da ein Mädchen, das sie noch aus der Zeit kennt, als sie bei der Sitte arbeitete. Eine Prostituierte. Lola. Sie will aus dem Knast raus. Sie ist bereit, die Dealer hinzuhängen.«
»Ist es ein guter Tipp?«
Will konnte nur die Achseln zucken. »Wahrscheinlich schon.«
»Werden Sie ihr helfen?«
Er zuckte noch einmal die Achseln.
»Angie ist doch Expolizistin. Hat sie denn keine Kontakte zu den Drogenjungs?«
Will ließ sie die Frage selbst beantworten. Angie war eine Meisterin der verbrannten Brücken. Normalerweise zündete sie sie mit Häme an und goss dann Benzin ins Feuer.
Faith kam offensichtlich zu demselben Schluss. Sie bot an: »Ich kann ein paar Anrufe für Sie übernehmen. Dann erfährt niemand, dass Sie beteiligt sind.«
Er versuchte zu schlucken, aber sein Mund war noch zu trocken. Er hasste es, dass Angie diese Wirkung auf ihn hatte. Er hasste es noch mehr, dass Faith sein Elend quasi aus der ersten Reihe mitbekam. Er fragte: »Was hat Leo gesagt?«
»Er geht nicht ans Telefon, wahrscheinlich weil er sieht, dass ich es bin.«
Wie aufs Stichwort klingelte ihr Handy wieder. Faith schaute auf die Anruferkennung und ging nicht dran. Will dachte sich, er habe kein Recht, sich zu fragen, worum es gehe, da er sich doch auch jede Diskussion um seine eigenen Anrufe verbeten hatte.
Er räusperte sich ein paar Mal, damit er reden konnte, ohne wie ein pubertierender Junge zu klingen. »Eine Taser-Waffe bedeutet Abstand. Er hätte einen Elektroschocker verwendet, wenn er nahe genug

herangekommen wäre.«
Faith kehrte zu ihrem Gespräch zurück. »Was haben wir sonst noch?«, fragte sie. »Wir warten auf die DNS-Ergebnisse für Jacquelyn Zabel. Wir warten auf Rückmeldung von den Technikern in Bezug auf Zabels Laptop und den Computer aus Paulines Büro. Wir warten auf Rückmeldung von den Forensikern in Bezug auf Spuren aus dem leeren Haus hinter Olivias.«
Will hörte ein deutliches Summen, und Faith zog ihr Blackberry heraus. Sie fuhr einhändig, während sie den Bildschirm ablas.
»Verbindungsdaten von Olivia Tanners Festnetzanschluss.« Sie ging die Liste durch. »Eine Nummer jeden Morgen um sieben Uhr nach Houston, Texas.«
»Sieben bei uns ist sechs in Houston«, sagte Will. »Das ist die einzige Nummer, die sie anrief?«
Faith nickte. »Und zwar seit Monaten. Wahrscheinlich hat sie für die meisten ihrer Anrufe das Handy verwendet.« Sie steckte das Blackberry wieder in die Tasche. »Amanda arbeitet gerade an einem Gerichtbeschluss für die Bank. Sie waren so freundlich, die Namen unserer vermissten Frauen mit ihren Kontendaten abzugleichen – keine Übereinstimmung –, aber kampflos gewähren die uns keinen Zugang zu Olivias Computer, Telefon oder E-Mail. Irgendwas mit den Bundesbankengesetzen. Wir müssen in diesen Chatroom rein.«
»Ich denke mir, wenn sie so eine Online-Gruppe kontaktiert, müsste sie doch auch zu Hause einen Zugang haben.«
»Ihr Bruder sagt, sie ist die ganze Zeit in der Bank.«
»Vielleicht haben sie sich alle persönlich getroffen. Wie die AA oder eine Strickgruppe.«
»Das ist ja kaum was, was man im Gemeindezentrum ans Schwarze Brett hängt. ›Du hungerst dich gerne zu Tode? Komm zu uns!‹«
»Wie würden sie sich sonst kennenlernen?«
»Jackie ist Maklerin, Olivia eine Bankerin, die keine Hypotheken vergibt, Pauline ist Innenarchitektin, und Anna macht, was sie eben macht – wahrscheinlich was ähnlich Attraktives.« Sie seufzte schwer. »Es muss der Chatroom sein, Will. Woher sonst sollten sie sich alle kennen?«
»Warum müssen sie einander eigentlich kennen?«, entgegnete er. »Der

einzige Mensch, den sie alle kennen, ist der Entführer. Wer könnte Kontakt haben mit Frauen, die in so unterschiedlichen Bereichen arbeiten?«
»Hausmeister, Kabeltechniker, Müllmann, Kammerjäger …«
»Amanda hat die Informationsauswertung dieser ganzen Bereiche bearbeiten lassen. Wenn sich da eine Verbindung ergeben hätte, wüssten wir das inzwischen.«
»Entschuldigung, dass ich mich darauf nicht unbedingt verlasse. Sie hatten zwei Tage, und sie können nicht mal Jake Berman finden.« Sie riss das Steuer herum und bog in die North Avenue ein. Zwei Streifenwagen der Atlanta Police sperrten den Schauplatz ab. In einiger Entfernung sahen sie Leo, der wild mit den Armen fuchtelnd auf einen armen Jungen in Uniform einschrie.
Faiths Handy klingelte schon wieder. Sie steckte es beim Aussteigen in die Tasche. »Ich bin im Augenblick nicht gerade Leos Liebling. Vielleicht sollten Sie das Reden übernehmen.«
Will fand auch, dass es das Beste sei, vor allem, da Leo jetzt schon so aussah, als wäre er deutlich mehr als wütend. Er schrie den Uniformierten noch immer an, als sie auf ihn zukamen. Jedes zweite Wort war »Scheiße«, und sein Gesicht war so rot, dass Will befürchtete, er würde gleich einen Herzinfarkt bekommen.
Über ihnen schwebte ein Polizeihubschrauber, ein Ghetto Bird, wie die Leute aus dem Viertel ihn nannten. Der Helikopter flog so tief, dass Will seine Trommelfelle vibrieren spürte. Leo wartete, bis er ein Stückchen entfernt war, bevor er barsch fragte: »Was, zum Teufel, wollt ihr denn hier?«
Will sagte: »Dieser Vermisstenfall, den Sie uns gegeben haben – Olivia Tanner. Hinter ihrem Haus haben wir Taser-Scheibchen gefunden, die sich zu Patronen zurückverfolgen lassen, die Pauline Seward gekauft hatte.«
Leo murmelte: »Scheiße.«
»Außerdem haben wir in Pauline McGhees Büro Indizien gefunden, die sie mit der Höhle in Verbindung bringen.«
Nun ging Leos Neugier mit ihm durch. »Haltet ihr Pauline für die Täterin?«
Diesen Gedanken hatte Will noch nicht einmal in Betracht gezogen.

»Nein, wir glauben, sie wurde vom selben Mann entführt, der auch die anderen Frauen verschleppt hat. Wir müssen alles wissen, was …«
»Gibt's nicht viel zu sagen«, unterbrach er ihn. »Ich habe heute Morgen mit Michigan telefoniert. Hab's für mich behalten, weil Ihre Partnerin in letzter Zeit ein so gottverdammter Sonnenschein ist.«
Faith öffnete den Mund, aber Will streckte die Hand aus, um sie zum Schweigen zu bringen. »Was haben Sie herausgefunden?«
Leo sagte: »Hab mit einem alten Hasen gesprochen, den sie in der Telefonzentrale sitzen haben. Dick Winters heißt er. Seit dreißig Jahren ist er bei der Truppe, und jetzt lassen sie ihn vor dem Telefon hocken. Das muss man sich mal vorstellen!«
»Konnte er sich an Pauline erinnern?«
»Ja, er erinnerte sich an sie. Ein gut aussehendes Mädchen sei sie gewesen. Klang so, als hätte er 'ne Schwäche für sie gehabt.«
Im Augenblick war es Will mehr als egal, ob irgendein alter Polizistenkauz früher einmal ein Auge auf einen Teenager geworfen hatte. »Was ist passiert?«
»Er griff sie ein paar Mal auf wegen Ladendiebstahl und übermäßigem Alkoholgenuss mit Ruhestörung. Er nahm sie jedoch nie mit aufs Revier – fuhr sie nur nach Hause und sagte ihr, sie solle endlich mal vernünftig werden. Sie war noch minderjährig, aber als sie siebzehn wurde, war es nicht mehr so einfach, alles unter den Teppich zu kehren. Irgendein Ladenbesitzer wurde stinksauer und stellte Strafanzeige wegen des Ladendiebstahls. Der alte Bulle besucht die Familie, um ihnen weiterzuhelfen, und sieht, dass da was nicht stimmt. Das Mädchen hat Probleme in der Schule, Probleme zu Hause. Die Kleine erzählt ihm, dass sie missbraucht wird.«
»Wurde der Sozialdienst alarmiert?«
»Ja, aber die kleine Pauline verschwand, bevor sie mit ihr reden konnten.«
»Erinnert sich der Kollege noch an die Namen? Eltern? Sonst irgendwas?«
Leo schüttelte den Kopf. »Nichts. Nur Pauline Seward.« Er schnippte mit den Fingern. »Er erzählte allerdings was von einem Bruder, der nicht ganz richtig im Kopf war, wenn ihr wisst, was ich meine. Einfach ein komischer, kleiner Scheißer.«

»Wie komisch?«
»Sonderbar eben. Ihr wisst doch, wie das ist. Man kriegt da ein Gespür dafür.«
Will musste noch einmal fragen: »Der Kollege erinnert sich nicht an seinen Namen?«
»Alle Unterlagen sind unter Verschluss, weil sie minderjährig war. Dazu das Familiengericht, das ist noch eine Hürde«, sagte Leo. »Ihr braucht schon einen Gerichtsbeschluss in Michigan, um die geöffnet zu bekommen. Das war vor zwanzig Jahren. Vor zehn Jahren gab's da so ein Feuer im Archiv, sagt der alte Knabe. Gibt vielleicht gar keine Akte mehr, in die man schauen kann.«
»Genau vor zwanzig Jahren?«, fragte Faith.
Leo warf ihr einen Seitenblick zu. »Jetzt an Ostern zwanzig Jahre.«
Will wollte es genau wissen. »Pauline McGhee oder Seward verschwand an diesem Sonntag, dem Ostersonntag, vor zwanzig Jahren?«
»Nein«, sagte Leo, »vor zwanzig Jahren war Ostern im März.«
Faith fragte: »Hast du das nachgeschlagen?«
Leo zuckte die Achseln. »Es ist immer der Sonntag nach dem Vollmond, der auf die Frühlingstagundnachtgleiche folgt.«
Will brauchte eine Weile, um zu merken, dass Leo tatsächlich seine Sprache sprach. Für ihn war es, als würde eine Katze bellen. »Sind Sie sicher?«
»Halten Sie mich wirklich für so blöd?«, fragte er. »Scheiße, ich will keine Antwort auf diese Frage. Der alte Knabe war sich ganz sicher. Pauline verschwand am sechsundzwanzigsten März. Dem Ostersonntag.«
Will versuchte nachzurechnen, aber Faith war schneller. »Vor zwei Wochen. Das könnte in etwa die Zeit sein, in der Sara und Anna wahrscheinlich entführt wurden.« Ihr Handy klingelte schon wieder. »O Mann«, zischte sie, als sie die Anruferkennung sah. Sie klappte das Gerät auf. »Was wollen Sie?«
Faiths Gesichtsausdruck sprang von extremer Verärgerung zu Schock und dann zu Ungläubigkeit. »O mein Gott.« Ihre Hand schnellte an die Brust.
Will konnte nur an Jeremy, Faiths Sohn, denken.
»Wie ist die Adresse?« Vor Überraschung blieb ihr der Mund offen.

»Beeston Place.«
Will sagte: »Das ist doch, wo Angie …«
»Wir sind sofort da.« Faith klappte das Handy zu. »Das war Sara. Anna ist aufgewacht. Sie redet.«
»Was hat sie über Beeston Place gesagt?«
»Dass sie dort lebt – dass sie dort leben. Anna hat ein sechs Monate altes Baby, Will. Zum letzten Mal hat sie ihn in ihrem Penthouse in Twenty-one Beeston Place gesehen.«
Will war hinters Lenkrad gesprungen, hatte den Sitz zurückgerammt und war losgebraust, bevor Faith die Tür schließen konnte. Er hatte die Gänge geprügelt, den Mini in jede Kurve gejagt und war über die Metallplatten geholpert, die Baugruben bedeckten. Auf der Piedmont war er über die Mittellinie gefahren und hatte die Gegenfahrbahn benutzt, um an einer Ampel den Verkehr zu überholen. Faith hatte stumm neben ihm gesessen und sich am Griff über der Tür festgehalten, aber Will sah, dass sie bei jedem Sprung und in jeder Kurve die Zähne zusammenbiss.
Faith sagte: »Erzählen Sie mir noch einmal, was sie gesagt hat.«
Will wollte im Augenblick nicht über Angie nachdenken, schon gar nicht darüber, dass sie vielleicht gewusst hatte, dass ein Kind beteiligt war, ein Baby, dessen Mutter verschleppt worden war, ein Kind, das allein in einem Penthouse zurückgelassen worden war, aus dem man eine Drogenhöhle gemacht hatte.
»Drogen«, sagte er. »Das ist alles, was sie gesagt hat – dass es als Drogenhöhle benutzt wird.«
Sie schwieg, als er herunterschaltete und in weitem Bogen auf die Peachtree einbog. Der Verkehr war schwach für diese Tageszeit, was bedeutete, dass sich die Autos nur eine Viertelmeile stauten. Wieder benutzte Will die Gegenfahrbahn und fuhr schließlich sogar auf das schmale Bankett, um einem entgegenkommenden Mülllaster auszuweichen. Faith rammte die Hände gegen das Armaturenbrett, als er sich in eine Kurve legte und vor den Beeston-Place-Apartments schlitternd zum Stehen kam.
Das Auto schwankte, als Will ausstieg. Er lief zum Eingang. In der Entfernung konnte er die Sirenen von Streifenwagen und einem Krankenwagen hören. Der Portier saß hinter einem hohen Tresen und las

eine Zeitung. Er war dick, die Uniform für seinen drallen Bauch zu eng. Will zog seine Marke heraus und hielt sie dem Mann vors Gesicht. »Ich muss ins Penthouse.«
Der Portier zeigte ihm das mürrischste Grinsen, das Will in letzter Zeit gesehen hatte. »Müssen, mh?« Er sprach mit Akzent, Russisch oder Ukrainisch.
Faith kam atemlos zu ihnen. Sie schaute auf sein Namensschild. »Mr Simkov, das ist wichtig. Wir glauben, dass ein Kind in Gefahr sein könnte.«
Er zuckte hilflos die Achseln. »Keiner kommt rein, der nicht auf der Liste steht, und da Sie nicht …«
Will spürte etwas in sich reißen. Bevor er wusste, was passierte, schnellte seine Hand vor, packte Simkov am Nacken und knallte seinen Kopf auf die Marmorfläche des Tresens.
»Will!«, schrie Faith, ihre Stimme klang schrill vor Überraschung.
»Geben Sie mir den Schlüssel«, bellte Will und drückte noch fester gegen den Schädel des Mannes.
»Tasche«, quetschte Simkov hervor, den Mund so fest auf die Platte gedrückt, dass seine Zähne über den Marmor kratzten.
Will riss ihn hoch, kontrollierte seine vorderen Taschen und fand einen Schlüsselring. Er warf ihn Faith zu und ging dann, die geballten Fäuste an die Seiten gedrückt, durch die offenen Aufzugstüren.
Faith drückte auf den Knopf für das Penthouse. »O Mann«, flüsterte sie. »Dem haben Sie aber gezeigt, wo’s langgeht, was? Sie können ja wirklich ein harter Bursche sein. Aber jetzt reicht’s auch wieder.«
»Er bewacht die Tür.« Will war so wütend, dass er kaum sprechen konnte. »Er weiß alles, was in diesem Gebäude passiert. Er hat die Schlüssel zu allen Wohnungen, auch zu Annas.«
Sie schien zu begreifen, dass er keine Schau abzog. »Okay. Sie haben recht. Aber jetzt sollten wir einen Gang zurückschalten, okay? Wir wissen nicht, was wir da oben finden werden.«
Will spürte die Sehnen in seinen Armen vibrieren. Die Aufzugstüren öffneten sich zur Penthouse-Etage. Er schlich in den Gang und wartete, bis Faith den Schlüssel mit dem richtigen Etikett gefunden hatte. Sie fand ihn, und er legte seine Hand auf ihre und übernahm.
Will ging es nicht sachte an. Er zog seine Waffe und stieß die Tür auf.

»Igitt«, machte Faith und hielt sich die Nase zu.
Will roch es ebenfalls – diese eklig süße Mischung aus verbranntem Plastik und Zuckerwatte.
»Crack«, sagte sie und wedelte mit der Hand vor dem Gesicht.
»Schauen Sie.« Er deutete ins Foyer direkt hinter der Tür. Aufgerollte Konfettischeibchen lagen in einer getrockneten gelben Flüssigkeit auf dem Boden. Taser-Scheibchen.
Vor ihnen befand sich ein langer Gang mit zwei Türen an einer Seite, beide geschlossen. Direkt vor ihnen konnten sie das Wohnzimmer sehen. Couchen waren umgekippt, die Polsterung war herausgerissen. Überall lag Müll. Ein massiger Mann lag bäuchlings im Gang, die Arme ausgestreckt, das Gesicht zur Wand gedreht. Eine Adernpresse war um seinen Bizeps gebunden. Die Nadel einer Spritze steckte noch in seinem Arm.
Will hielt seine Glock vor sich ausgestreckt, als er den Gang entlangging. Auch Faith zog ihre Waffe, aber er bedeutete ihr zu warten. Will konnte bereits den Verwesungsgestank riechen, doch er tastete für alle Fälle nach einem Puls. Neben dem Fuß des Mannes lag eine Waffe, ein Revolver Smith and Wesson mit einem speziell angefertigten, goldenen Griff, der die Waffe aussehen ließ wie etwas, das man früher in der Spielzeugabteilung eines Ramschladens fand. Will trat die Waffe weg, auch wenn der Mann nie mehr nach ihr greifen würde.
Will winkte Faith herein und ging dann zur ersten geschlossenen Tür im Gang. Er wartete, bis sie bereit war, und stieß dann die Tür auf. Es war ein Wandschrank, alle Jacken und Mäntel lagen in einem Haufen auf dem Boden. Will trat mit dem Fuß gegen den Haufen und schaute unter den Sachen nach, bevor er zur nächsten geschlossenen Tür ging. Wieder wartete er auf Faith und trat sie dann auf.
Sie mussten beide würgen wegen des Gestanks. Die Toilette lief über. Die dunklen Onyx-Wände waren mit Fäkalien verschmiert. Im Waschbecken war eine dunkelbraune Flüssigkeit zu einer Lache geronnen. Will spürte, dass er eine Gänsehaut bekam. Der Gestank in dem Raum erinnerte ihn an die Höhle, in der Anna und Jackie festgehalten worden waren.
Er zog die Tür zu und bedeutete Faith, sie solle ihm durch den Gang in den Hauptraum folgen. Sie mussten über Glasscherben, Spritzen und

Kondome steigen. Ein weißes T-Shirt war zu einer Kugel zusammengeknüllt, die Außenseite war blutverschmiert. Daneben lag umgedreht ein Turnschuh, die Schnürbänder noch verknotet.
Die Küche ging direkt vom Wohnzimmer ab. Will schaute hinter der Kochinsel nach, ob sich dort jemand versteckte, während Faith über umgekippte Möbel und noch mehr zerbrochenes Glas stieg.
Sie sagte: »Sauber.«
»Bei mir auch.« Will öffnete das Schränkchen unter dem Spülbecken, suchte den Mülleimer. Der Sack war weiß wie diejenigen, die sie in den Frauen gefunden hatten. Der Eimer war leer, das einzig Saubere in der ganzen Wohnung.
»Koks«, vermutete Faith und deutete auf ein paar weiße Päckchen auf dem Couchtisch. Außen herum lagen verstreut Pfeifen, Spritzen, aufgerollte Geldscheine, Rasierklingen. »Was für ein Sauhaufen. Ich kann nicht glauben, dass Leute hier gehaust haben.«
Will war nie überrascht von den Tiefen, in die Junkies sinken konnten, oder von der Verwüstung, die sie hinterließen. Er hatte gesehen, wie aus netten Vorstadthäusern in ein paar Tagen heruntergekommene Meth-Höhlen wurden. »Wo sind sie alle hin?«
Sie zuckte die Achseln. »Eine Leiche würde ihnen keine solche Angst einjagen, dass sie so viel Koks zurücklassen.« Sie drehte sich wieder zu dem Toten um. »Vielleicht hätte er den Aufpasser spielen sollen.«
Gemeinsam durchsuchten sie den Rest der Wohnung. Drei Schlafzimmer, eines davon ein in Blau gehaltenes Kinderzimmer und zwei zusätzliche Bäder. Alle Toiletten und Waschbecken waren verstopft. Die Laken waren auf den Betten zusammengeknüllt, die Matratzen umgedreht. Die Kleidung war aus den Schränken gerissen. Alle Fernseher waren verschwunden. Im Gästezimmer lagen eine Tastatur und eine Maus, aber kein Computer. Offensichtlich hatte derjenige, der die Wohnung übernommen hatte, sie ausgeräumt.
Am Ende des Gangs steckte Will seine Waffe wieder ein. Vor der Tür warteten zwei Sanitäter und ein Streifenbeamter. Will winkte sie herein.
»Mausetot«, verkündete einer der Sanitäter, nachdem er den Junkie neben dem Wandschrank flüchtig nach Lebenszeichen abgetastet hatte.
Der Uniformierte sagte: »Mein Partner spricht gerade mit dem Portier.«
Der Satz war direkt an Will gerichtet und bewusst sachlich gehalten.

»Sieht aus, als wäre er gestürzt. Hat sich das Auge angeschlagen.«
Auch Faith steckte ihre Waffe wieder ein. »Diese Böden sind ziemlich rutschig.«
Der Beamte nickte verständnisvoll. »Sehen rutschig aus.«
Will ging wieder ins Kinderzimmer. Er stöberte in den Babysachen, die auf winzigen Kleiderbügeln im Schrank hingen. Dann ging er zum Kinderbettchen und hob die Matratze an.
»Vorsicht«, warnte Faith. »Da könnten Spritzen drin sein.«
»Er schnappt sich nicht die Kinder«, sagte er, eher zu sich selbst als zu Faith. »Er schnappt sich die Frauen, lässt aber die Kinder zurück.«
»Pauline wurde nicht aus ihrem Haus entführt.«
»Pauline ist anders.« Er erläuterte: »Olivia wurde in ihrem Hinterhof überfallen. Anna wurde an der Wohnungstür überfallen. Sie haben die Taser-Scheibchen gesehen. Ich wette, Jackie Zabel wurde im Haus ihrer Mutter überfallen.«
»Vielleicht hat eine Freundin Annas Baby.«
Überrascht von der Verzweiflung in Faiths Stimme hatte Will aufgehört zu suchen. »Anna hat keine Freunde. Keine dieser Frauen hat Freunde. Deshalb schnappt er sie sich ja.«
»Es ist mindestens eine Woche her, Will.« Faiths Stimme zitterte. »Schauen Sie sich um. Diese Wohnung ist ein Sauhaufen.«
»Wollen Sie das Penthouse an die Spurensicherung übergeben?«, fragte er, ließ den Rest der Frage allerdings unausgesprochen: *Wollen Sie, dass jemand anders die Leiche findet?*
Faith versuchte es anders. »Sara sagte, Anna habe ihr gesagt, dass ihr Familienname Lindsey ist. Sie ist Firmenanwältin. Wir könnten ihr Büro anrufen und sehen …«
Vorsichtig hob Will den Plastikdeckel des Windeleimers neben dem Wickeltisch an. Die Windeln waren alt, mit Sicherheit nicht die Quelle der stechenden Gerüche in der Wohnung.
»Will …«
Er ging ins angrenzende Bad und kontrollierte dort den Mülleimer. »Ich will jetzt mit dem Portier sprechen.«
»Warum lassen Sie nicht …«
Will verließ das Zimmer, bevor sie den Satz beendet hatte. Er ging wieder ins Wohnzimmer, schaute unter den Couchen nach und zog das

Polstermaterial aus einigen der Sessel, um nachzusehen, ob etwas – oder jemand – darin versteckt war.
Der Uniformierte probierte eben das Koks und schien zufrieden mit dem Ergebnis. »Das ist ein Riesenfang. Ich muss das melden.«
»Geben Sie mir noch ein paar Minuten«, sagte Will.
Einer der Sanitäter fragte: »Sollen wir bleiben?«
Faith sagte: »Nein« und Will gleichzeitig: »Ja.«
Er wurde deutlicher: »Sie gehen nirgendwohin.«
Faith fragte den Mann: »Kennen Sie einen Notfallsanitäter namens Rick Sigler?«
»Rick? Ja«, sagte der Mann, als wäre er überrascht, dass sie gefragt hatte.
Will blendete die Unterhaltung aus. Er ging noch einmal zur vorderen Toilette und schloss dann die Tür, als er zurück ins Foyer zu den Taser-Scheibchen ging. Er bückte sich, um sie genauer zu untersuchen. Er war sich ziemlich sicher, dass sie in getrocknetem Urin lagen.
Will richtete sich auf, trat vor die Tür und schaute sich die Wohnung noch einmal an. Annas Penthouse nahm den gesamten obersten Stock des Gebäudes ein. Es gab keine anderen Wohnungen, keine Nachbarn. Niemand hätte sie schreien hören oder ihren Angreifer sehen können. Der Täter hatte sicher auch vor der Tür gestanden, so wie Will es jetzt tat. Er schaute den Gang entlang und dachte, dass der Mann vielleicht die Treppe heraufgekommen war. Es gab einen Notausgang. Er hätte auf dem Dach sein können. Vielleicht hatte ihn aber auch der nutzlose Portier durch den Haupteingang hereingelassen, ihm vielleicht sogar den Knopf im Aufzug gedrückt. In Annas Wohnungstür war ein Spion. Sie hätte mit Sicherheit zuerst hindurchgesehen. Diese Frauen waren alle vorsichtig. Wen würden sie hereinlassen? Einen Lieferanten. Handwerker. Vielleicht den Portier.
Faith kam auf ihn zu. Ihr Gesichtsausdruck war unergründlich, aber er kannte sie gut genug, um zu wissen, was sie dachte: *Es ist Zeit zu gehen.*
Will schaute noch einmal den Gang entlang. In der gegenüberliegenden Wand befand sich etwa auf halber Höhe noch eine Tür.
Faith sagte: »Will …«, aber er ging bereits auf die geschlossene Tür zu. Er öffnete sie. Drinnen sah er die Metallklappe des Müllschluckers. Pappkartons warteten aufeinandergestapelt aufs Recyceln. Es gab einen

Korb für Glas, einen für Dosen. In dem Behälter für Plastik lag ein Baby. Die Augen waren nur Schlitze, die Lippen leicht geöffnet. Die Haut war weiß und wächsern.
Faith kam dazu. Sie packte Wills Arm. Will konnte sich nicht rühren. Die Welt drehte sich nicht mehr. Er hielt sich am Türknauf fest, damit seine Knie nicht unter ihm nachgaben. Aus Faiths Mund kam ein Laut, der klang wie ein leises Klagen.
Das Baby drehte den Kopf in die Richtung des Geräusches, seine Augen öffneten sich langsam.
»O mein Gott«, hauchte Faith. Sie schob Will beiseite, ging auf die Knie und griff nach dem Kind. »Holen Sie Hilfe. Will, holen Sie Hilfe.«
Will merkte, wie die Welt sich wieder zu drehen begann. »Hierher!«, rief er den Sanitätern zu. »Bringen Sie Ihren Koffer mit.«
Faith drückte das Baby an sich und suchte nach Schnitten oder Prellungen. »Kleines Lämmchen«, flüsterte sie. »Alles okay. Ich hab dich jetzt. Alles okay.«
Will sah, wie sie mit dem Kind umging, ihm die Haare zurückstrich und ihn auf die Stirn küsste. Die Augen des Babys waren kaum geöffnet, die Lippen weiß. Will wollte etwas sagen, aber ihm blieben die Worte im Hals stecken. Ihm war zugleich heiß und kalt, so als würde er jetzt gleich vor aller Augen zu weinen anfangen.
»Ich hab dich, Liebling«, murmelte Faith, die Stimme belegt vor Sorge. Tränen liefen ihr übers Gesicht. Will hatte sie noch nie als Mutter erlebt, zumindest nicht mit einem Kleinkind. Es brach ihm das Herz, Faiths sanfte Seite zu sehen, den Teil von ihr, der sich so sehr um ein anderes menschliches Wesen sorgte, dass ihre Hände zitterten, als sie das Kind an sich drückte.
Sie flüsterte: »Er weint nicht. Warum weint er nicht?«
Will brachte endlich ein paar Worte heraus. »Er weiß, dass niemand kommt.« Er bückte sich, legte die Hände um den Kopf des Jungen und versuchte, nicht an die Stunden zu denken, die das Kind allein hier oben verbracht hatte, sich die Seele aus dem Leib geweint und darauf gewartet hatte, dass jemand kam.
Der Sanitäter keuchte überrascht auf. Er rief seinen Partner, während er Faith das Baby abnahm. Die Windel war voll. Der Bauch des Jungen war aufgebläht.

»Er ist dehydriert.« Der Sanitäter kontrollierte die Pupillenreaktion, schob die aufgesprungenen Lippen zurück, um das Zahnfleisch zu untersuchen. »Unterernährt.«
Will fragte: »Kommt er wieder in Ordnung?«
Der Mann schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht. Er ist in einem sehr schlechten Zustand.«
»Wie lange …« Faith versagte die Stimme. »Wie lange liegt er schon hier?«
»Ich weiß es nicht«, wiederholte der Mann. »Einen Tag. Vielleicht zwei.«
»Zwei Tage?«, fragte Will, der sicher war, dass der Mann sich irrte. »Die Mutter ist seit mindestens einer Woche verschwunden, vielleicht noch länger.«
»Nach mehr als einer Woche wäre er tot.« Behutsam drehte der Sanitäter den Jungen um. »Er hat Druckstellen, weil er zu lange in derselben Position lag.« Er fluchte leise. »Ich weiß nicht, wie lange es dauert, bis so etwas passiert, aber irgendjemand muss ihm zumindest Wasser gegeben haben. Ohne das kann man nicht überleben.«
Faith sagte: »Vielleicht die Prostituierte …«
Sie beendete den Satz nicht, aber Will wusste, was sie sagen wollte. Wahrscheinlich hatte Lola auf Annas Baby aufgepasst, nachdem Anna entführt worden war. Dann war sie verhaftet worden, und niemand kümmerte sich mehr um das Kind. »Wenn Lola sich um ihn gekümmert hat«, sagte Will, »dann musste sie das Gebäude betreten und verlassen können.«
Die Aufzugstür ging auf. Will sah einen zweiten Polizisten neben Simkov, dem Portier, stehen. Unter dem Auge hatte er eine verfärbte Stelle, und seine Augenbraue, die auf die Tischplatte geknallt war, war geplatzt.
»Der da.« Der Portier deutete triumphierend auf Will. »Der da hat mich misshandelt.«
Will ballte die Fäuste. Seine Kiefermuskeln verkrampften sich so sehr, dass er schon Angst hatte, die Zähne würden ihm herausbrechen.
»Wussten Sie, dass dieses Baby hier oben war?«
Das höhnische Grinsen des Mannes war wieder da. »Was weiß denn ich von einem Baby? Vielleicht der Kerl von der Nachtschicht …« Er brach

ab und schaute in die offene Tür des Penthouses. »Jesus, Maria und Joseph«, murmelte er und sagte dann etwas in einer fremden Sprache. »Was haben die hier oben denn getrieben?«
»Wer?«, fragte Will. »Wer war hier oben?«
»Ist dieser Mann tot?«, fragte Simkov und starrte in das verwüstete Penthouse. »O Mann, so was muss man erst mal gesehen haben. Und der Gestank!« Er versuchte, die Wohnung zu betreten, doch der Polizist riss ihn zurück.
Will gab dem Portier noch eine Chance. Er sprach jedes Wort seiner Frage sorgfältig aus. »Wussten Sie, dass hier oben ein Baby war?«
Simkov zuckte die Achseln, sodass seine Schultern bis zu den Ohren hochwanderten. »Woher, zum Teufel, soll ich denn wissen, was hier oben bei den reichen Leuten abgeht? Ich verdiene acht Dollar pro Stunde, und Sie wollen, dass ich weiß, wie die ihr Leben führen?«
»Da ist ein Baby«, sagte Will, so wütend, dass er kaum reden konnte. »Ein kleines Baby in Lebensgefahr.«
»Dann ist da eben ein Baby. Was geht das mich an?«
Die Wut kam mit einer solchen schwarzen, blinden Intensität, dass Will erst merkte, was er tat, als er den Mann gepackt hatte und seine Faust wie ein Vorschlaghammer auf ihn einprügelte. Und er hörte nicht auf damit. Er wollte nicht aufhören. Er dachte an das Baby, das in seiner eigenen Scheiße lag, das der Mörder in diese Müllkammer gesteckt hatte, damit es dort verhungerte, an die Prostituierte, die Informationen über ihn verhökern wollte, um den eigenen Kopf aus der Schlinge zu ziehen, und an Angie … da thronte Angie ganz oben auf diesem Haufen Exkremente und zog an Wills Fäden, wie sie es immer tat, spukte in seinem Kopf herum, sodass er sich vorkam, als gehöre er zusammen mit all den anderen auf diesen Müllhaufen.
»Will!«, kreischte Faith. Sie streckte die Hände vor sich aus, wie man es tut, wenn man mit einem Verrückten spricht. Will spürte einen scharfen Schmerz zwischen den Schulterblättern, als die beiden Polizisten ihm die Hände auf den Rücken drückten. Er keuchte wie ein tollwütiger Hund. Schweiß lief ihm übers Gesicht.
»Okay«, sagte Faith und kam, die Hände noch immer ausgestreckt, auf ihn zu. »Ganz ruhig jetzt. Beruhigen Sie sich erst mal.« Sie legte Will die Hände ans Gesicht, etwas, das sie noch nie getan hatte, wie Will jetzt

bewusst wurde. Ihre Handflächen waren auf seinen Wangen und zwangen ihn, sie anzuschauen anstatt Simkov, der sich auf dem Boden wand. »Schauen Sie mich an«, befahl sie so leise, dass es war, als könnten nur sie beide verstehen, was sie sagte. »Will, schauen Sie mich an.«
Er zwang sich, ihren Blick zu erwidern. Ihre Augen waren intensiv blau, vor Panik weit aufgerissen. »Alles okay«, sagte sie ihm. »Das Baby kommt wieder in Ordnung. Okay? Geht's wieder?«
Will nickte und spürte, wie die Uniformierten den Griff um seine Arme lockerten. Faith stand noch immer vor ihm, hatte noch immer die Hände auf seinem Gesicht.
»Alles okay«, sagte sie im selben Tonfall, den sie bei dem Baby benutzt hatte. »Das wird alles wieder.«
Will trat einen Schritt zurück, sodass Faith ihn loslassen musste. Er sah, dass sie fast so eingeschüchtert war wie der Portier. Auch Will hatte Angst – Angst, dass er den Mann noch immer schlagen wollte, dass er, wenn die Uniformierten nicht da gewesen wären, wenn es nur er und Simkov gewesen wären, ihn mit bloßen Händen zu Tode geprügelt hätte.
Faith schaute Will noch einen Augenblick länger in die Augen. Dann wandte sie ihre Aufmerksamkeit dem blutenden Mann auf dem Boden zu. »Aufstehen, Sie Arschloch.«
Simkov stöhnte und rollte sich zu einem Ball zusammen. »Ich kann mich nicht rühren.«
»Schnauze.« Sie riss Simkov am Arm.
»Meine Nase!«, kreischte er. Er war so benommen, dass er nur einigermaßen aufrecht sitzen konnte, wenn er sich mit der Schulter an der Wand abstützte. »Er hat mir die Nase gebrochen!«
»Sie sind okay.« Faith schaute den Gang in beide Richtungen entlang. Sie suchte nach Überwachungskameras.
Will tat dasselbe und war erleichtert, als er keine fand.
»Polizeibrutalität!«, schrie der Mann. »Sie haben es gesehen. Sie sind alle meine Zeugen.« Einer der Uniformierten hinter Will sagte: »Sie sind gestürzt, Kumpel. Wissen Sie das nicht mehr?«
»Bin nicht gestürzt«, sagte der Mann stur. Blut lief ihm aus der Nase und tropfte durch seine Finger wie Wasser aus einem Schwamm.
Der zweite Sanitäter legte eben dem Baby eine Infusion. Er schaute nicht

hoch, sagte aber: »Sie sollten das nächste Mal besser aufpassen, wo Sie hintreten.«
Und einfach so war Will zu dem Polizisten geworden, der er nie hatte sein wollen.

17. Kapitel

Faiths Hände zitterten noch immer, als sie vor Anna Lindseys Zimmer auf der Intensivstation stand. Die beiden Polizisten, die Annas Tür bewacht hatten, unterhielten sich mit den Schwestern an der Empfangstheke, aber sie schauten immer wieder herüber, als wüssten sie, was vor dem Penthouse passiert war, wüssten aber nicht so recht, was sie davon halten sollten. Will selbst stand ihr gegenüber, die Hände in den Taschen, und starrte blicklos den Gang entlang. Sie fragte sich, ob er unter Schock stand. O Mann, sie fragte sich, ob sie unter Schock stand. Sowohl in ihrem beruflichen wie in ihrem privaten Leben war Faith oft von zornigen Männern umgeben gewesen, aber so etwas wie die Brutalität, die Will gezeigt hatte, hatte sie noch nie erlebt. In diesem Gang vor dem Penthouse im Beeston Place hatte es einen Augenblick gegeben, da Faith befürchtet hatte, Will würde den Portier umbringen. Sein Gesichtsausdruck war es, der sie so schockiert hatte – kalt, erbarmungslos –, von nichts anderem getrieben, als diesem Mann wieder und wieder die Faust ins Gesicht zu rammen. Wie jede andere Mutter auf der Welt hatte auch ihre Mutter Faith immer wieder gesagt, sie müsse vorsichtig sein bei dem, was sie sich wünsche. Faith hatte sich immer gewünscht, Will wäre ein bisschen aggressiver. Jetzt hätte sie alles gegeben, um ihn wieder so zu haben, wie er zuvor gewesen war.
»Sie sagen keinen Ton«, sagte Faith zu ihm. »Die Polizisten, die Sanitäter.«
»Das ist unwichtig.«
»Sie haben dieses Baby gefunden«, erinnerte sie ihn. »Wer weiß, wie lange es gedauert hätte, bis irgendjemand …«
»Stopp.«
Mit lautem *Pling* öffneten sich die Aufzugstüren. Amanda trabte heraus. Sie schaute sich schnell um, registrierte, wer anwesend war, versuchte wahrscheinlich, Zeugen zu neutralisieren. Faith machte sich gefasst auf niederschmetternde Vorwürfe, blitzschnelle Suspendierungen, vielleicht sogar den Verlust ihrer Marken. Stattdessen fragte Amanda sie: »Sind Sie beide in Ordnung?«

Faith nickte. Will starrte nur auf den Boden.
»Freut mich, zu sehen, dass ihr beide endlich ein Paar geworden seid«, sagte Amanda zu Will. »Sie sind für den Rest der Woche ohne Bezahlung suspendiert, aber glauben Sie keine Sekunde lang, dass Sie deswegen aufhören dürfen, sich für mich den Arsch aufzureißen.«
Wills Stimme klang kehlig und belegt. »Ja, Ma'am.«
Amanda ging aufs Treppenhaus zu. Sie folgten ihr, und Faith bemerkte, dass ihre Chefin nichts von ihrer üblichen Anmut, nichts von ihrer Kontrolle hatte. Sie wirkte ebenso schockiert wie sie beide.
»Schließen Sie die Tür.«
Als Faith die Tür zuzog, sah sie, dass ihre Hände immer noch zitterten.
»Charlie untersucht gerade Anna Lindseys Wohnung«, sagte Amanda, und ihre Stimme hallte durchs Treppenhaus. Sie nahm die Lautstärke etwas zurück. »Er ruft an, wenn er was findet. Dass Sie sich dem Portier nicht mehr nähern dürfen, versteht sich wohl von selbst.« Das war an Will gerichtet. »Die forensischen Ergebnisse dürften morgen früh da sein, aber bei dem Zustand der Wohnung sollten Sie sich keine allzu großen Hoffnungen machen. Die Technik hat es noch nicht geschafft, sich in die Computer zu hacken, die die Frauen benutzten. Sie probieren alle Passwort-Programme, die sie haben. Es könnte Wochen oder Monate dauern, sie zu knacken. Die Anorexie-Website läuft über eine kleine Scheinfirma in Friesland, wo immer das ist. In Übersee auf jeden Fall. Sie gibt uns keine Registrierungsinformationen, aber die Technik konnte die Statistiken für die Seite aus dem Web ziehen. Sie haben ungefähr zweihundert einmalige Nutzer pro Woche. Das ist alles, was wir wissen.«
Will sagte nichts, deshalb fragte Faith: »Was ist mit dem leeren Haus hinter Olivia Tanners Haus?«
»Der Schuhabdruck stammte von einem Männerschuh Größe vierundvierzig, von Nike, der landesweit in zwölfhundert Filialen verkauft wird. In der Cola-Dose hinter der Bar haben wir ein paar Zigarettenstummel gefunden und versuchen, die DNS zu isolieren, aber wer weiß, zu wem die dann gehört.«
Faith fragte: »Was ist mit Jake Berman?«
»Was glauben Sie wohl?« Amanda atmete tief durch, wie um sich zu beruhigen. »Wir haben eine Skizze und sein Verhaftungsfoto ins

staatliche Netzwerk gestellt. Ich bin mir sicher, die Presse wird darauf anspringen, aber ich habe sie gebeten, mindestens vierundzwanzig Stunden zu warten.«
In Faiths Kopf drängten sich die Fragen, aber es kam keine einzige heraus. Vor weniger als einer Stunde hatte sie in Olivia Tanners Küche gestanden, aber sie konnte sich beim besten Willen an kein einziges Detail des Hauses mehr erinnern.
Schließlich machte Will den Mund auf. Seine Stimme klang so niedergeschlagen, wie er aussah. »Sie sollten mich feuern.«
»So einfach kommen Sie nicht davon.«
»Ich meine das ernst, Amanda. Sie sollten mich feuern.«
»Ich meine es ebenfalls ernst, Sie ignoranter Esel.« Amanda stemmte die Hände in die Hüften und sah nun eher wieder aus wie die normale, verärgerte Amanda, die Faith kannte. »Anna Lindseys Baby ist dank Ihnen in Sicherheit. Ich denke, das ist ein Sieg für das Team.«
Er kratzte sich den Arm. Faith sah, dass die Haut auf seinen Knöcheln aufgeplatzt und blutig war. Sie dachte an diesen Augenblick in dem Gang, als sie ihre Hände an sein Gesicht gelegt und ihn fast genötigt hatte, ruhig zu werden, weil sie nicht wusste, wie sie in der Welt zurechtkommen sollte, wenn Will Trent nicht mehr der Mann war, mit dem sie seit einem Jahr fast jeden Tag ihres Lebens teilte.
Amanda schaute Faith direkt an. »Geben Sie uns ein paar Minuten.«
Faith stieß die Tür auf und kehrte in den Gang zurück. Auf der Intensivstation herrschte eine gewisse, gedämpfte Geschäftigkeit, allerdings nichts im Vergleich zur Hektik unten in der Notaufnahme. Die beiden Polizisten standen wieder auf ihrem Posten vor Annas Tür, und ihre Blicke folgten Faith, als sie vorüberging.
Eine der Schwestern sagte: »Sie sind in Untersuchungsraum drei.«
Faith wusste nicht, warum sie diese Information erhielt, ging aber trotzdem zu Untersuchungsraum drei. Drinnen sah sie Sara Linton. Sie stand neben einer Babywiege aus Plastik. In ihren Armen hielt sie ein Baby – Annas Baby.
»Er schafft das«, sagte Sara zu Faith. »Es wird ein paar Tage dauern, aber er kommt wieder in Ordnung. Und vor allem glaube ich, es wird ihnen beiden helfen, dass er wieder bei seiner Mama ist.«
Faith konnte im Augenblick nicht als Frau reagieren, also reagierte sie

als Polizistin. »Hat Anna sonst noch etwas gesagt?«
»Nicht viel. Sie hat große Schmerzen. Jetzt, da sie wach ist, bekommt sie noch mehr Morphium.«
Faith strich mit der Hand über den Rücken des Babys, spürte die Weichheit seiner Haut, die winzigen Knochen seiner Wirbelsäule. »Was glauben Sie, wie lange wurde er allein gelassen?«
»Der Sanitäter hatte recht. Ich würde sagen, maximal zwei Tage. Sonst wäre er in einem ganz anderen Zustand.« Sara legte sich den Kleinen auf die andere Schulter. »Irgendjemand hat ihm Wasser gegeben. Er ist dehydriert, aber nicht so schlimm wie einige Kinder, die ich gesehen habe.«
»Was machen Sie eigentlich hier?«, fragte Faith. Die Frage kam völlig unbedacht heraus. Sie hörte sie in ihren Ohren klingen und hielt sie für gut – gut genug, um sie zu wiederholen. »Warum sind Sie hier? Warum waren Sie überhaupt bei Anna?«
Sara legte das Baby behutsam zurück in die Wiege. »Sie ist meine Patientin. Ich habe mich um sie gekümmert.« Sie steckte die Decke um den Kleinen fest. »So wie ich mich heute Morgen um Sie kümmern wollte. In Delia Wallace' Praxis hat man mir gesagt, dass Sie noch nicht angerufen haben.«
»Ich hatte ein bisschen was zu tun. Musste Babys aus Mülleimern retten.«
»Faith, ich bin hier nicht der Feind.« Saras Stimme bekam das ärgerliche Timbre von jemandem, der versucht, vernünftig zu sein. »Es geht jetzt nicht mehr nur um Sie. Sie tragen ein Kind in sich – ein zweites Leben, für das Sie verantwortlich sind.«
»Das ist *meine* Entscheidung.«
»Ihre Entscheidungsuhr läuft ab. Wenn Ihr Körper zwischen dem Diabetes und dem Baby entscheiden muss, dann gewinnt immer der Diabetes.«
Faith atmete tief durch, aber das machte es auch nicht besser. Sie nahm kein Blatt vor den Mund. »Wissen Sie, Sie können ja versuchen, sich in meinen Fall zu drängen, aber ich werde auf keinen Fall zulassen, dass Sie sich in mein Privatleben drängen.«
»Wie bitte?« Sara hatte die Unverfrorenheit, überrascht zu klingen.
»Sie sind keine Coroner mehr, Sara. Sie sind nicht mit einem Polizeichef

verheiratet. Er ist tot. Sie haben mit eigenen Augen gesehen, wie er in Stücke gerissen wurde. Sie werden ihn nicht zurückbekommen, indem Sie in der Leichenhalle rumhängen und sich in eine Ermittlung einmischen.«
Sara stand mit offenem Mund da, offensichtlich unfähig zu einer Reaktion.
Unvermittelt brach Faith in Tränen aus. »O mein Gott, das tut mir leid. Das war furchtbar.« Sie hielt sich die Hand vor den Mund. »Ich kann nicht glauben, dass ich das eben gesagt …«
Sara schüttelte den Kopf und schaute zu Boden.
»Das tut mir so leid. O Gott, es tut mir leid. Bitte verzeihen Sie mir.«
Sara ließ sich Zeit mit der Antwort. »Ich nehme an, Amanda hat Sie über die Details informiert.«
»Ich habe im Netz recherchiert. Ich habe nicht …«
»Hat Agent Trent es auch gelesen?«
»Nein.« Faith ließ ihre Stimme fest klingen. »Nein. Er meinte, das gehe ihn nichts an, und er hat recht. Es geht auch mich nichts an. Ich hätte es nicht tun sollen. Ich bin einfach ein schrecklicher, schrecklicher Mensch, Sara. Ich kann nicht glauben, dass ich das zu Ihnen gesagt habe.«
Sara bückte sich zu dem Baby, legte ihm die Hand ans Gesicht. »Alles okay.«
Faith suchte verzweifelt nach Worten, ratterte all die schrecklichen Dinge herunter, die sie über sich sagen konnte. »Hören Sie, ich habe Sie angelogen, was mein Gewicht angeht. Ich habe fünfzehn Pfund zugelegt, nicht zehn. Ich esse Pop-Tarts zum Frühstück und manchmal auch zum Abendessen, aber meistens mit Diet Coke. Ich treibe nie Sport. Niemals. Zum Laufen bequeme ich mich nur, wenn ich es in der Werbepause aufs Klo und zurück schaffen will, und ganz ehrlich, seit ich einen Digitalrekorder habe, mache ich nicht mal mehr das.«
Sara schwieg.
»Es tut mir so leid.«
Sara beschäftigte sich wieder mit der Decke, steckte sie noch fester, damit das Baby in einem engen, kleinen Kokon lag.
»Es tut mir leid«, wiederholte Faith und fühlte sich so schlecht, dass sie dachte, sie würde gleich kotzen.
Sara behielt ihre Gedanken für sich. Faith überlegte sich, wie sie den

Raum möglichst würdevoll verlassen konnte, als die Ärztin sagte: »Ich wusste, dass es fünfzehn Pfund waren.«
Faith spürte, wie die Spannung sich ein wenig löste. Sie war schlau genug, das nicht zu ruinieren, indem sie etwas erwiderte.
Sara sagte: »Kein Mensch spricht je mit mir über ihn. Ich meine, am Anfang natürlich schon, aber jetzt nimmt niemand mehr auch nur seinen Namen in den Mund. Es ist, als wollten sie mich nicht aufregen, als würde sein Name mich wieder zurückwerfen in …« Sie schüttelte den Kopf. »Jeffrey. Ich weiß gar nicht mehr, wann ich ihn das letzte Mal laut ausgesprochen habe. Sein Name ist – war – Jeffrey.«
»Ein schöner Name.«
Sara nickte. Sie schluckte.
»Ich habe Fotos gesehen«, gab Faith zu. »Er sah gut aus.«
Ein Lächeln umspielte Saras Lippen. »Ja. Stimmt.«
»Und er war ein guter Polizist. Man merkt das an der Art, wie die Berichte geschrieben wurden.«
»Er war ein guter Mann.«
Wieder rang Faith um Worte.
Sara war schneller und fragte: »Was ist mit Ihnen?«
»Mit mir?«
»Der Vater.«
Vor lauter Selbstekel hatte Faith Victor völlig verdrängt. Sie legte die Hand auf den Bauch. »Sie meinen den Vater meines Babys?«
Sara gestattete sich ein Lächeln.
»Er suchte nach einer Mutter, nicht nach einer Freundin.«
»Na ja, dieses Problem hatte Jeffrey nie. Er konnte sehr gut auf sich selbst aufpassen.« Ihre Augen bekamen einen abwesenden Blick. »Er war das Beste, was mir je passiert ist.«
»Sara …«
Sara suchte in den Schubladen, bis sie ein Glukose-Messgerät gefunden hatte. »Kontrollieren wir mal Ihren Blutzucker.«
Diesmal war Faith zu zerknirscht, um zu protestieren. Sie streckte die Hand aus und wartete, bis die Lanzette ihr in den Finger stach.
Sara redete, während sie die Prozedur absolvierte. »Ich versuche nicht, meinen Mann zurückzubekommen. Glauben Sie mir, wenn ich mich dazu nur in einen Fall einmischen müsste, wenn das wirklich so einfach

wäre, dann würde ich mich noch morgen an der Polizeiakademie anmelden.«
Faith verzog das Gesicht, als die Nadel ihre Haut durchstach.
»Ich will mich wieder nützlich fühlen«, sagte Sara, und ihre Stimme bekam nun etwas Bekenntnishaftes. »Ich will das Gefühl haben, mehr zu tun, um Leuten zu helfen, als nur Cremes für Ausschläge zu verschreiben, die wahrscheinlich von allein abheilen, oder Verbrecher zusammenzuflicken, damit sie wieder auf die Straße gehen und aufeinander schießen können.«
Auf den Gedanken, dass Saras Motive so altruistisch sein könnten, war Faith gar nicht gekommen. Sie vermutete, es warf ein schlechtes Licht auf sie selbst, wenn sie immer annahm, dass jeder das Leben nur mit egoistischen Absichten anging. Zu Sara sagte sie: »Ihr Mann war … perfekt.«
Sara lachte, als sie einen Blutstropfen auf den Teststreifen strich. »Er ließ sein Suspensorium an der Badezimmertür hängen, er vögelte herum, als wir das erste Mal verheiratet waren – was ich selbst herausfand, als ich eines Tages mal früher von der Arbeit nach Hause kam –, und er hatte einen unehelichen Sohn, über den er bis zu seinem vierzigsten Lebensjahr nie sprach.« Sie las das Messgerät ab und zeigte es Faith. »Was glauben Sie, Saft oder Insulin?«
»Insulin.« Dann gestand sie: »Mir ist es beim Mittagessen ausgegangen.«
»Dachte ich mir schon.« Sie griff zum Telefon und rief eine der Schwestern an. »Sie müssen das unter Kontrolle bekommen.«
»Dieser Fall ist …«
»Dieser Fall ist noch offen wie alle Fälle, die Sie bis jetzt bearbeitet haben, und alle Fälle, die Sie noch bearbeiten werden. Ich bin mir sicher, Agent Trent kann Sie für ein paar Stunden entbehren, während Sie sich um diese Sache kümmern.«
Faith war sich nicht sicher, ob Agent Trent im Augenblick irgendetwas entbehren konnte.
Sara schaute wieder nach dem Baby. »Er heißt übrigens Balthazar«, sagte sie.
»Und ich dachte, wir hätten ihn gerettet.«
Sara war so freundlich zu lachen. Was sie sagte, war jedoch ernst. »Ich

bin ausgebildete Kinderärztin, Faith. Ich gehörte zu den Besten meines Jahrgangs an der Emory University, und ich habe fast zwei Jahrzehnte meines Lebens der Aufgabe gewidmet, Menschen zu helfen, ob sie nun leben oder tot sind. Sie können meine persönlichen Motive in Zweifel ziehen, so viel Sie wollen, aber zweifeln Sie nicht an meinen medizinischen Fähigkeiten.«
»Sie haben recht.« Faith fühlte sich noch zerknirschter. »Es tut mir leid. Es war wirklich ein anstrengender Tag.«
»Und dass Ihr Blutzucker völlig aus dem Lot ist, macht es auch nicht gerade besser.« Es klopfte an der Tür, Sara ging hin und nahm von einer Schwester eine Handvoll Insulin-Pens entgegen. Sie schloss die Tür wieder und sagte zu Faith: »Sie müssen das ernst nehmen.«
»Ich weiß.«
»Es auf die lange Bank zu schieben, funktioniert nicht. Nehmen Sie sich zwei Stunden Zeit für einen Besuch bei Delia, damit Sie das in den Griff bekommen und sich wieder auf Ihre Arbeit konzentrieren können.«
»Werde ich.«
»Stimmungsschwankungen, plötzliche Gereiztheit – das sind alles Symptome Ihrer Krankheit.«
Faith kam sich vor, als hätte ihre Mutter sie eben geschimpft, aber vielleicht brauchte sie im Augenblick genau das. »Danke.«
Sara legte die Hand wieder an die Wiege. »Ich überlasse es Ihnen.«
»Einen Augenblick noch«, sagte Faith. »Sie haben doch viel mit jungen Mädchen zu tun, nicht?«
Sara zuckte die Achseln. »Früher viel mehr, als ich noch meine eigene Praxis hatte. Warum?«
»Was wissen Sie über Thinspo?«
»Nicht viel«, gab die Ärztin zu. »Ich weiß, das ist ein Wort für Proanorexie-Propaganda, normalerweise im Internet.«
»Drei unserer Opfer haben eine Verbindung dazu.«
»Anna ist noch immer sehr dünn«, bemerkte Sara. »Leber und Nieren funktionieren nicht richtig, aber ich dachte, das kommt von dem, was sie durchgemacht hat, nicht von etwas, das sie sich selbst angetan hat.«
»Könnte sie Anorektikerin sein?«
»Möglich ist es. Wegen ihres Alters habe ich an diese Störung überhaupt nicht gedacht. Anorexie ist im Allgemeinen ein Teenager-Problem.« Sie

überlegte kurz und sagte dann: »Pete hat bei Jacquelyn Zabels Autopsie etwas Ähnliches erwähnt. Sie war sehr dünn, andererseits wurden ihr mindestens zwei Wochen lang Nahrung und Wasser vorenthalten. Und sie war zierlich gebaut.« Sie bückte sich zu Balthazar und streichelte seine Wange. »Anna hätte kein Baby bekommen können, wenn sie sich zum Hungern gezwungen hätte. Nicht ohne ernsthafte Komplikationen.«
»Vielleicht hatte sie es lange genug unter Kontrolle, um ihn zu bekommen«, vermutete Faith. »Ich weiß nie so genau, was was ist – ist Anorexie das, wo man sich den Finger in den Mund steckt?«
»Das ist Bulimie. Anorexie bedeutet Hungern. Manchmal benutzen Anorektiker Abführmittel, aber sie reinigen sich nicht. Es gibt immer stärkere Hinweise auf eine genetische Bestimmung – Chromosomenschäden, die einen für diese Störung empfänglich machen. Normalerweise gibt es dann irgendeinen Umwelteinfluss, der die Krankheit zum Ausbruch bringt.«
»Wie Kindesmissbrauch?«
»Könnte sein. Manchmal sind es Einschüchterungen. Manchmal ist es eine körperliche Fehlfunktion. Einige Leute geben Zeitschriften und Filmstars die Schuld, aber es ist viel komplexer. Auch Jungs leiden inzwischen immer häufiger darunter. Wegen der psychologischen Komponente ist es extrem schwer zu behandeln.«
Faith dachte über ihre Opfer nach. »Gibt es einen bestimmten Persönlichkeitstyp, der dafür eher anfällig ist?«
Sara überlegte sich die Antwort gut. »Ich kann Ihnen nur sagen, dass den Handvoll Patienten, die ich behandelt habe und die an dieser Störung litten, das Hungern ein extremes Vergnügen bereitete. Es erfordert eine enorme Willenskraft, um gegen das physiologische Essensbedürfnis des Körpers anzukämpfen. Oft fühlen sie sich, als wäre alles andere in ihrem Leben aus den Fugen, und das Einzige, was sie noch selbst bestimmen können, ist, ob sie sich Essen in den Mund schieben oder nicht. Es gibt auch eine körperliche Reaktion aufs Hungern – leichtes Schwindelgefühl, Euphorie, manchmal Halluzinationen. Es kann ein ähnliches Hochgefühl erzeugen, wie man es von Opiaten kennt, und dieses Gefühl kann stark suchterzeugend sein.«
Faith überlegte, wie oft sie schon Witze darüber gerissen hatte, wie gerne sie die Willenskraft hätte, wenigstens für eine Woche anorektisch zu

sein.
Sara fügte hinzu: »Das größte Problem bei der Behandlung ist, dass es für Frauen gesellschaftlich akzeptierter ist, dünn zu sein, als übergewichtig zu sein.«
»Ich habe noch nie eine Frau getroffen, die mit ihrem Gewicht zufrieden ist.«
Sara lachte wehmütig auf. »Um ehrlich zu sein, meine Schwester.«
»Ist sie eine Heilige?«
Faith hatte das als Witz gemeint, doch Sara überraschte sie mit der Antwort: »Fast. Sie ist Missionarin. Vor ein paar Jahren hat sie einen Prediger geheiratet. Sie helfen AIDS-Babys in Afrika.«
»O Gott, ich hasse sie, und ich kenne sie überhaupt nicht.«
»Glauben Sie mir, sie hat ihre Fehler«, gestand Sara. »Sie sagten, drei Opfer. Heißt das, dass noch eine Frau entführt wurde?«
Faith wurde bewusst, dass Olivia Tanners Fall es noch nicht in die Medien geschafft hatte. »Ja. Aber halten Sie das unter Verschluss, wenn es geht.«
»Natürlich.«
»Zwei von ihnen scheinen sehr viel Aspirin zu nehmen. Das neue Opfer, von dem wir heute erfahren haben, hatte sechs Riesenpackungen in seinem Haus. Jacquelyn Zabel hatte eine große Packung neben ihrem Bett stehen.«
Sara nickte, als würde sich ein Bild ergeben. »Hochdosiert ist das ein Brechmittel. Das würde erklären, warum Zabels Magen so viele Geschwüre aufwies.« Sie fügte hinzu: »Und das würde erklären, warum sie noch blutete, als Will sie fand. Das sollten Sie ihm sagen. Er war ziemlich bestürzt darüber, dass er sie nicht rechtzeitig entdeckt hat.«
Im Augenblick war Will über sehr viel mehr bestürzt. Trotz allem hatte sie eines nicht vergessen: »Er braucht Ihre Wohnungsnummer.«
»Warum?« Sara beantwortete ihre Frage selbst: »Ach, der Hund seiner Frau.«
»Genau«, sagte Faith und dachte, diese Lüge aufrechtzuerhalten, sei das Mindeste, was sie für Will tun konnte.
»Zwölf. Steht auf dem Klingelbrett.« Sie legte die Hand wieder auf den Rand der Wiege. »Ich sollte diesen Jungen jetzt zu seiner Mutter bringen.«

Faith hielt ihr die Tür auf, und Sara rollte die Wiege hinaus. Die Geräusche im Flur hallten ihr in den Ohren wider, bis sie die Tür schloss. Sie setzte sich auf den Hocker vor der Arbeitsfläche, hob ihren Rock an und suchte nach Stellen, die noch nicht blau und schwarz waren von den Nadeln. In der Diabetesbroschüre hatte es geheißen, man solle die Einstichstellen wechseln, und Faith schaute deshalb auf ihren Bauch, wo sie eine noch unberührte Stelle fand, die sie mit Daumen und Zeigefinger zusammendrückte.

Sie hielt sich den Insulin-Pen einige Zentimeter von ihrem Bauch entfernt, stieß die Nadel aber nicht hinein. Irgendwo hinter all diesen Pop-Tarts war ein winziges Baby mit winzigen Händen und Füßen und einem Mund und Augen – das jeden ihrer Atemzüge mitatmete, das mitpinkelte, wenn sie alle zehn Minuten zur Toilette rannte. Saras Worte hatte Faith etwas klargemacht, aber Balthazar Lindsey zu spüren, das hatte ein Gefühl in ihr geweckt, das sie im Leben noch nicht gehabt hatte. Sosehr sie Jeremy auch geliebt hatte, seine Geburt war kaum ein Grund zum Feiern gewesen. Fünfzehn Jahre war kein Alter für eine Babyparty, und sogar die Schwestern im Krankenhaus hatten sie mitleidig angesehen.

Dieses Mal würde es jedoch anders sein. Faith war inzwischen alt genug, um ihre Mutterschaft akzeptieren zu können. Sie würde mit dem Baby auf der Hüfte durchs Einkaufszentrum gehen, ohne sich sorgen zu müssen, die Leute würden denken, sie wäre die ältere Schwester ihres eigenen Kinds. Sie konnte ihn zum Kinderarzt bringen und alle Formulare unterschreiben, ohne dass ihre Mutter mit unterschreiben musste. Sie konnte bei Elternabenden den Lehrern sagen, sie sollten ihr den Buckel herunterrutschen, ohne dass sie dann selbst zum Rektor geschickt wurde. Mann, sie konnte inzwischen sogar Auto fahren. Dieses Mal konnte sie es richtig machen. Sie konnte von Anfang bis Ende eine gute Mutter sein. Na ja, vielleicht nicht von *allem* Anfang an. Faith zählte all die Dinge zusammen, die sie ihrem Baby allein diese Woche angetan hatte: Sie hatte es ignoriert, seine Existenz geleugnet, war in einer Garage ohnmächtig geworden, hatte über Abtreibung nachgedacht und es allem ausgesetzt, was Sam Lawson in sich trug, war von einer Verandastufe gefallen und hatte ihrer beider Leben riskiert, indem sie Will davon abzuhalten versuchte, den Schädel eines russischen

Portiers in die teure, fein gewebte Auslegeware im Gang vor dem Penthouse im Beeston Place zu hämmern.
Und jetzt waren sie hier, Mutter und Kind, auf der Intensivstation des Grady, und sie war dabei, sich irgendwo in der Nähe seines Kopfes eine Nadel in den Bauch zu rammen.
Die Tür ging auf.
»Was, zum Teufel, tun Sie da?«, fragte Amanda. Doch sie kam sehr schnell selbst darauf. »Ach du meine Güte! Wann hatten Sie vor, mir das zu erzählen?«
Faith schob sich den Rock wieder herunter, dachte sich jedoch, dass es für Schamhaftigkeit ein bisschen spät war. »Gleich nachdem ich Ihnen gesagt hätte, dass ich schwanger bin.«
Amanda versuchte, die Tür zuzuknallen, aber die hydraulische Türautomatik ließ das nicht zu. »Verdammt noch mal, Faith. Mit einem Baby kommen Sie doch nie weiter.«
Das machte Faith wütend. »Ich habe es mit einem Kind bis hierher geschafft.«
»Sie waren ein Mädchen in Uniform, das sechzehntausend Dollar pro Jahr verdiente. Jetzt sind Sie eine dreiunddreißigjährige Frau.«
Faith erwiderte nur: »Ich schätze, das heißt, Sie geben keine Babyparty für mich.«
Ihr Blick hätte Glas zerschneiden können. »Weiß Ihre Mutter Bescheid?«
»Ich dachte mir, ich lasse sie ihren Urlaub genießen.«
Amanda schlug sich mit der Hand auf die Stirn, was komisch gewesen wäre, wenn sie nicht über Faiths Zukunft hätte bestimmen können. »Ein analphabetischer Trottel mit einem Aggressionsproblem und eine fruchtbare, fette Diabetikerin, die so gut wie keine Ahnung von Verhütung hat.« Sie deutete mit dem Finger auf Faiths Gesicht. »Ich hoffe, Ihnen gefällt die Paarung, junge Lady, denn jetzt haben Sie Will Trent für den Rest Ihres Lebens am Hals.«
Faith versuchte, das »fett« zu ignorieren, das, wenn sie ehrlich war, am meisten wehtat. »Ich kann mir Schlimmeres vorstellen, als für den Rest meines Lebens Will Trent zum Partner zu haben.«
»Sie sollten verdammt froh sein, dass keine Überwachungskamera seinen kleinen Ausbruch festgehalten hat.«
»Will ist ein guter Polizist, Amanda. Er würde nicht mehr für Sie

arbeiten, wenn Sie das nicht auch denken würden.«
»Na ja …« Sie beendete den Satz nicht. »Vielleicht, wenn er nicht gerade seine Kindheitsprobleme raushängen lässt.«
»Ist er okay?«
»Er wird's überleben«, erwiderte Amanda, es klang jedoch nicht sehr überzeugend. »Ich habe ihn auf die Suche nach dieser Prostituierten geschickt. Lola.«
»Sie ist nicht im Gefängnis?«
»Das war ein ziemlich großes Ding in der Abteilung – Heroin, Meth, Koks. Angie Polaski schaffte es, Lola für ihre Informantendienste rauszuholen.« Amanda zuckte die Achseln. Sie hatte das Atlanta Police Department nicht immer unter Kontrolle.
»Halten Sie es für eine gute Idee, Will nach Lola suchen zu lassen, nachdem er wegen dieser Kindsaussetzung so wütend wurde?«
Die alte Amanda war wieder da – diejenige, deren Entscheidungen man nicht infrage stellen durfte. »Wir haben zwei vermisste Frauen und einen Serienmörder, der sehr genau weiß, was er mit ihnen anstellen will. In diesem Fall muss sich was bewegen, bevor er uns aus den Händen gleitet. Die Uhr tickt, Faith. Er könnte schon jetzt sein nächstes Opfer beobachten.«
»Ich sollte mich heute mit Rick Sigler treffen – der Sanitäter, der bei Anna erste Hilfe leistete.«
»Ich habe vor einer Stunde jemanden zu Siglers Haus geschickt. Seine Frau war bei ihm. Er leugnete beharrlich, jemanden mit dem Namen Jake Berman zu kennen. Er gab gerade mal zu, an diesem Abend auf der Straße gewesen zu sein.«
Faith konnte sich keine schlimmere Art vorstellen, diesen Mann zu befragen. »Er ist schwul. Seine Frau weiß es nicht.«
»Das wissen sie nie«, entgegnete Amanda. »Wie auch immer, er hatte kein Interesse zu reden, und wir haben im Augenblick nicht genug in der Hand, um ihn aufs Revier zu schleifen.«
»Ich bin mir nicht sicher, ob er ein Verdächtiger ist.«
»Was mich angeht, ist jeder ein Verdächtiger. Ich habe den Autopsiebericht gelesen. Ich habe gesehen, was Anna angetan wurde. Unser Täter experimentiert gerne. Und er wird es weiter tun, bis wir ihn stoppen.«

Faith agierte seit einigen Stunden auf Adrenalin, und bei Amandas Worten merkte sie, dass es wieder zündete. »Soll ich Rick Sigler beschatten?«
»Ich habe im Augenblick Leo Donnelly vor seinem Haus sitzen. Irgendwas sagt mir, dass Sie nicht die ganze Nacht mit ihm in einem Auto eingesperrt sein wollen.«
»Nein, Ma'am«, antwortete Faith, und nicht nur, weil Leo Kettenraucher war. Wahrscheinlich würde er Faith dafür die Schuld geben, dass er auf Amandas Abschussliste stand. Und er hätte recht.
»Jemand muss nach Michigan fahren und die Akten über Pauline Sewards Familie finden. Der Gerichtsbeschluss ist bereits zugestellt, aber offensichtlich ist in den Computern nichts gespeichert, was älter als fünfzehn Jahre ist. Wir müssen Leute aus ihrer Vergangenheit finden, und wir müssen sie schnell finden – die Eltern und hoffentlich auch den Bruder, falls er nicht unser mysteriöser Mr Berman ist. Aus offensichtlichen Gründen kann ich nicht Will schicken, damit er sich durch die Akten arbeitet.«
Faith legte den Insulin-Pen auf die Arbeitsfläche. »Ich mache es.«
»Haben Sie diese Diabetesgeschichte im Griff?« Faiths Gesichtsausdruck war anscheinend Antwort genug. »Ich schicke einen meiner Agenten, der tatsächlich dazu in der Lage ist.« Sie wischte jeden denkbaren Einwand mit einer Handbewegung weg. »Lassen wir diese Sache auf sich beruhen, bis sie uns wieder ins Gesicht springt, okay?«
»Das alles tut mir sehr leid.« In der letzten Viertelstunde hatte Faith sich öfter entschuldigt als in ihrem ganzen bisherigen Leben.
Amanda schüttelte den Kopf. Sie hatte keine Lust, über die Situation zu diskutieren. »Der Portier hat einen Anwalt verlangt. Wir haben geplant, ihn gleich morgen früh zu befragen.«
»Sie haben ihn verhaftet?«
»Wir haben ihn interniert. Er ist offensichtlich ausländischer Herkunft. Der Patriot Act gibt uns das Recht, ihn vierundzwanzig Stunden festzuhalten, um seinen Immigrantenstatus zu überprüfen. Wir können seine Wohnung auf den Kopf stellen, und wenn wir Glück haben, finden wir etwas, mit dem wir ihn festnageln können.«
Faith war nicht in der Position, über den korrekten Lauf der Gerechtigkeit zu diskutieren.

Amanda fragte: »Was ist mit Annas Nachbarn?«
»Es ist ein ruhiges Gebäude. Die Wohnung unter dem Penthouse steht seit Monaten leer. Die hätten da oben eine Atombombe zünden können, und keiner hätte es bemerkt.«
»Der Tote?«
»Drogendealer. Heroin-Überdosis.«
»Annas Arbeitgeber hat sie nicht vermisst?«
Faith berichtete ihr das Wenige, was sie herausgefunden hatte. »Sie arbeitet für eine Anwaltskanzlei – Bandle and Brinks.«
»O Gott, das Ganze wird ja immer schlimmer. Kennen Sie diese Kanzlei?« Amanda ließ Faith keine Zeit für eine Antwort. »Sie sind spezialisiert auf Klagen gegen Kommunalbehörden – schlechte Polizeiarbeit, schlechte Sozialdienste. Sie stürzen sich auf alles, wobei sie einen packen können, und dann prozessieren sie, bis bei uns Ebbe ist im Budget. Sie haben öfter gegen den Staat geklagt und gewonnen, als ich zählen kann.«
»Sie waren Fragen nicht zugänglich. Ohne Gerichtsbeschluss rücken sie keine einzige Akte heraus.«
»Mit anderen Worten, sie spielen Anwalt.« Amanda ging in dem Raum auf und ab. »Wir beide sprechen jetzt mit Anna, und dann fahren wir zu diesem Gebäude zurück und stellen es auf den Kopf, bevor diese Kanzlei überhaupt merkt, was wir tun.«
»Wann ist die Befragung des Portiers?«
»Pünktlich um acht morgen früh. Meinen Sie, Sie bringen das in Ihrem vollen Terminkalender noch unter?«
»Ja, Ma’am.«
Als Amanda den Kopf schüttelte, wirkte sie wie eine Mutter – frustriert und leicht entrüstet. »Ich nehme nicht an, dass wenigstens der Vater im Bilde ist?«
»Ich bin ein bisschen zu alt, um was Neues auszuprobieren.«
»Glückwunsch«, sagte sie und öffnete die Tür. Man hätte es positiv verstehen können, wenn sie nicht noch »Idiotin« gemurmelt hätte, als sie auf den Gang trat.
Faith hatte nicht gemerkt, dass sie den Atem angehalten hatte, bis Amanda den Raum verlassen hatte. Ihre Lippen öffneten sich zu einem schweren Seufzen, und zum ersten Mal seit Beginn dieser

Diabetesgeschichte stach sie sich die Nadel bereits beim ersten Versuch in die Haut. Es tat nicht mehr so weh, oder vielleicht stand sie so unter Schock, dass sie nichts spürte.
Sie starrte die Wand vor sich an und versuchte, sich wieder auf die Ermittlung zu konzentrieren. Faith schloss die Augen und stellte sich die Autopsiefotos von Jacquelyn Zabel vor, die Höhle, in der Jacquelyn und Anna Lindsey festgehalten worden waren. Sie rief sich die Abscheulichkeiten ins Bewusstsein, die diesen Frauen passiert waren – die Folterungen, der Schmerz. Wieder legte sie die Hand auf den Bauch. War das Kind, das in ihr wuchs, ein Mädchen? In was für eine Welt brachte Faith sie; eine Welt, in der junge Mädchen von ihren Vätern belästigt wurden, in der Magazine einem sagten, dass man nie perfekt genug sein könne, in der Sadisten einen von einem Augenblick auf den anderen aus der eigenen Welt heraus und weg vom eigenen Kind reißen und für den Rest des Lebens in eine Hölle auf Erden stoßen konnten?
Ein Schauder durchfuhr sie. Sie stand auf und verließ den Raum.
Die Polizisten vor Annas Tür traten beiseite. Faith verschränkte die Arme, aus dem Zimmer wehte ihr Kälte entgegen. Anna lag in ihrem Bett, Balthazar in der Beuge ihres knochigen Arms. Ihre Schulter trat deutlich hervor, die Knochen drückten durch die Haut wie bei den Mädchen, die Faith in Pauline McGhees Computer gesehen hatte.
»Agent Mitchell betritt eben das Zimmer«, sagte Amanda zu der Frau. »Sie versucht herauszufinden, wer Ihnen das angetan hat.«
Annas Augen waren trüb, als hätte sie den grauen Star. Sie starrte blicklos in die Richtung der Tür. Faith wusste, dass es für eine solche Situation keine Verhaltensregeln gab. Sie hatte schon öfter Vergewaltigungs- und Missbrauchsfälle bearbeitet, etwas Vergleichbares aber noch nie. Sie musste umdenken. Man machte keinen Smalltalk, man fragte nicht, wie es der Person gehe, weil die Antwort offensichtlich war.
Faith sagte: »Ich weiß, es ist eine schwierige Zeit für Sie. Wir haben nur ein paar Fragen.«
Amanda sagte zu Faith: »Miss Lindsey hat mir gerade erzählt, dass sie eben einen großen Fall abgeschlossen und sich dann Urlaub genommen habe, um mehr Zeit mit ihrem Sohn zu verbringen.«
Faith fragte: »Wusste sonst noch jemand, dass Sie Urlaub hatten?«
»Ich habe dem Portier eine Nachricht hinterlassen. Die Leute in der

Kanzlei wussten Bescheid – meine Sekretärin, meine Partner. Mit den Leuten in meinem Haus spreche ich nicht.«
Faith hatte den Eindruck, dass eine hohe Mauer Anna Lindsey umgab. Die Frau hatte etwas so Kaltes an sich, dass es unmöglich erschien, eine Beziehung aufzubauen. So hielt sie sich stur an die Fragen, die beantwortet werden mussten. »Können Sie uns sagen, was genau passierte, als Sie verschleppt wurden?«
Anna leckte sich die trockenen Lippen, schloss die Augen. Als sie dann sprach, war ihre Stimme kaum mehr als ein Flüstern. »Ich war in meiner Wohnung und machte Balthazar gerade für einen Spaziergang im Park fertig. Das ist das Letzte, woran ich mich erinnern kann.«
Faith wusste, dass es nach Taser-Angriffen zu Gedächtnisverlusten kommen konnte. »Was konnten Sie sehen, als Sie aufwachten?«
»Nichts. Danach habe ich nie mehr etwas gesehen.«
»Irgendwelche Geräusche oder Empfindungen, an die Sie sich erinnern?«
»Nein.«
»Konnten Sie Ihren Angreifer erkennen?«
Anna schüttelte den Kopf. »Nein. Ich kann mich an gar nichts erinnern.«
Faith ließ ein paar Sekunden verstreichen und versuchte, ihre Enttäuschung in den Griff zu bekommen. »Ich werde Ihnen jetzt ein paar Namen nennen. Sagen Sie mir bitte, ob Ihnen irgendeiner bekannt vorkommt.«
Anna nickte, und ihre Hand glitt über die Decke zum Mund ihres Sohns. Er nuckelte an ihrem Finger, leise Schluckgeräusche waren zu hören.
»Pauline McGhee?«
Anna schüttelte den Kopf.
»Olivia Tanner?«
Wieder schüttelte sie den Kopf.
»Jacquelyn oder Jackie Zabel.«
Sie schüttelte den Kopf.
Faith hatte Jackie bewusst als Letzte genannt. Die beiden Frauen waren zusammen in der Höhle gewesen. Das war das Einzige, was sie sicher wussten. »Wir haben Ihre Fingerabdrücke auf Jackie Zabels Führerschein gefunden.«
Wieder öffneten sich Annas trockene Lippen. »Nein«, sagte sie

entschieden, »ich kenne sie nicht.«
Amanda schaute mit hochgezogenen Augenbrauen in Faiths Richtung. War das traumatische Amnesie? Oder etwas anderes?
Faith fragte: »Was ist mit dem Begriff ›Thinspo‹?«
Anna versteifte sich. »Nein«, sagte sie, doch diesmal sehr schnell und mit lauterer Stimme.
Faith ließ noch ein paar Sekunden verstreichen, um der Frau Zeit zum Nachdenken zu geben. »In dem Versteck, wo Sie festgehalten wurden, haben wir Notizbücher gefunden. In ihnen stand immer und immer wieder nur ein Satz: ›Ich werde mir nichts versagen.‹ Bedeutet der irgendwas für Sie?«
Wieder schüttelte sie den Kopf.
Faith musste sich anstrengen, um ihre nächsten Fragen nicht wie ein Flehen klingen zu lassen. »Können Sie uns irgendetwas über Ihren Angreifer sagen? Haben Sie etwas an ihm gerochen, Öl oder Benzin? Rasierwasser? Haben Sie Gesichtsbehaarung an ihm gespürt oder irgendeine körperliche …«
»Nein«, flüsterte Anna, ließ die Finger am Körper ihres Kindes entlangwandern, fand seine Hand und nahm sie in die ihre. »Ich kann Ihnen gar nichts sagen. Ich kann mich an keine Details erinnern. An gar nichts.«
Faith öffnete den Mund, aber Amanda schnitt ihr das Wort ab. »Sie sind hier in Sicherheit, Miss Lindsey. Seit Ihrer Einlieferung stehen zwei bewaffnete Beamte vor Ihrer Tür. Hier kann Ihnen niemand mehr etwas tun.«
Anna drehte den Kopf zu ihrem Baby und gab besänftigende Geräusche von sich. »Ich habe vor gar nichts Angst.«
Faith war verblüfft, wie überzeugt die Frau klang. Allerdings, wenn man das überlebte, was diese Frau durchgemacht hatte, konnte es schon sein, dass man glaubte, alles ertragen zu können.
Amanda sagte: »Wir glauben, dass er im Augenblick zwei weitere Frauen in seiner Gewalt hat. Er tut ihnen dieselben Dinge an, die er Ihnen angetan hat.« Um dem Argument Nachdruck zu verleihen, fügte sie hinzu: »Eine der Frauen hat ein Kind, Miss Lindsey. Einen Jungen, Felix. Er ist sechs Jahre alt und will zu seiner Mutter zurück. Ich bin mir sicher, wo sie jetzt auch ist, sie denkt an ihn und will ihn wieder in den

Armen halten.«
»Ich hoffe, sie ist stark«, murmelte Anna. Lauter fügte sie hinzu: »Wie ich jetzt schon vielfach gesagt habe, ich kann mich an nichts erinnern. Ich weiß nicht, wer das getan hat, wohin ich gebracht wurde oder warum mir das angetan wurde. Ich weiß nur, dass es jetzt vorbei ist und dass ich es hinter mir lassen will.«
Faith spürte, dass Amandas Frustration so groß war wie die ihre.
Anna sagte: »Ich muss mich jetzt ausruhen.«
»Wir können warten«, sagte ihr Faith. »Vielleicht können wir in ein paar Stunden wiederkommen.«
»Nein.« Der Gesichtsausdruck der Frau wurde hart. »Ich kenne meine gesetzlichen Verpflichtungen. Ich werde eine Aussage unterschreiben oder mein Zeichen machen oder das, was Blinde eben tun, aber wenn Sie wieder mit mir reden wollen, vereinbaren Sie mit meiner Sekretärin einen Termin, wenn ich wieder in der Kanzlei bin.«
Faith versuchte es ein letztes Mal. »Aber Anna …«
Sie drehte den Kopf wieder dem Baby zu. Annas Blindheit hatte verhindert, dass sie die beiden Frauen an ihrem Bett sehen konnte, mit ihrer Reaktion schien sie sie jetzt aus ihrem Bewusstsein verbannen zu wollen.

18. Kapitel

Sara hatte es endlich geschafft, ihre Wohnung zu putzen. Sie konnte sich nicht erinnern, wann sie zum letzten Mal so gut ausgesehen hatte – vielleicht, als sie sie zum ersten Mal mit dem Makler besichtigte. Die Milk Lofts waren früher eine Molkerei gewesen, beliefert von den Höfen auf dem ausgedehnten Weideland, das früher den östlichen Teil der Stadt bedeckte. Das Gebäude hatte sechs Etagen, auf jeder befanden sich zwei Wohnungen, getrennt durch einen langen Gang mit großen Fenstern an jedem Ende. Der Hauptwohnbereich von Saras Wohnung war offen gehalten, das riesige Wohnzimmer ging direkt in die Küche über. Vom Boden bis zur Decke reichende Fenster, die schwer sauber zu halten waren, nahmen die gesamte Außenwand ein und boten ihr einen schönen Blick auf die Innenstadt, wenn sie die Jalousien geöffnet hatte. Nach hinten hinaus gab es drei Schlafzimmer, jedes mit eigenem Bad. Sara schlief natürlich im größten, aber im Gästezimmer hatte noch nie jemand geschlafen. Das dritte Zimmer benutzte sie als Büro und Lagerraum.
Sara hatte sich nie vorgestellt, je in einem Loft zu wohnen, doch als sie nach Atlanta zog, wollte sie, dass sich ihr neues Leben von ihrem alten unterschied. Anstatt sich einen hübschen Bungalow in einer der baumgesäumten Straßen der Stadt auszusuchen, hatte sie sich für eine Wohnung entschieden, die kaum mehr war als eine leere Kiste. Der Immobilienmarkt in Atlanta war zu der Zeit am Boden, und Sara hatte horrend viel Geld zur Verfügung. Bei ihrem Einzug war alles neu gewesen, dennoch hatte sie die ganze Wohnung von oben bis unten renovieren lassen. Allein von dem Preis für die Küche hätte sich eine dreiköpfige Familie ein ganzes Jahr ernähren können. Nahm man die palastartigen Badezimmer mit dazu, war es richtiggehend peinlich, wie freizügig Sara mit ihrem Scheckbuch umgegangen war.
In ihrem früheren Leben war sie sparsamer gewesen, hatte sich nie etwas geleistet außer alle vier Jahre einen neuen BMW. Nach Jeffreys Tod hatte sie plötzlich seine Lebensversicherung, seine Pension, seine eigenen Ersparnisse und den Erlös aus dem Hausverkauf zu verwalten gehabt. Sara hatte alles auf der Bank deponiert, weil sie das Gefühl hatte,

das Geld auszugeben bedeutete, sich einzugestehen, dass er nicht mehr da war. Sie hatte sich sogar überlegt, die Steuerbefreiung abzulehnen, die ihr von Staats wegen zustand, weil sie die Witwe eines im Dienst getöteten Polizeibeamten war, aber ihr Steuerberater hatte sich quergelegt, und sie wollte sich nicht auf einen Streit einlassen.
So kam das Geld, das sie jeden Monat nach Sylacauga, Alabama, schickte, um Jeffreys Mutter zu helfen, auch aus ihrer eigenen Tasche, während Jeffreys Geld auf der örtlichen Bank magere Zinsen einbrachte. Sie überlegte sich oft, es seinem Sohn zu geben, aber das wäre zu kompliziert gewesen. Jeffreys Sohn hatte nie erfahren, dass Jeffrey sein wahrer Vater war. Sie konnte dem Jungen nicht sein Leben ruinieren und ihm dann einen Geldbetrag übergeben, der für einen College-Studenten ein kleines Vermögen bedeutete.
Also lag Jeffreys Geld auf der Bank, so wie der Brief auf Saras Kaminsims lag. Sie stand am Kamin, strich über den Rand des Umschlags und fragte sich, warum sie ihn nicht wieder in ihre Handtasche oder in die Tasche ihrer Jeans oder ihres Labormantels gesteckt hatte.
Während ihres fanatischen Putzanfalls hatte sie ihn lediglich hochgehoben, um darunter Staub zu wischen, als sie beim Kaminsims angelangt war.
Sara sah Jeffreys Ehering am anderen Ende liegen. Den ihren – ein entsprechendes Band aus Weißgold – trug sie noch immer, aber sein College-Ring, ein Goldbrocken mit den Insignien der Auburn University, war ihr wichtiger. Der blaue Stein war zerkratzt, und der Ring war ihr zu groß, deshalb trug sie ihn an einer langen Kette um den Hals wie Soldaten ihre Marken. Sie trug ihn nicht, damit er gesehen wurde. Er steckte immer unter der Kleidung, dicht am Herzen, damit sie ihn spüren konnte.
Dennoch nahm sie Jeffreys Ehering und küsste ihn, bevor sie ihn wieder auf den Sims legte. In den letzten Tagen hatte Jeffrey in ihrem Bewusstsein einen anderen Platz eingenommen. Es war, als würde sie wieder trauern, aber diesmal mit einem gewissen Abstand. Anstatt aufzuwachen und sich völlig vernichtet zu fühlen wie in den letzten dreieinhalb Jahren, war sie nur unglaublich traurig. Traurig, wenn sie sich im Bett umdrehte und er nicht neben ihr lag. Traurig, weil sie ihn

nie wieder lächeln sehen würde. Traurig, weil sie ihn nie mehr in den Armen halten und in sich spüren würde. Aber eben nicht völlig vernichtet. Nicht so, dass jede Bewegung oder jeder Gedanke eine Anstrengung war. Nicht so, als würde es am Ende dieses Tunnels kein Licht geben.
Und da war noch etwas anderes. Faith Mitchell war heute sehr gemein zu ihr gewesen, und sie hatte es überlebt. Sie war nicht zusammengebrochen, hatte sich nicht in Tränen aufgelöst. Sie war kein Häuflein Elend geworden. Sie hatte sich zusammengerissen. Und das Komische war, in gewisser Weise fühlte Sara sich genau deswegen Jeffrey näher. Sie fühlte sich stärker, eher wie die Frau, in die er sich verliebt hatte, als wie die Frau, die ohne ihn am Boden zerstört war. Sie schloss die Augen, und beinahe konnte sie seinen Atem auf ihrem Nacken spüren, seine Lippen, die sie so sanft berührten, dass ihr ein Kribbeln über den Rücken lief. Sie stellte sich vor, wie seine Hände sich um ihre Taille legten, und war überrascht, als sie ihre Hand dorthin legte und nichts als ihre eigene, heiße Haut spürte.
Es klingelte, und Sara erschrak, ebenso ihre Hunde. Sie beschwichtigte sie, während sie zur Gegensprechanlage ging, um den Pizzalieferanten hereinzulassen. Betty, Will Trents Hund, war von Billy und Bob, ihren beiden Windhunden, sehr schnell adoptiert worden. Zuvor bei ihrem Hausputz hatten es sich alle drei dicht beieinander auf der Couch bequem gemacht, nur gelegentlich hochgeschaut, wenn sie hereinkam, und sie hin und wieder scharf angesehen, wenn sie zu viel Lärm machte. Nicht einmal der Staubsauger hatte sie verjagen können.
Sara öffnete die Tür und wartete auf Armando, der ihr mindestens zweimal pro Woche Pizza brachte. Sie tat so, als wäre es normal, dass sie sich mit Vornamen anredeten, und sie gab ihm regelmäßig zu viel Trinkgeld, damit er sich nicht lange darüber ausließ, dass er sie öfter sehe als seine beiden Kinder.
»Alles okay?«, fragte er, während Pizza und Geld die Besitzer wechselten.
»Bestens«, erwiderte sie, doch in Gedanken war sie bereits wieder bei dem, was sie getan hatte, bevor es geklingelt hatte. Es war schon sehr lange her, dass sie sich so intensiv daran erinnert hatte, wie es sich anfühlte, mit Jeffrey zusammen zu sein. Sie wollte sich dieses Gefühl

bewahren, wollte ins Bett kriechen und sich an diesen glücklichen Ort zurückversetzen.
»Schönen Tag noch, Sara.« Armando wandte sich zum Gehen, blieb aber noch einmal stehen. »Hey, da unten hängt irgend so ein komischer Typ herum.«
Sie lebte mitten in einer großen Stadt, das war also nichts Ungewöhnliches. »Normal komisch oder so komisch, dass man die Bullen rufen sollte?«
»Ich glaube, er *ist* ein Bulle. Sieht zwar nicht so aus, aber ich habe seine Marke gesehen.«
»Danke«, sagte sie. Er nickte und ging zum Aufzug. Sara stellte die Pizzaschachtel auf die Küchenanrichte und ging zum anderen Ende des Wohnzimmers. Sie öffnete das Fenster und beugte sich hinaus. Und wirklich, sechs Stockwerke unter ihr entdeckte sie einen Mann, der verdächtig aussah wie Will Trent.
»Hey!«, rief sie. Er reagierte nicht, und sie schaute einige Augenblicke zu, wie er dort unten auf und ab ging, und fragte sich, ob er sie nicht gehört hatte. Sie rief noch einmal, doch diesmal so laut, als wäre sie in einem vollbesetzten Fußballstadion. *»Hey!«*
Nun hob Will endlich den Kopf, und sie rief ihm zu: »Sechster Stock.« Sie sah ihn das Gebäude betreten und dabei an Armando vorbeigehen, der eben heraustrat, Sara zuwinkte und etwas wie »Bis bald« rief. Sara schloss das Fenster und hoffte, dass Will diesen Austausch nicht mitbekommen hatte oder zumindest den Anstand hatte, so zu tun, als hätte er nichts gehört. Sie schaute sich in der Wohnung um, kontrollierte, ob alles wenigstens einigermaßen an Ort und Stelle war. Mitten im Wohnzimmer standen zwei Couchen, eine vollgepackt mit Hunden, die andere mit Kissen. Sara schüttelte sie auf und drapierte sie, wie sie hoffte, auf kunstvolle Art wieder auf dem Sofa.
Dank zwei Stunden Putzen war die Küche blitzblank, sogar der kupferne Spritzschutz hinter dem Herd, der großartig aussah, bis man merkte, dass man zwei verschiedene Reinigungsmittel dafür brauchte. Sie kam an dem Flachbildfernseher an der Wand vorbei und blieb wie angewurzelt stehen. Sie hatte vergessen, den Bildschirm abzustauben. Sie zog sich den Ärmel ihrer Bluse über die Hand und wischte, so gut es ging.
Als sie die Tür öffnete, trat Will eben aus dem Aufzug. Sara hatte den

Mann nur ein paar Mal gesehen, aber er schaute schrecklich aus, als hätte er seit Wochen nicht geschlafen. Sie sah seine linke Hand und bemerkte, dass die Haut an den Knöcheln aufgeplatzt war, als hätte er mehrmals auf etwas Hartes geschlagen.
Hin und wieder war auch Jeffrey mit solchen Verletzungen nach Hause gekommen. Sara hatte ihn immer danach gefragt, und er hatte immer gelogen. Allerdings nahm sie ihm diese Lügen gerne ab, denn ihr war nicht wohl bei dem Gedanken, dass er außerhalb der Gesetze agierte. Sie wollte glauben, dass ihr Mann ein in jeder Hinsicht guter Mensch war. Ein Teil von ihr wollte auch glauben, dass Will Trent ein guter Mensch war, und deshalb war sie bereit, jede Geschichte zu glauben, die er ihr auftischte, als sie ihn fragte: »Alles in Ordnung mit Ihrer Hand?«
»Ich habe jemanden geschlagen. Den Portier von Annas Wohnhaus.«
Seine Aufrichtigkeit überrumpelte Sara. Sie brauchte einen Augenblick, bis sie fragte: »Warum?«
Wieder schien er ihr die Wahrheit zu sagen: »Bin einfach durchgedreht.«
»Haben Sie Schwierigkeiten mit Ihrer Chefin?«
»Nicht wirklich.«
Sie merkte, dass er noch immer im Gang stand, und trat beiseite, um ihn einzulassen. »Der Junge hatte großes Glück, dass Sie ihn gefunden haben. Ich glaube nicht, dass er noch einen Tag überstanden hätte.«
»Das ist eine bequeme Ausrede.« Er schaute sich im Zimmer um und kratzte sich abwesend den Arm. »Ich habe noch nie einen Verdächtigen geschlagen. Ich habe ihnen oft das Gefühl gegeben, ich könnte es tun, aber ich habe es noch nie wirklich getan.«
»Meine Mutter hat immer gesagt, niemals und immer liegen dicht beieinander.« Er schaute sie verwirrt an, und Sara erklärte: »Wenn man erst einmal etwas Falsches getan hat, tut man es beim zweiten Mal schon leichter, und beim nächsten Mal wieder, und bevor man es merkt, tut man es die ganze Zeit und hat nicht einmal ein schlechtes Gewissen dabei.«
Er starrte sie lange an, ihr kam es vor wie eine volle Minute.
Sie zuckte die Achseln. »Es liegt ganz an Ihnen. Wenn Sie diese Grenze nicht überschreiten wollen, dann tun Sie es nie wieder. Sie dürfen nie zulassen, dass es einfach wird.«
In seinem Gesicht wechselte sich Überraschung mit Erleichterung ab.

Doch anstatt auf das einzugehen, was sie eben gesagt hatte, sagte er nur: »Ich hoffe, Betty war kein allzu großes Problem.«
»Absolut keines. Sie hat überhaupt nicht gebellt.«
»Ja«, entgegnete er. »Es war nicht meine Absicht, sie bei Ihnen abzuladen.«
»Es war kein Problem«, versicherte ihm Sara, obwohl sie zugeben musste, dass Faith Mitchell in Bezug auf ihre Motive heute Morgen recht hatte. Sara hatte angeboten, auf den Hund aufzupassen, weil sie Details über den Fall hören wollte. Sie wollte etwas zu der Ermittlung beitragen. Sie wollte wieder nützlich sein.
Will stand mitten im Zimmer, der dreiteilige Anzug zerknittert, die Weste locker, als hätte er in letzter Zeit Gewicht verloren. Sie hatte in ihrem Leben noch niemanden gesehen, der so verloren wirkte.
»Setzen Sie sich doch«, sagte sie zu ihm.
Er wirkte unentschlossen, entschied sich dann aber für die Couch den Hunden gegenüber. Er saß nicht so, wie Männer normalerweise sitzen – breitbeinig, mit den Armen auf der Rückenlehne. Er war ein großer, kräftiger Kerl, aber er schien hart daran zu arbeiten, nicht zu viel Platz einzunehmen.
Sara fragte: »Haben Sie schon gegessen?«
Er schüttelte den Kopf, und sie stellte den Pizzakarton auf den Tisch. Die Hunde waren an dieser Entwicklung sehr interessiert, deshalb setzte Sara sich zu ihnen auf die Couch. Sie wartete, dass Will sich ein Stück nahm, aber er hatte die Hände auf den Knien und saß ihr einfach nur gegenüber.
Er fragte: »Ist das der Ring Ihres Mannes?«
Überrascht schaute sie zu dem Ring hinüber, der flach auf dem polierten Mahagoni lag. Der Brief lag am anderen Ende des Simses, und Sara hatte kurz die Befürchtung, dass Will vermuten könnte, was darin war.
»Entschuldigung«, sagte er. »Ich sollte nicht so neugierig sein.«
»Er ist es«, entgegnete sie und merkte, dass sie den Daumen auf den entsprechenden Ring an ihrem Finger drückte und ihn nervös drehte.
»Was ist mit …« Er drückte sich die Hand an die Brust.
Sara ahmte die Bewegung nach und fühlte sich nackt, als sie Jeffreys College-Ring unter der dünnen Bluse spürte. »Etwas anderes«, antwortete sie, weil sie nicht ins Detail gehen wollte.
Er nickte und sah sich weiter im Zimmer um. »Ich wurde in einem

Küchenabfalleimer gefunden.« Der Satz kam abrupt, überraschend. Er erläuterte: »Zumindest steht es so in meiner Akte.«
Sara wusste nicht, wie sie reagieren sollte, vor allem als er lachte, als hätte er bei einem Kirchenbasar einen anzüglichen Witz gerissen.
»Entschuldigung. Ich weiß gar nicht, warum ich das gesagt habe.« Er zog ein Stück Pizza aus dem Karton und fing den tropfenden Käse mit der anderen Hand auf.
»Ist schon okay«, sagte sie und legte Bob die Hand auf den Nacken, denn der Windhund näherte sich dem Tisch. Sie verstand überhaupt nicht, was Will eigentlich sagen wollte. Er hätte ihr ebenso gut sagen können, er sei auf dem Mond geboren worden.
Sie fragte: »Wie alt waren Sie?«
Er schluckte erst hinunter und sagte dann: »Fünf Monate.« Er nahm sich noch ein Pizzastück, und sie sah seine Kiefer mahlen. Sara stellte sich Will Trent mit fünf Monaten vor. Er hatte wohl eben angefangen, sich selbstständig aufzusetzen und Geräusche zu erkennen.
Er nahm noch einen Bissen und kaute nachdenklich. »Meine Mutter hat mich dort abgelegt.«
»Im Mülleimer?«
Er nickte. »Jemand brach in das Haus ein – ein Mann. Sie wusste, er würde sie umbringen, und mich wahrscheinlich auch. Sie versteckte mich im Mülleimer unter dem Waschbecken, und er fand mich nicht. Ich schätze, ich konnte damals schon still sein.« Er lächelte schief. »Ich war heute in Annas Wohnung und habe in jeden Mülleimer geschaut. Die ganze Zeit musste ich daran denken, was Sie heute Morgen gesagt haben: Dass der Killer die Mülltüten in die Frauen stopfte, als eine Botschaft, weil er der Welt sagen wollte, dass sie Müll waren, bedeutungslos.«
»Aber Ihre Mutter versuchte offensichtlich, Sie zu beschützen. Sie sandte keine Botschaft.«
»Ja«, sagte er. »Ich weiß.«
»Wurde der …« Ihr Verstand arbeitete nicht gut genug, um ganze Fragen stellen zu können.
»Ob der Kerl gefasst wurde, der sie umbrachte?«, fragte Will, indem er den Satz beendete. Er sah sich noch einmal im Zimmer um. »Wurde die Person gefasst, die Ihren Mann umbrachte?«

Er hatte die Frage gestellt, aber er erwartete keine Antwort. Er wollte damit sagen, dass es unwichtig war, und genau das hatte Sara empfunden, als sie erfuhr, dass der Mann, der Jeffreys Tod inszeniert hatte, tot war. Sie sagte: »Jedem Polizisten, der darüber Bescheid weiß, ist nur das wichtig. Ob der Kerl gefasst wurde.«
»Aug um Aug.« Er deutete auf die Pizza. »Was dagegen, wenn ich …«
Er hatte bereits die halbe Pizza gegessen. »Nehmen Sie ruhig.«
»Es war ein langer Tag.«
Sie lachte über die Untertreibung. Auch er lachte.
Sie deutete auf seine Hand. »Soll ich mich darum kümmern?«
Er schaute sich die Wunden an, als hätte er eben erst gemerkt, dass etwas nicht stimmte. »Was können Sie tun?«
»Fürs Nähen haben Sie zu lange gewartet.« Sie stand auf, um ihren Erste-Hilfe-Koffer aus der Küche zu holen. »Ich kann die Wunden säubern. Sie müssen anfangen, Antibiotika zu nehmen, damit sie sich nicht infizieren.«
»Was ist mit Tollwut?«
»Tollwut?« Sie band ihre Haare zusammen und hängte sich ihre Lesebrille in den Blusenausschnitt. »Der menschliche Mund ist voller Bakterien, aber es kommt sehr selten vor …«
»Ich meine, von Ratten«, sagte Will. »In der Höhle, in der Anna und Jackie gefangen gehalten wurden, gab es Ratten.« Er kratzte sich wieder den rechten Arm, und erst jetzt wurde ihr klar, warum er es die ganze Zeit tat. »Von Ratten kann man doch Tollwut bekommen, oder?«
Sara erstarrte und zog eine Edelstahlschale aus dem obersten Fach des Küchenschranks. »Haben sie Sie gebissen?«
»Nein, sie sind meine Arme hinaufgeklettert.«
»*Ratten* sind Ihnen die Arme hochgelaufen?«
»Nur zwei. Vielleicht drei.«
»Zwei oder drei *Ratten* sind Ihnen die Arme hochgelaufen?«
»Es ist wirklich beruhigend, wenn Sie alles wiederholen, was ich sage, nur lauter.«
Sie lachte über die Bemerkung, fragte aber dennoch: »Haben sie sich irgendwie unberechenbar verhalten? Haben sie Sie angegriffen?«
»Nicht wirklich. Sie wollten einfach raus. Ich glaube, die hatten genauso viel Angst vor mir wie ich vor ihnen.« Er zuckte die Achseln. »Na ja,

eine von ihnen blieb unten. Sie hat mich angestarrt, Sie wissen schon, hat irgendwie beobachtet, was ich tue. Ist mir aber nie zu nahe gekommen.«
Sie setzte sich neben ihn. »Rollen Sie die Ärmel hoch.«
Er zog das Jackett aus und rollte den linken Ärmel hoch, obwohl er sich den rechten Arm gekratzt hatte. Sie sagte nichts dazu, sondern schaute sich die Kratzer auf seinem Unterarm an. Sie waren nicht einmal so tief, dass sie bluteten. Wahrscheinlich hatte er die Sache schlimmer in Erinnerung, als sie tatsächlich gewesen war. »Ich glaube, da brauchen Sie sich keine Sorgen machen.«
»Sind Sie sicher? Vielleicht ist das ja der Grund, warum ich heute ein bisschen durchgedreht bin.«
Sie begriff, dass er das nur halb im Spaß meinte. »Sagen Sie Faith, sie soll mich anrufen, wenn Sie Schaum vor dem Mund haben.«
»Seien Sie nicht überrascht, wenn Sie morgen von ihr hören.«
Sie stellte sich die Stahlschüssel auf den Schoß und legte seine linke Hand hinein. »Das brennt jetzt vielleicht ein bisschen«, sagte sie und schüttete Peroxid auf die offenen Wunden. Will zuckte mit keiner Wimper, und sie betrachtete seine fehlende Reaktion als eine Gelegenheit für eine gründlichere Versorgung.
Sie versuchte, ihn von ihrer Tätigkeit abzulenken, aber sie musste sich auch eingestehen, dass sie neugierig geworden war. »Was ist mit Ihrem Vater?«
»Es gab mildernde Umstände«, war alles, was er sagte. »Aber denken Sie sich nichts. Waisenhäuser sind nicht so schlimm, wie Dickens uns glauben machen wollte.« Er wechselte das Thema, indem er fragte: »Kommen Sie aus einer großen Familie?«
»Nur ich und meine jüngere Schwester.«
»Pete sagte, Ihr Dad ist Klempner.«
»Ist er. Meine Schwester arbeitete eine Weile im Geschäft, aber jetzt ist sie Missionarin.«
»Das ist schön. Sie kümmern sich beide um die Menschen.«
Sara suchte nach einer anderen Frage, eine, die ihn dazu bringen würde, sich zu öffnen, aber ihr fiel nichts ein. Sie wusste nicht, wie sie mit jemandem reden sollte, der keine Familie hatte. Welche Geschichten über Geschwistertyrannei oder Angst vor den Eltern konnte man sich da erzählen?

Will schien ebenfalls nichts mehr einzufallen, vielleicht war er aber einfach lieber still. Wie auch immer, er sagte nichts mehr, bis sie sich bemühte, die aufgeplatzten Hautstellen abzudecken, indem sie mehrere Pflasterstreifen kreuz und quer über seine Knöchel klebte.
Er sagte: »Sie sind eine gute Ärztin.«
»Sie sollten mich mal erleben.«
Er schaute seine Hand an. Bewegte die Finger.
Sie sagte: »Sie sind Linkshänder.«
»Ist das was Schlimmes?«
»Ich hoffe nicht.« Sie hob ihre linke Hand, mit der sie seine Wunden gereinigt hatte. »Meine Mutter sagt, es bedeutet, dass man schlauer ist als die anderen.« Sie räumte die Utensilien zusammen. »Weil wir gerade von meiner Mutter sprechen, ich habe sie wegen der Frage angerufen, die Sie hatten – über den Apostel, der Judas ersetzte? Sein Name war Matthias.« Sie lachte und sagte im Scherz: »Ich bin mir ziemlich sicher, wenn Sie jemand mit diesem Namen finden, dann haben Sie Ihren Mörder.«
Auch er lachte. »Ich werde eine Fahndung herausgeben.«
»Zum letzten Mal in Kutte und Sandalen gesehen.«
Er schüttelte den Kopf, lächelte aber immer noch. »Bagatellisieren Sie das nicht. Das ist der beste Hinweis, den ich den ganzen Tag bekommen habe.«
»Anna redet nicht?«
»Ich habe mit Faith nicht mehr gesprochen seit …« Er wedelte mit der verletzten Hand. »Sie hätte angerufen, wenn sich irgendwas ergeben hätte.«
»Das habe ich nicht gemeint«, entgegnete Sara. »Anna. Ich weiß, das klingt komisch, aber sie ist sehr kühl. Gefühllos.«
»Sie hat viel durchgemacht.«
»Ich weiß, was Sie meinen, aber es geht darüber hinaus.« Sara schüttelte den Kopf. »Vielleicht ist es aber auch mein Ego. Ärzte sind es nicht gewöhnt, dass man mit ihnen spricht, als wären sie Bedienstete.«
»Was hat sie zu Ihnen gesagt?«
»Als ich ihr das Baby brachte – Balthazar –, ich weiß auch nicht, das war sonderbar. Ich habe ja keinen Orden erwartet, aber ich dachte, sie würde mir wenigstens danken. Aber sie meinte nur, ich könne jetzt gehen.«

Will krempelte den Ärmel wieder herunter. »Keine dieser Frauen war besonders liebenswürdig.«
»Faith sagte, es könnte da eine Anorexie-Verbindung geben.«
»Möglich. Ich weiß nicht sehr viel darüber. Sind Anorektiker im Allgemeinen schreckliche Menschen?«
»Natürlich nicht. Jeder ist anders. Faith fragte mich heute Nachmittag dasselbe. Ich sagte ihr, man muss schon sehr gestört sein, um freiwillig zu hungern, aber das bedeutet nicht automatisch, dass diese Leute unfreundlich sind.« Sara überlegte. »Ihr Mörder hatte sich diese Frauen wahrscheinlich nicht ausgesucht, weil sie Anorektiker sind. Er sucht sie sich aus, weil sie furchtbare Menschen sind.«
»Wenn sie furchtbare Menschen sind, dann muss er sie vorher gekannt und Kontakt mit ihnen gehabt haben.«
»Haben Sie bereits andere Verbindungen außer der Anorexie gefunden?«
»Alle sind unverheiratet. Zwei der Frauen haben Kinder. Eine hasst Kinder. Eine wollte ein Kind oder vielleicht auch nicht.« Dann fügte er hinzu: »Bankerin, Anwältin, Immobilienmaklerin und Innendesignerin.«
»Was für eine Anwältin?«
»Firmenanwältin.«
»Keine Immobilienvertragsabschlüsse?«
Er schüttelte den Kopf. »Und auch die Bankerin hatte nichts mit Hypotheken zu tun. Sie war verantwortlich für Öffentlichkeitsarbeit – Wohltätigkeitsveranstaltungen, dafür sorgen, dass der Präsident der Bank sich mit krebskranken Kindern in der Zeitung sieht. Solche Sachen.«
»Sie sind nicht in einer Selbsthilfegruppe?«
»Es gibt einen Chatroom, aber ohne Passwort kommen wir da nicht rein.« Er rieb sich mit den Händen die Augen. »Alles dreht sich im Kreis.«
»Sie sehen müde aus. Vielleicht sehen Sie klarer, wenn Sie sich mal gut ausschlafen.«
»Ja, ich sollte gehen.« Aber er tat es nicht. Er saß einfach da und schaute sie an.
Sara spürte, wie es plötzlich sehr still wurde im Zimmer und die Luft so stickig, dass ihr das Atmen schwerfiel. Sehr deutlich spürte sie den Druck des Goldrings auf der Haut ihres vierten Fingers, und sie spürte, dass ihr Schenkel seinen berührte.

Will brach den Bann, indem er sich umdrehte und nach seinem Sakko griff. »Ich muss jetzt wirklich los«, sagte er und stand auf, um das Jackett anzuziehen. »Ich muss eine Prostituierte finden.«
Sie war sicher, ihn falsch verstanden zu haben. »Wie bitte?«
Er kicherte. »Eine Zeugin namens Lola. Sie war diejenige, die sich um das Baby kümmerte und uns den Tipp wegen Annas Wohnung gab. Ich suche schon den ganzen Nachmittag nach ihr. Ich denke, jetzt am Abend ist sie wahrscheinlich aus ihrem Bau gekrochen.«
Sara blieb auf der Couch, weil sie es besser fand, eine gewisse Distanz zu ihm zu halten, damit er nicht auf falsche Gedanken kam. »Ich packe Ihnen noch ein Stückchen Pizza ein.«
»Machen Sie sich nicht die Mühe.« Er ging zur anderen Couch und zog Betty aus dem Hundegewirr. Er drückte sie sich an die Brust. »Danke für das Gespräch.« Dann zögerte er kurz. »Was ich gesagt hab über …«
Wieder hielt er inne. »Vielleicht vergessen Sie es am besten, okay?«
Sie suchte verzweifelt nach etwas, das nicht abweisend oder – schlimmer noch – nach einer Einladung klang. »Natürlich. Kein Problem.«
Er lächelte sie wieder an und verließ dann die Wohnung.
Sara lehnte sich auf der Couch zurück, stieß zischend die Luft aus und fragte sich, was, zum Teufel, eben passiert war. Sie ging die Unterhaltung noch einmal durch und überlegte, ob sie Will ein Zeichen, ein unbeabsichtigtes Signal gegeben hatte. Aber vielleicht war da gar nichts gewesen. Vielleicht interpretierte sie ganz einfach in den Blick, den er ihr zugeworfen hatte, als sie sich beide auf die Couch setzten, zu viel hinein. Natürlich machte es die Sache auch nicht besser, dass sie drei Minuten vor Wills Ankunft erotische Gedanken gehabt hatte. Dennoch ging sie die Situation noch einmal durch und versuchte herauszufinden, was zu diesem Augenblick der Verlegenheit geführt oder ob es überhaupt einen Augenblick der Verlegenheit gegeben hatte.
Erst als sie seine Hand über die Schale gehalten und seine Knöchel gereinigt hatte, hatte sie bemerkt, dass Will Trent seinen Ehering nicht mehr trug.

19. Kapitel

Will fragte sich, wie viele Männer auf dieser Welt in ihren Autos saßen und nach Prostituierten Ausschau hielten. Hunderttausende, vielleicht Millionen. Er blickte zu Betty hinüber und dachte sich, dass er wahrscheinlich der Einzige war, der das mit einem Chihuahua auf dem Beifahrersitz tat.
Zumindest hoffte er es.
Will schaute seine Hände an, die Pflaster über seiner aufgeplatzten Haut. Er konnte sich nicht erinnern, wann er zum letzten Mal in einen ernsthaften Streit geraten war. Es musste damals im Kinderheim gewesen sein. Es hatte da einen Schläger gegeben, der ihm das Leben zur Hölle gemacht hatte. Immer und immer wieder hatte Will es über sich ergehen lassen, doch irgendwann war etwas in ihm gerissen, und danach hatte Tony Campano ausgeschlagene Vorderzähne gehabt, sodass er aussah wie ein Halloween-Kürbis.
Will bewegte die Finger. Sara hatte sich mit den Pflastern große Mühe gegeben, aber er konnte nicht verhindern, dass sie sich ablösten. Will versuchte zusammenzuzählen, wie oft er in seiner Kindheit beim Arzt gewesen war. Für fast jeden Besuch konnte er eine Narbe auf seinem Körper vorweisen, und er nahm sie als Erinnerungsbrücke, um den Pflegevater oder den Heimleiter zu benennen, der so freundlich gewesen war, ihm Knochen zu brechen, ihn zu brennen oder seine Haut aufzureißen.
Er verlor die Übersicht, oder vielleicht konnte er einfach nicht klar denken, weil er immer wieder das Bild vor Augen hatte, wie Sara Linton aussah, als sie ihm die Tür geöffnet hatte. Er wusste, dass ihre Haare lang waren, aber sie trug sie immer hochgesteckt. Diesmal waren sie offen gewesen – weiche Locken, die ihr über die Schultern fielen. Sie trug Jeans und eine langärmelige Baumwollbluse, und beides brachte ihre Vorzüge sehr gut zur Geltung. Sie lief in Strümpfen herum, ihre Schuhe lagen neben der Tür. Außerdem roch sie gut – nicht nach Parfum, einfach nur sauber und weich und wunderbar. Während sie seine Hand versorgte, hatte er sich sehr anstrengen müssen, um nicht den Kopf

zu senken und an ihren Haaren zu riechen.
Das erinnerte Will an einen Spanner, den er vor einigen Jahren im Butts County geschnappt hatte. Der Mann war Frauen auf den Parkplatz des örtlichen Einkaufszentrums gefolgt und hatte ihnen Geld angeboten, um an ihren Haaren riechen zu dürfen. Will konnte sich noch gut an den Bericht darüber im Lokalfernsehen erinnern, an den Sheriff, der vor der Kamera sichtlich nervös war. Das Einzige, was ihm auf die Frage des Reporters einfiel, war: »Er hat ein Problem. Ein Problem mit Haaren.«
Will hatte ein Problem mit Sara Linton.
Er kraulte Betty am Kinn, während er vor einer roten Ampel wartete. Dem Chihuahua war es sehr gut gelungen, sich bei Saras Hunden einzuschmeicheln, aber Will war nicht so dumm, zu glauben, dass er selbst auch nur den Hauch einer Chance hatte. Kein Mensch musste ihm sagen, dass er nicht der Typ Mann war, auf den Sara Linton stand. Zum einen wohnte sie in einem Palast. Will hatte sein Haus vor ein paar Jahren renoviert, deshalb kannte er den Preis für all die hübschen Sachen, die er sich nicht leisten konnte. Allein Saras Kücheneinrichtung dürfte ungefähr fünfzigtausend Dollar gekostet haben, das Doppelte der Summe, die er für sein ganzes Haus ausgegeben hatte.
Zum anderen war sie intelligent, und sie war Ärztin. Man studierte nicht Medizin, wenn man dumm war, denn sonst wäre Will ebenfalls Arzt geworden. Sara würde sehr schnell herausfinden, dass Will Analphabet war, und darüber war er froh, denn dann würde er nicht mehr viel Zeit mit ihr verbringen.
Anna erholte sich erstaunlich schnell. Sie würde das Krankenhaus bald verlassen können. Dem Baby ging es gut. Es gab keinen Grund, warum Will Sara Linton noch einmal sehen sollte, außer er war zufällig im Grady Hospital, wenn sie Dienst hatte.
Er vermutete, er konnte nur darauf hoffen, erschossen zu werden. Er hatte gedacht, Amanda würde genau das tun, als sie mit ihm heute Nachmittag ins Treppenhaus ging. Stattdessen hatte sie nur gesagt: »Ich habe lange darauf gewartet, dass Ihnen da unten mal Haare wachsen.«
Nicht gerade eine Formulierung, die man von einer Vorgesetzten erwarten würde, nachdem man einen Mann beinahe bewusstlos geschlagen hatte. Jeder fand Ausreden für ihn, jeder deckte ihn, und Will schien der Einzige zu sein, der das für falsch hielt, was er getan hatte.

Er fuhr an der Ampel los und steuerte eines der schäbigeren Viertel der Stadt an. Er wusste schon fast gar nicht mehr, wo er Lola suchen sollte, und das machte ihm Sorgen, nicht nur weil Amanda gesagt hatte, er brauche morgen ohne die Nutte gar nicht zur Arbeit zu kommen. Lola musste über das Baby Bescheid gewusst haben. Mit Sicherheit hatte sie von den Drogen gewusst und davon, was in Anna Lindseys Penthouse vor sich ging. Vielleicht hatte sie noch etwas anderes gesehen – etwas, worüber sie nicht reden wollte, weil es ihr Leben in Gefahr bringen könnte. Vielleicht war sie aber einfach nur einer dieser kalten, gefühllosen Menschen, denen es egal war, dass ein Kind langsam starb. Es musste sich inzwischen herumgesprochen haben, dass Will ein Bulle war, der Leute verprügelte. Vielleicht hatte Lola Angst vor ihm. Verdammt, in diesem Foyer hatte Will einen Augenblick lang vor sich selbst Angst bekommen.

Er hatte sich wie taub gefühlt, als er zu Sara ging. Er dachte an all die Männer, die früher gegen ihn die Fäuste erhoben hatten. All die Gewalt, die er gesehen hatte. All die Schmerzen, die er erduldet hatte. Und weil er diesen Portier geschlagen hatte, war er genauso schlecht wie sie.

Er hatte Sara Linton von diesem Vorfall erzählt, weil er die Enttäuschung in ihren Augen sehen wollte, weil er mit einem einzigen Blick sehen wollte, dass sie ihn nie akzeptieren würde. Was er stattdessen bekam, war … Verständnis. Sie hatte eingeräumt, dass er einen Fehler gemacht hatte, aber sie hatte nicht angenommen, dass dieses Verhalten seinen Charakter definierte. Was für ein Mensch reagierte so? Keiner, den Will je kennengelernt hatte. Keine Frau, die Will je verstehen könnte.

Sara hatte recht damit, dass es beim zweiten Mal einfacher war, etwas Falsches zu tun. Will erlebte es die ganze Zeit bei der Arbeit: Wiederholungstäter, die einmal mit einer Tat durchgekommen waren und daraufhin beschlossen, auf ihr Glück zu vertrauen und es noch einmal zu versuchen. Vielleicht lag es in der menschlichen Natur, Grenzen zu überschreiten. Ein Drittel aller aufgegriffenen alkoholisierten Autofahrer wurde schließlich verhaftet, weil sie ein zweites Mal betrunken gefahren waren. Über ein Drittel aller gefangenen Gewalttäter waren entlassene Sträflinge. Vergewaltiger hatten die höchsten Rückfallquoten im Strafrechtssystem.

Will hatte schon vor langer Zeit gelernt, dass das Einzige, was er in jeder beliebigen Situation kontrollieren konnte, er selbst war. Er war kein Opfer. Er war kein Gefangener seiner Wut. Er konnte sich entscheiden, ein guter Mensch zu sein. Sara hatte genau das gemeint. Bei ihr hatte es sehr einfach geklungen.
Und doch hatte er diesen eigenartigen Augenblick erzwungen, als sie beide nebeneinander auf der Couch saßen und er sie anstarrte, als wäre er ein Axtmörder.
»Idiot.« Er rieb sich die Augen und hätte damit am liebsten die Erinnerung selbst weggewischt. Es brachte nichts, an Sara Linton zu denken. Das führte zu nichts.
Vor sich sah Will eine Gruppe Frauen, die auf dem Bürgersteig herumstanden. Sie trugen alle unterschiedliche Fantasiekostüme: Schulmädchen, Stripperinnen, ein Transsexueller, der so aussah wie die Mutter aus der TV-Serie *Erwachsen müsste man sein.* Will kurbelte sein Fenster herunter, und in der Gruppe wurde wortlos entschieden, welche Frau man zu ihm schickte. Er fuhr einen Porsche 911, den er selbst von Grund auf neu hergerichtet hatte. Fast zehn Jahre hatte er für die Restaurierung des Autos gebraucht. Und die Prostituierten schienen jetzt fast zehn Jahre zu brauchen, um die Entscheidung zu treffen.
Schließlich schlenderte eines der Schulmädchen herüber. Sie beugte sich ins Auto, zog den Kopf aber ebenso schnell wieder zurück. »Ihhh«, machte sie. »Auf gar keinen Fall. Ich ficke keine Hunde.«
Will hielt einen Zwanzig-Dollar-Schein in die Höhe. »Ich suche Lola.«
Ihre Lippen zuckten, und sie schnappte sich schnell den Schein. »Ja, diese Schlampe fickt deinen Hund. Ist auf der Eighteenth. Am alten Postamt.«
»Danke.«
Das Mädchen schlenderte zur Gruppe zurück.
Will kurbelte das Fenster wieder hoch und wendete. Im Rückspiegel sah er die Mädchen. Das Schulmädchen hatte die zwanzig Dollar ihrer Aufpasserin gegeben, die sie wiederum an den Zuhälter weitergeben würde. Will wusste von Angie, dass die Mädchen das Geld so gut wie nie behalten durften. Die Zuhälter kümmerten sich um Unterkunft, Essen und Kleidung. Die Mädchen mussten nichts anderes tun, als jede Nacht ihr Leben und ihre Gesundheit zu riskieren und jeden Freier, der mit

genügend Kohle auftauchte, über den Tisch zu ziehen. Es war moderne Sklaverei, was einer gewissen Ironie nicht entbehrte, wenn man sich überlegte, dass fast alle Zuhälter Schwarze waren.
Will bog auf die Eighteenth Street ein und fuhr langsam an eine unter einer Straßenlaterne geparkte Limousine heran. Der Fahrer saß hinter dem Steuer und hatte den Kopf in den Nacken gelegt. Will wartete ein paar Minuten, dann tauchte ein Kopf aus dem Schoß des Mannes auf. Die Tür ging auf, und die Frau versuchte auszusteigen, aber der Mann streckte die Hand aus und packte sie an den Haaren.
»Scheiße«, murmelte Will und sprang aus dem Auto. Er schloss mit der Fernbedienung seinen Wagen ab, während er zu der Limousine rannte und die Tür aufriss.
»Was soll die Scheiße?«, schrie der Mann, der die Frau noch immer an den Haaren festhielt.
»Hey, Baby«, sagte Lola und streckte Will die Hand entgegen. Er nahm sie, ohne nachzudenken, und sie stieg so schnell aus, dass der Mann ihre Perücke in der Hand hielt. Er fluchte und warf sie auf die Straße und fuhr dann so schnell los, dass die Tür von allein zufiel.
Will sagte zu Lola: »Wir müssen reden.«
Sie bückte sich nach der Perücke. »Ich arbeite hier.«
Will versuchte es auf eine andere Art. »Wenn du das nächste Mal Hilfe brauchst …«
»Angie hat mir geholfen, nicht du.« Sie zupfte an ihrem Rock. »Hast du die Nachrichten gesehen? Die Bullen haben in dem Penthouse genug Koks gefunden, um die ganze Welt zum Singen zu bringen. Ich bin eine verdammte Heldin.«
»Balthazar kommt wieder in Ordnung. Das Baby.«
»Baltha-was?« Sie verzog das Gesicht. »Mann, der Junge hatte ja kaum eine Chance.«
»Du hast dich um ihn gekümmert. Er hat dir etwas bedeutet.«
»Ja, ja.« Sie setzte sich die Perücke wieder auf. »Ich habe zwei Kinder, weißt du. Hab sie im Knast bekommen. Konnte ein bisschen Zeit mit ihnen verbringen, bevor der Staat sie mir wegnahm.« Ihre Arme waren knochendünn, und das erinnerte Will an die Thinspo-Videos, die sie in Paulines Computer gefunden hatten. Diese Mädchen hungerten freiwillig, weil sie dünn sein wollten. Lola hungerte, weil sie sich nicht

genug Essen leisten konnte.
»So«, sagte er und schob ihr die Perücke zurecht.
»Danke.« Sie setzte sich in Bewegung, wollte zurück zu ihrer Gruppe etwas weiter unten an der Straße. Es war die übliche Mischung aus Schulmädchen und Flittchen, aber das hier waren ältere, abgebrühte Frauen. Je höher die Straßennummern, umso härter wurde normalerweise die Szene. Bald würden Lola und ihre Truppe an der Twenty-first stehen, eine Straße, die so übel war, dass das örtliche Polizeirevier immer wieder Krankenwagen losschicken musste, um Frauen aufzulesen, die während der Nacht gestorben waren.
Er sagte: »Ich könnte dich wegen Verdunkelung verhaften.«
Sie ging weiter. »Könnte ganz nett sein im Knast. Ist heute Nacht ziemlich kühl.«
»Wusste Angie über das Baby Bescheid?«
Sie blieb stehen.
»Sag es mir einfach, Lola.«
Sie drehte sich langsam um und gab die Antwort, die er hören wollte.
»Nein.«
»Du lügst.«
Ihr Gesicht blieb ausdruckslos. »Ist er wirklich okay? Der Junge, meine ich.«
»Er ist jetzt bei seiner Mutter. Ich glaube, er kommt wieder in Ordnung.« Sie wühlte in ihrer Handtasche und zog ein Päckchen Zigaretten und Streichhölzer heraus. Er wartete, bis sie sich eine angesteckt und einen Zug genommen hatte. »Ich war bei einer Party. Dieser Typ, den ich kenne, der meinte, da gibt’s diese Bude in so ’nem schicken Wohnhaus. Der Portier ist locker. Lässt die Leute raus und rein. Waren meistens was Besseres. Du weißt schon, Leute, die für ein paar Stunden eine nette Umgebung brauchen, Fragen werden keine gestellt. Sie kommen und feiern eine Party, am nächsten Tag kommt die Putzfrau. Die Reichen, denen die Wohnungen gehören, kommen aus Palm Beach oder sonst wo zurück und haben keinen blassen Schimmer.« Sie zupfte sich einen Tabakkrümel von der Lippe. »Doch diesmal ist was passiert. Simkov, der Portier, hatte irgendjemanden im Haus verärgert. Kriegte die Kündigung mit zwei Wochen Frist. Da fing er an, ordinäreres Publikum reinzulassen.«

»Wie dich?«
Sie hob ihr Kinn.
»Was hat er dafür verlangt?«
»Musste mit den Jungs darüber reden. Ich bin nur zum Ficken hin.«
»Was für Jungs?«
Sie stieß eine lange Rauchfahne aus.
Will beließ es dabei, er wollte sie nicht zu sehr bedrängen. »Hast du die Frau gekannt, in deren Wohnung du warst?«
»Hab sie nie kennengelernt, nie gesehen, nie von ihr gehört.«
»Also, du kommst hin, Simkov lässt dich hinauf und dann?«
»Anfangs war's recht nett. Normalerweise sind wir eher in den unteren Stockwerken. Diesmal war es das Penthouse. Jede Menge besserer Kunden. Guter Stoff. Koks, ein bisschen H. Das Crack kam erst ein paar Tage später. Dann das Meth. Von da an ging's bergab.«
Will dachte an den Zustand der Wohnung. »Das ging aber ziemlich schnell.«
»Na ja, schon. Drogensüchtige sind nicht gerade für ihre Zurückhaltung bekannt.« Sie kicherte. »Es gab ein paar Streitereien. Ein paar Tussis waren auch dabei. Dann tauchten die Transen auf und …« Sie zuckte die Achseln, als wollte sie sagen: *Was soll man da noch erwarten?*
»Was war mit dem Baby?«
»Der Kleine war im Kinderzimmer, als ich das erste Mal hinkam. Hast du Kinder?«
Er schüttelte den Kopf.
»Schlaue Entscheidung. Angie ist nicht gerade die Mütterliche.«
Will ließ sich auf dieses Thema gar nicht erst ein, weil sie beide wussten, dass es die Wahrheit war.
Er fragte: »Was hast du getan, als du das Baby gefunden hast?«
»Die Wohnung war kein guter Platz für den Kleinen. Ich konnte ja absehen, was da noch passieren würde. Die falschen Leute tauchten auf. Simkov ließ jeden rein. Ich hab den Kleinen woanders hingebracht.«
»In die Abfallkammer.«
Sie grinste. »Bei dieser Party hatte keiner vor, den Abfall wegzuräumen.«
»Du hast ihn gefüttert?«
»Ja«, sagte sie. »Ich hab ihm gegeben, was in den Schränken war, seine

Windeln gewechselt. Hab das mit meinen eigenen Kindern gemacht, weißt du? Wie gesagt, eine Weile darf man sie behalten, bevor sie einem weggenommen werden. Hab alles über Füttern und so gelernt. Hab mich ziemlich gut um ihn gekümmert.«
»Warum hast du ihn im Stich gelassen?«, fragte Will. »Du wurdest auf der Straße verhaftet.«
»Mein Lude wusste nichts davon – hab auf eigene Rechnung gearbeitet, mir ’ne schöne Zeit gemacht. Er hat mich gefunden und wieder auf die Straße geschickt.«
»Wie bist du zurück in die Wohnung gekommen, um das Baby zu versorgen?«
Sie bewegte die Hand auf und ab. »Hab Simkov einen runtergeholt. Er ist okay.«
»Als du an diesem Abend zum ersten Mal angerufen hast, warum hast du mir nicht gesagt, dass es da auch um eine Baby geht?«
»Ich dachte mir, ich kümmere mich wieder um ihn, wenn ich rauskomme«, gab sie zu. »Ich habe das doch gut gemacht, oder? Ich meine, ich war gut zu ihm, hab ihn gefüttert und die Windeln gewechselt. Er ist ein süßer, kleiner Junge. Du hast ihn doch gesehen, nicht? Du weißt, wie süß er ist.«
Dieser süße, kleine Junge war dehydriert und nur Stunden vom Tod entfernt, als Will ihn sah. »Woher kanntest du Simkov?«
Sie zuckte die Achseln. »Otik ist ein alter Kunde, weißt du.« Sie deutete auf die Straße. »Hab ihn hier auf der Millionaire’s Row kennengelernt.«
»Ich würde ihn nicht gerade als verlässlichen Freund bezeichnen.«
»Er hat mir einen Gefallen getan, indem er mich da hinaufließ. Ich hab gute Kohle verdient und den Kleinen in Sicherheit gebracht. Was willst du noch von mir?«
»Wusste Angie über das Baby Bescheid?«
Sie hustete, das Geräusch kam tief aus ihrer Brust. Als sie auf den Bürgersteig spuckte, drehte sich Will der Magen um. »Da musst du sie danach fragen.«
Lola schwang sich ihre Handtasche über die Schulter und schlenderte zu ihrer Gruppe zurück. Will zog sein Handy heraus, während er zu seinem Auto ging. Das Ding brach zwar bald endgültig auseinander, den Anruf schaffte er aber noch.

»Hallo?«, sagte Faith.
Will wollte nicht darüber reden, was an diesem Nachmittag passiert war, also gab er ihr auch keine Gelegenheit dazu. »Ich habe mit Lola gesprochen.« Er berichtete kurz, was die Prostituierte ihm erzählt hatte. »Simkov hat sie gerufen, damit sie sich ein bisschen was extra verdienen konnte. Ich bin mir sicher, er hat da auch abgesahnt.«
»Vielleicht ist das was, das wir benutzen können«, entgegnete Faith. »Amanda will, dass ich morgen mit Simkov rede. Dann werden wir ja sehen, ob seine Geschichte zu ihrer passt.«
»Was haben Sie über ihn herausgefunden?«
»Nicht viel. Er wohnt in dem Gebäude im Erdgeschoss. Er sollte eigentlich von acht bis sechs am Empfang sitzen, aber damit hat es in letzter Zeit Probleme gegeben.«
»Ich schätze, das ist der Grund für die Kündigung mit zwei Wochen Frist.«
»Kein Vorstrafen oder Verhaftungen. Sein Konto ist okay, wenn man bedenkt, dass er mietfrei wohnt.« Faith hielt inne, und er hörte sie in ihrem Notizbuch blättern. »Wir haben ein paar Pornos in seiner Wohnung gefunden, aber nichts Junges oder Perverses. Sein Telefon ist sauber.«
»Es klang für mich, als würde er für genügend Kohle jeden in das Haus lassen. Haben Sie von Anna Lindsey irgendwas erfahren?«
Sie berichtete ihm von der ergebnislosen Unterhaltung mit der Frau. »Ich habe keine Ahnung, warum sie nicht reden will. Vielleicht hat sie Angst.«
»Vielleicht denkt sie, wenn sie es verdrängt und nicht darüber spricht, dann geht es auch wieder weg.«
»Ich schätze, das funktioniert, wenn man die emotionale Reife einer Sechsjährigen hat.«
Will versuchte, ihre Worte nicht persönlich zu nehmen.
Faith berichtete weiter: »Wir haben uns die Logbücher der Rezeption des Hauses angeschaut. Da waren ein Techniker vom Kabelfernsehen und ein paar Lieferanten. Ich habe mit allen gesprochen und auch mit dem Hausmeister. Sie kommen alle nicht infrage. Keine Vorstrafen, solide Alibis.«
Will stieg ins Auto. »Was ist mit den Nachbarn?«

»Keiner scheint irgendwas zu wissen, und diese Leute sind zu reich, um mit der Polizei zu reden.«
Will kannte den Typ. Sie wollten nicht in etwas hineingezogen werden, und sie wollten ihren Namen nicht in der Zeitung lesen. »Kannte irgendeiner von ihnen Anna?«
»Dasselbe wie bei den anderen – die sie kannten, mochten sie nicht.«
»Was ist mit der Forensik?«
»Die Ergebnisse sollten morgen früh da sein.«
»Was ist mit den Computern?«
»Nichts, und die Gerichtsbeschlüsse für die Bank sind noch nicht da, das heißt, wir haben keinen Zugriff auf Olivia Tanners Handy, ihr Blackberry und ihren Computer in der Arbeit.«
»Unser Täter ist hier schlauer, als wir es sind.«
»Ich weiß«, gab sie zu. »So langsam fühlt sich alles an wie eine Sackgasse.«
Ein kurzes Schweigen entstand. Will suchte nach einem Anschlussthema, aber Faith war schneller.
»Also, Amanda und ich befragen morgen um acht den Portier, dann habe ich noch einen Termin, zu dem ich unbedingt muss. Draußen in Snellville.«
Will konnte sich nicht vorstellen, was man in Snellville zu tun haben könnte.
»Ich denke, das dauert so ungefähr eine Stunde. Bis dahin haben wir dann hoffentlich eine Identifikation für Jake Berman. Wir müssen auch mit Rick Sigler sprechen. Irgendwie entwischt mir der immer wieder.«
»Er ist weiß, Anfang vierzig.«
»Amanda hat das auch schon gesagt. Sie hat heute Vormittag jemanden zu Sigler geschickt. Er war zu Hause, aber mit seiner Frau.«
Will stöhnte. »Hat er geleugnet, überhaupt vor Ort gewesen zu sein?«
»Offensichtlich versuchte er es. Er wollte nicht einmal zugeben, dass er mit Jake Berman zusammen war, was das Ganze mehr und mehr wie eine Absprache aussehen lässt.« Faith seufzte. »Amanda lässt Sigler beschatten, aber sein Hintergrund ist sauber. Keine Decknamen, keine Zweitadressen, geboren und aufgewachsen in Georgia. Er hat seine komplette Schulausbildung nachweislich in Conyers absolviert. Es gibt keinen Hinweis, dass er je in Michigan war, geschweige denn dort gelebt

hat.«
»Wir klammern uns nur so an diesem Bruder fest, weil Pauline McGhee ihrem Sohn gesagt hat, er soll sich vor seinem Onkel in Acht nehmen.«
»Stimmt, aber was haben wir sonst, dem wir nachgehen könnten? Wenn wir weiter gegen Mauern anrennen, dann enden wir beide mit Gehirnerschütterungen.«
Will wartete einige Sekunden. »Was für einen Termin?«
»Das ist was Persönliches.«
»Okay.«
Danach schien keiner von beiden noch etwas zu sagen zu haben. Warum fiel es Will so leicht, Sara Linton sein Innerstes zu offenbaren, und andererseits so unglaublich schwer, mit irgendeiner anderen Frau eine normale Unterhaltung zu führen, vor allem mit seiner Partnerin?
Faith startete einen Versuch: »Ich rede über meine Sache, wenn Sie über Ihre reden.«
Er lachte. »Ich glaube, wir müssen noch einmal ganz von vorn anfangen. Bei dem Fall, meine ich.«
Sie stimmte ihm zu. »Ob man etwas übersehen hat, findet man am besten heraus, indem man alles noch einmal durchgeht.«
»Wenn Sie von Ihrem Termin zurück sind, fahren wir zu den Coldfields und reden mit Rick Sigler in seiner Arbeit, damit er nicht wieder vor seiner Frau eine Schau abziehen muss, und dann gehen wir alle Zeugen noch einmal durch – alle, die auch nur entfernt mit dieser Sache etwas zu tun haben. Arbeitskollegen, Handwerker, die im Haus waren, technischer Kundendienst, alle, mit denen die Frauen Kontakt hatten.«
»Kann nicht schaden«, erwiderte Faith. Wieder entstand eine Pause, und wieder beendete Faith sie. »Alles in Ordnung mit Ihnen?«
Will hatte vor seinem Haus gehalten. Er wünschte sich, ein Blitz würde aus dem Himmel schießen und ihn töten.
Angies Auto blockierte die Einfahrt.
»Will?«
»Ja«, krächzte er. »Wir sehen uns morgen früh.«
Er schaltete das Handy ab und steckte es in die Tasche. Im vorderen Zimmer brannte Licht, aber Angie hatte sich nicht die Mühe gemacht, die Außenbeleuchtung einzuschalten. Er hatte Bargeld in der Tasche, Kreditkarten. Er könnte die Nacht in einem Hotel verbringen. Es musste

doch eines geben, das nichts gegen Hunde hatte, oder vielleicht konnte er sie auch unter seinem Sakko hineinschmuggeln.
Betty stand auf dem Beifahrersitz auf und streckte sich. Die Außenbeleuchtung sprang an.
Leise murmelnd nahm Will den Hund auf den Arm. Er stieg aus, schloss das Auto ab und ging dann die Einfahrt hoch. Er öffnete das Tor zum Hinterhof und setzte Betty ab, stand dann ein paar Minuten unentschlossen vor seinem Haus, nannte sich selbst einen Trottel und zwang sich hineinzugehen.
Angie saß mit angezogenen Füßen auf der Couch. Ihre langen, schwarzen Haare waren offen, so wie er es mochte, und sie trug ein enges, schwarzes Kleid, das ihre Kurven betonte. Sara hatte schön ausgesehen, aber Angie sah sexy aus. Ihr Make-up war dunkel, die Lippen blutrot. Er fragte sich, ob sie sich für ihn so hergerichtet hatte. Wahrscheinlich. Sie spürte es immer, wenn Will sich von ihr löste. Sie war wie ein Hai, der Blut im Wasser witterte.
Sie begrüßte ihn so, wie die Prostituierte es getan hatte. »Hey, Baby.«
»Hey.«
Angie stand auf und streckte sich wie eine Katze, als sie zu ihm kam. »Guten Tag gehabt?«, fragte sie und legte ihm die Arme um den Hals. Will drehte den Kopf, und sie drehte ihn zurück und küsste ihn auf den Mund.
Er sagte: »Tu das nicht.«
Sie küsste ihn noch einmal, weil sie sich nicht gern sagen ließ, was sie tun sollte.
Will blieb so passiv, wie er konnte, und schließlich ließ sie die Arme sinken.
»Was ist mit deiner Hand passiert?«
»Ich habe jemanden geschlagen.«
Sie lachte, als hätte er einen Witz gemacht. »Wirklich?«
»Ja.« Er stützte die Hand auf die Rückenlehne der Couch. Eines der Pflaster löste sich.
»Du hast jemanden geschlagen.« Jetzt nahm sie ihn ernst. »Irgendwelche Zeugen?«
»Keine, die reden.«
»Gut für dich, Baby.« Sie war ihm sehr nahe, stand direkt hinter ihm.

»Ich wette, Faith hat sich in die Hose gemacht.« Ihre Hand wanderte seinen Arm entlang, hielt auf seinem Handgelenk inne. Ihr Ton änderte sich. »Wo ist dein Ring?«
»In meiner Tasche.« Will hatte ihn abgenommen, bevor er zu Saras Wohnung gefahren war. Zu der Zeit hatte er sich eingeredet, er tue es, weil seine Finger anschwollen und der Ring zu eng wurde.
Angies Hand wanderte zu seiner Hosentasche. Will schloss die Augen und spürte, wie der Tag ihn einholte. Nicht nur der Tag, sondern die letzten acht Monate. Angie war die einzige Frau, mit der er je zusammen gewesen war, und sein Körper war einsam gewesen, die Sehnsucht nach ihr beinahe schmerzhaft.
Ihre Finger berührten ihn durch den dünnen Stoff der Hosentasche. Er reagierte sofort, und als sie ihm ins Ohr hauchte, musste er sich an der Couch festklammern, damit er überhaupt stehen konnte.
Sie nahm sein Ohr zwischen die Zähne. »Habe ich dir gefehlt?«
Er schluckte, konnte nicht sprechen, weil sie ihre Brüste, ihren Körper an seinen Rücken presste. Er legte den Kopf in den Nacken, und sie küsste seinen Hals, aber es war nicht Angie, an die er dachte, als ihre Finger ihn umfassten. Es war Sara, ihre langen, schlanken Finger, die seine Hand versorgt hatten, als sie beide nebeneinander auf der Couch saßen. Der Geruch ihrer Haare, denn er hatte sich doch kurz vorgebeugt und so leise eingeatmet, wie er konnte. Sie roch nach Zuwendung und Freundlichkeit. Sie roch nach allem, was er je gewollt hatte – nach allem, was er nie haben konnte.
»Hey.« Angie hatte aufgehört. »Wo bist du?«
Mit Mühe schaffte es Will, den Reißverschluss seiner Hose hochzuziehen. Er schob Angie mit der Schulter weg und ging durchs Zimmer.
Sie fragte: »Hast du mal wieder deine Tage?«
»Hast du über das Baby Bescheid gewusst?«
Sie stemmte die rechte Hand in die Taille. »Welches Baby?«
»Mir ist es egal, wie die Antwort lautet, aber ich will die Wahrheit. Ich muss die Wahrheit wissen.«
»Schlägst du mich, wenn ich es dir nicht sage?«
»Ich werde dich dafür hassen«, antwortete er, und sie beide wussten, dass es die Wahrheit war. »Dieses Baby hätte du oder ich sein können.

Verdammt, dieses Baby *war* ich.«
Ihr Ton war scharf, abwehrend. »Mommy lässt ihr Baby im Mülleimer liegen?«
»Entweder das, oder sie verkauft es für Speed.«
Sie presste die Lippen zusammen, konnte den Blick aber nicht abwenden. »Touché«, sagte sie schließlich, denn genau das hatte Deirdre Polaski mit ihrem kleinen Mädchen gemacht.
Will wiederholte seine Frage, die einzige Frage, die jetzt noch wichtig war. »Hast du gewusst, dass in diesem Penthouse ein Baby war?«
»Lola kümmerte sich darum.«
»Was?«
»Sie ist nicht schlecht. Sie sorgte für das Baby. Wenn sie nicht geschnappt worden wäre …«
»Moment mal.« Er streckte die Hand aus, um sie zu stoppen. »Du glaubst, diese Hure hat sich um das Baby gekümmert?«
»Er ist doch okay, oder? Ich habe im Grady angerufen. Mutter und Sohn sind wieder vereint.«
»Du hast dort angerufen?« Er konnte nicht glauben, was er hörte. »Mein Gott, Angie! Er ist ein winziges Baby. Er wäre tot, wenn wir noch länger gewartet hätten.«
»Aber du hast nicht gewartet, und er ist nicht tot.«
»Angie …«
»Es gibt immer Leute, die sich um Babys kümmern, Will. Wer achtet schon auf jemanden wie Lola?«
»Du machst dir Sorgen um irgendeine Crack-Hure, während ein Baby in einem Müllhaufen verhungert?« Er ließ sie nicht antworten. »Das reicht. Das reicht mir jetzt.«
»Was soll das heißen?«
»Das heißt, ich bin fertig mit dir. Die Schnur an deinem Jo-Jo ist zerrissen.«
»Leck mich.«
»Kein Hin und Her mehr. Kein Herumvögeln mehr, kein Davonrennen mitten in der Nacht und kein Zurückkommen einen Monat oder ein Jahr später und dann so tun, als könntest nur du mir die Wunden lecken.«
»Bei dir klingt das ja richtig romantisch.«
Er öffnete die Haustür. »Ich will, dass du aus meinem Haus und aus

meinem Leben verschwindest.« Da sie sich nicht rührte, ging er zu ihr und zerrte sie zur Tür.
»Was tust du da?« Sie stemmte sich dagegen, und als er nicht nachgab, schlug sie ihm ins Gesicht. »Lass mich, verdammt noch mal, los.«
Er hob sie von hinten hoch, und sie stieß die Tür mit dem Fuß zu.
»Raus«, sagte er und versuchte, den Türknauf zu erreichen, ohne sie loszulassen.
Angie war Streifenbeamtin gewesen, bevor sie Detective wurde, und sie wusste, wie sie ihn zu Fall bringen konnte. Sie trat zu und traf ihn in der Kniekehle, sodass er zu Boden ging. Will ließ sie nicht los, riss sie mit sich, und sie beide wälzten sich auf dem Boden wie zwei kämpfende Hunde.
»Hör auf«, kreischte sie, trat ihn, schlug ihn, benutzte jeden Teil ihres Körpers, um ihm Schmerzen zu verursachen.
Will drehte sie auf den Bauch und drückte sie flach auf den Holzboden. Mit einer Hand packte er ihre beiden Hände, sodass sie sich nicht mehr wehren konnte. Ohne nachzudenken, griff er nach unten und riss ihr den Slip herunter. Ihre Nägel gruben sich in seinen Handrücken, als er seine Finger in sie stieß.
»Arschloch«, zischte sie, aber sie war so nass und weit, dass Will sie kaum an seinen Fingern spürte. Er fand die richtige Stelle, und sie fluchte noch einmal und drückte das Gesicht auf den Boden. Sie kam nie bei ihm, das gehörte zu ihrem Machtspiel. Sie presste immer den letzten Rest Seele aus ihm heraus, ließ ihn aber nie dasselbe mit ihr machen.
»Hör auf«, verlangte sie, drückte sich aber gegen seine Finger und straffte sich bei jeder Bewegung. Er zog seinen Reißverschluss auf und stieß in sie. Sie versuchte, sich eng zu machen, aber er stieß fester zu, zwang sie, sich zu öffnen. Sie stöhnte auf, und er spürte erleichtert, wie sie ihn tiefer und tiefer in sich aufnahm. Er zog sie hoch auf die Knie und fickte sie, so schnell er konnte, während seine Finger alles taten, um sie zum Höhepunkt zu bringen. Sie fing an zu stöhnen, ein tiefes, gutturales Geräusch, das er noch nie gehört hatte. Will rammte sich in sie, es war ihm egal, ob er auf ihrem Körper Spuren hinterließ, egal, ob er sie aufriss. Als sie schließlich kam, umklammerte sie ihn so fest, dass es fast wehtat, in ihr zu sein. Sein Orgasmus war so wild, dass er keuchend auf sie sank, jeder Teil von ihm wund.

Will drehte sich auf den Rücken. Angie hingen die Haare wild ins Gesicht. Ihr Make-up war verschmiert. Sie atmete so schwer wie er.
»O Gott«, murmelte sie. »O Gott.« Sie versuchte, sein Gesicht zu berühren, aber er schlug ihre Hand weg.
Keuchend lagen sie beide auf dem Boden, stundenlang, wie es schien. Will versuchte, Reue zu empfinden oder Wut, aber er spürte nichts als Erschöpfung. Er hatte das so gründlich satt, hatte es so satt, dass Angie ihn immer zum Äußersten trieb. Wieder dachte er daran, was Sara gesagt hatte: *Lernen Sie aus Ihren Fehlern.*
Angie Polaski wurde allmählich zum größten Fehler, den er in seinem elenden Leben je gemacht hatte.
»O Mann.« Sie atmete noch immer schwer. Sie drehte sich auf die Seite und schob die Hand unter sein Hemd. Ihre Hand war heiß, klebrig auf seiner Haut. Angie sagte: »Wer sie auch ist, sag ihr, ich sage danke.«
Er starrte die Decke an, traute sich nicht, sie anzusehen.
»Ich vögle seit dreiundzwanzig Jahren mit dir, Baby, aber so hast du mich noch nie gefickt.« Ihre Finger fanden den Rand seiner untersten Rippe, die Stelle, wo Zigarettenglut eine runzelige Narbe hinterlassen hatte. »Wie heißt sie?«
Will antwortete noch immer nicht.
Angie flüsterte: »Sag mir ihren Namen.«
Wills Hals schmerzte, als er zu schlucken versuchte. »Niemand.«
Sie stieß ein kehliges, wissendes Lachen aus. »Ist sie Krankenschwester oder Polizistin?« Sie lachte noch einmal. »Nutte?«
Will sagte nichts. Er versuchte, Sara aus seinem Kopf zu verdrängen, wollte sie nicht in seinen Gedanken haben, weil er wusste, was jetzt kam. Will hatte einen Treffer gelandet, also musste Angie zehn landen.
Er zuckte zusammen, als Angie eine empfindliche Stelle auf seiner geschädigten Haut fand.
Sie fragte: »Ist sie normal?«
Normal. Dieses Wort hatten sie im Heim immer für solche Kinder benutzt, die nicht so waren wie sie – solche mit Familien, solche mit Lebensperspektiven, solche, deren Eltern sie nicht schlugen oder verkauften oder wie Müll behandelten.
Angie strich immer noch mit dem Finger an der Brandnarbe entlang.
»Weiß sie von deinem Problem?«

Will versuchte wieder zu schlucken. Sein Hals war rau. Ihm war übel.
»Weiß sie, dass du blöd bist?«
Er fühlte sich gefangen unter ihrem Finger, so wie sie in die runde Narbe drückte, wo eine brennende Zigarette sein Fleisch hatte schmelzen lassen. Als er schon meinte, er könne es nicht mehr aushalten, hörte sie auf, brachte ihren Mund nahe an sein Ohr und ließ die Finger unter seinen Hemdsärmel gleiten. Sie fand die lange Narbe, wo die Rasierklinge seinen Arm aufgeschlitzt hatte.
»Ich erinnere mich an das Blut«, sagte sie. »Wie deine Hand zitterte, wie die Rasierklinge die Haut aufschnitt. Erinnerst du dich auch daran?«
Er schloss die Augen, weil Tränen herausquollen. Natürlich erinnerte er sich. Wenn er sich darauf konzentrierte, konnte er noch immer spüren, wie die Spitze des scharfen Metalls über Knochen schabte, weil er gewusst hatte, er musste die Klinge tief hineindrücken – so tief, dass sie eine Ader öffnete, so tief, dass er sicher sein konnte, es richtig gemacht zu haben.
»Weißt du noch, wie ich dich gehalten habe?«, fragte sie, und er spürte ihre Arme um sich, obwohl sie ihn im Augenblick nicht hielt. Sie hatte ihren ganzen Körper um ihn geschlungen wie eine Decke. »Da war so viel Blut.«
Es war über ihre Arme getropft, auf ihre Beine, ihre Füße.
Sie hatte ihn so fest an sich gedrückt, dass er nicht atmen konnte, und er hatte sie so sehr geliebt, weil er wusste, sie verstand, warum er es tat, warum er den Wahnsinn stoppen musste, der um ihn herum passierte. Jede Narbe auf seinem Körper, jede Verbrennung, jeder Bruch – Angie wusste darüber Bescheid, so wie sie über sich selbst Bescheid wusste. Jedes Geheimnis, das Will hatte, bewahrte Angie irgendwo tief in sich. Sie bewahrte es mit ihrem Leben.
Sie war sein Leben.
Er schluckte, doch sein Mund war noch immer ohne Speichel. »Wie lange?«
Sie legte ihre Hand auf seinen Bauch. Sie wusste, sie hatte ihn wieder, wusste, sie schaffte es mit einem Fingerschnippen. »Wie lange was, Baby?«
»Wie lange willst du, dass ich dich liebe?«
Sie antwortete nicht sofort, und er wollte bereits noch einmal fragen, als

sie sagte: »Ist das nicht ein Country-Song?«
Er drehte sich zu ihr um und suchte in ihren Augen nach einem Gefühl, das er noch nie bei ihr gesehen hatte. »Sag mir einfach, wie lange, damit ich die Tage zählen kann und weiß, wann es endlich zu Ende ist.«
Angie strich ihm mit der Hand übers Gesicht.
»Fünf Jahre? Zehn Jahre?« Seine Kehle schwoll zu, als hätte er Glas schlucken müssen. »Sag's mir einfach, Angie. Wie lange noch, bis ich aufhören kann, dich zu lieben?«
Sie beugte sich zu ihm und legte ihm wieder den Mund ans Ohr. »Nie.«
Sie stemmte sich vom Boden hoch, strich sich den Rock glatt, raffte Schuhe und Slip zusammen. Will lag einfach da, als sie die Tür öffnete und ging, ohne sich noch einmal umzuschauen. Er machte ihr keinen Vorwurf. Angie schaute nie zurück. Sie wusste, was hinter ihr lag, so wie sie immer wusste, was vor ihr lag.
Will stand nicht auf, als er ihre Schuhe auf den Verandastufen hörte oder ihr Auto in der Einfahrt. Er stand nicht auf, als er Betty an der Hundeklappe kratzen hörte, weil er vergessen hatte, sie für sie aufzumachen. Will rührte sich nicht. Die ganze Nacht lag er auf dem Boden, bis die Sonne, die durch die Fenster hereinströmte, ihm sagte, dass es wieder Zeit war, zur Arbeit zu gehen.

VIERTER TAG

20. Kapitel

Pauline hatte Hunger, aber damit konnte sie umgehen, sie verstand die Schmerzen im Magen und im Gedärm, die Krämpfe, die ihre Eingeweide durchzuckten, wenn sie sich auf irgendeine Art von Nahrung stürzten. Sie kannte das alles sehr gut, und sie konnte damit umgehen. Der Durst war etwas anderes. Durst konnte man nicht verdrängen. Sie hatte es noch nie lange ohne Wasser ausgehalten. Sie war verzweifelt, bereit, alles zu tun. Sie hatte sogar auf den Boden gepinkelt und versucht, den Urin zu trinken, aber das machte sie nur noch durstiger, sodass sie danach auf den Knien hockte und heulte wie ein Wolf.
Genug. Sie konnte nicht so lange in diesem dunklen Loch bleiben. Sie konnte nicht zulassen, dass das Grauen sie noch einmal überwältigte und so umschloss, dass sie sich nur noch zusammenrollen und an Felix denken wollte.
Felix. Er war der einzige Grund, warum sie hier hinauswollte, kämpfen wollte, das Arschloch stoppen wollte, das sie von ihrem kleinen Jungen trennte.
Sie lag auf der Seite, die Füße ausgestreckt, die Arme an die Taille gefesselt. Sie hob den Oberkörper und straffte die Halsmuskeln, damit sie den Kopf gerade halten konnte. So blieb sie einen Augenblick, schwitzend, alle Muskeln angespannt, die Augenbinde rau auf der Haut. Sie zielte. Sie zitterte vor Anstrengung, die Kette klirrte an den Handgelenken, und ohne es zu wollen, bog sie den Kopf zurück und rammte ihn gegen die Wand.
Schmerz schoss ihr in den Nacken. Sie sah Sterne – wirklich Sterne –, die ihr vor den Augen tanzten. Keuchend fiel sie auf den Rücken, versuchte, nicht zu hyperventilieren, nicht ohnmächtig zu werden.
»Was tust du?«, fragte die andere Frau.
Die blöde Kuh lag seit zwölf Stunden auf dem Rücken wie eine Leiche, völlig apathisch, ohne jede Reaktion, und jetzt stellte sie diese Frage.
»Schnauze«, zischte Pauline. Für diese Scheiße hatte sie keine Zeit. Sie legte sich wieder auf die Seite, drückte sich an die Wand, rutschte ein paar Zentimeter nach unten. Sie hielt den Atem an, kniff die Augen

zusammen und schlug den Kopf wieder gegen die Wand.
»Scheiße!«, schrie sie, als in ihrem Kopf der Schmerz explodierte. Sie fiel wieder auf den Rücken. Sie hatte Blut auf der Stirn, es lief ihr unter die Binde und in die Augen. Sie konnte es nicht wegzwinkern, nicht wegwischen. Es fühlte sich an, als würde eine Spinne über ihre Lider krabbeln und langsam in ihre Augäpfel dringen.
»Nein«, sagte Pauline, als sie merkte, dass sie in einer Halluzination versank; Spinnen huschten über ihr Gesicht, gruben sich in die Haut, legten Eier in die Augen. »Nein!«
Sie setzte sich abrupt auf, von der plötzlichen Bewegung wurde ihr schwarz vor Augen. Sie keuchte und beugte sich vor, bis ihr Kopf die Knie und ihre Brust die Schenkel berührten. Sie musste sich wieder unter Kontrolle bekommen. Sie durfte sich nicht dem Durst geschlagen geben. Sie durfte nicht zulassen, dass die Demenz sich wieder in ihrem Hirn breitmachte, bis sie vergaß, wo sie war.
»Was machst du?«, flüsterte die Fremde voller Angst.
»Lass mich in Ruhe.«
»Er wird dich hören. Er wird runterkommen.«
»Er kommt nicht runter«, blaffte Pauline. Und um es zu beweisen, schrie sie: »Komm doch runter, du Arschloch!« Ihre Kehle war so trocken, dass sie vor Anstrengung husten musste, aber sie brüllte weiter: »Ich versuche zu fliehen. Halt mich doch davon ab, du schlappschwänziger Wichser!«
Sie warteten und warteten. Pauline zählte die Sekunden. Keine Schritte auf der Treppe. Kein Licht, das anging. Keine Tür, die geöffnet wurde.
»Woher weißt du das?«, fragte die Fremde. »Woher weißt du, was er tut?«
»Er wartet darauf, dass eine von uns zusammenbricht«, erwiderte Pauline. »Und das werde nicht ich sein.«
Die Frau stellte noch eine andere Frage, aber Pauline ignorierte sie und brachte sich wieder vor der Wand in Position. Sie bereitete sich darauf vor, den Kopf gegen die Wand zu stoßen, aber sie konnte es nicht tun. Sie konnte sich nicht noch einmal selbst wehtun. Nicht jetzt im Augenblick. Später. Sie würde sich ein paar Minuten ausruhen und es dann später tun.
Sie legte sich auf den Rücken, Tränen liefen ihr übers Gesicht. Sie öffnete den Mund nicht, denn sie wollte nicht, dass die Frau sie weinen

hörte. Die Fremde hatte sie schon schluchzen hören, hatte gehört, wie Pauline in ihrer eigenen Pisse herumrutschte. Die Show war jetzt vorbei. Es wurden keine Tickets mehr verkauft.
»Wie heißt du?«, fragte die Fremde.
»Geht dich, verdammt noch mal, nichts an«, bellte Pauline. Sie wollte keine Freundschaft schließen. Sie wollte hier raus, koste es, was es wolle, und wenn es hieß, über die Leiche dieser Fremden in die Freiheit zu klettern, würde Pauline es tun. »Halt einfach den Mund.«
»Sag mir, was du vorhast, vielleicht kann ich dir ja helfen.«
Pauline drehte sich in die Richtung der Fremden, obwohl sie in völliger Dunkelheit lagen. »Hör mal gut zu, du blöde Kuh. Nur eine wird es lebendig hier herausschaffen, und die wirst nicht du sein. Hast du mich verstanden? Scheiße fließt den Hügel runter, und ich werde nicht die sein, die stinkt wie eine Kloake, wenn das alles hier vorbei ist. Kapiert?«
Die Stimme der Frau war kaum mehr als ein Flüstern. »Du bist Atlanta Thin, nicht?«
Pauline wurde die Kehle eng, als hätte man ihr eine Schlinge um den Hals gelegt. »Was?«
»›Scheiße fließt den Hügel runter, und ich werde nicht die sein, die stinkt wie eine Kloake, wenn das alles hier vorbei ist‹«, flüsterte sie. »Du sagst das ziemlich oft.«
Pauline kaute auf der Unterlippe.
»Ich bin Mia-Three.«
Mia – Slang für *bulimia*, Bulimie. Pauline erkannte den User-Namen, aber sie blieb stur. »Ich weiß nicht, wovon du redest.«
Mia fragte: »Hast du denen in der Arbeit diese E-Mail gezeigt?«
Pauline öffnete den Mund, versuchte, eine Weile einfach nur zu atmen. Sie überlegte sich, welche andere Sache sie der Pro-Anna-Internetgruppe erzählt hatte, die verzweifelten Gedanken, die ihr durch den Kopf geschossen und irgendwie auf der Tastatur gelandet waren. Es war fast wie eine Reinigung, nur dass man nicht den Magen leerte, sondern das Hirn. Jemandem diese grässlichen Gedanken, die man hatte, zu erzählen und zu wissen, dass die anderen ebenfalls solche Gedanken hatten, machte es irgendwie einfacher, jeden Morgen aufzustehen.
Und jetzt war die Fremde plötzlich keine Fremde mehr.
Mia wiederholte: »Hast du ihnen die E-Mail gezeigt?«

Pauline schluckte, obwohl sie nur Staub in der Kehle hatte. Sie konnte nicht glauben, dass sie hier gefesselt herumlag wie ein verdammtes Schlachtschwein und diese Frau über die Arbeit reden wollte. Die Arbeit war nicht mehr wichtig. Nichts war noch wichtig. Die E-Mail stammte aus einem anderen Leben, einem Leben, in dem Pauline einen Job hatte, den sie behalten wollte, eine Hypothek, die Abzahlung für das Auto. Sie warteten hier unten, dass sie vergewaltigt, gefoltert, ermordet würden, und diese Frau zerbrach sich den Kopf über eine verdammte E-Mail?
Mia sagte: »Ich konnte Michael, meinen Bruder, nicht mehr anrufen. Vielleicht sucht er nach mir.«
»Er wird dich nicht finden«, entgegnete Pauline. »Nicht hier draußen.«
»Wo sind wir?«
»Ich weiß es nicht«, antwortete sie – die Wahrheit. »Ich bin im Kofferraum eines Autos aufgewacht. Ich war gefesselt. Ich weiß nicht, wie lange ich da drin war. Der Kofferraum ging auf. Ich fing an zu schreien, und er hat mich wieder mit dem Taser betäubt.« Sie schloss die Augen. »Dann bin ich hier aufgewacht.«
»Ich war in meinem Garten«, erzählte Mia ihr. »Ich hörte etwas. Ich dachte, vielleicht eine Katze …« Sie verstummte kurz. »Wieder aufgewacht bin ich dann auch in einem Kofferraum. Ich weiß nicht, wie lange ich da drin war. Es fühlte sich an wie Tage. Erst habe ich versucht, die Stunden zu zählen, aber …« Sie fiel in ein langes Schweigen, das Pauline nicht interpretieren konnte. Schließlich sagte sie: »Glaubst du, dass er uns dort gefunden hat – in diesem Chatroom?«
»Wahrscheinlich«, log sie. Pauline wusste, wie er sie gefunden hatte, und es war nicht dieser verdammte Chatroom gewesen. Es war Pauline, die sie hierhergebracht hatte – Paulines große Klappe hatte sie in Schwierigkeiten gebracht. Sie hatte nicht vor, Mia zu sagen, was sie wusste. Es würden weitere Fragen kommen und mit den Fragen Vorwürfe, mit denen sie nicht würde umgehen können, das wusste sie ganz genau.
Nicht jetzt, da ihr Hirn sich anfühlte wie mit Watte ausgestopft und das Blut ihr in die Augen tropfte wie die winzigen, haarigen Beine einer Million Spinnen.
Pauline atmete tief durch, um zu verhindern, dass sie noch einmal ausflippte. Sie dachte an Felix, daran, wie er roch, wenn sie ihn mit der

neuen Seife badete, die sie während einer Mittagspause am Colony Square gekauft hatte.
Mia fragte: »Sie ist noch im Safe, nicht? Sie werden die E-Mail im Safe finden, und dann wissen sie, dass du dem Polsterer gesagt hast, er soll den Aufzug ausmessen.«
»Du blöde Kuh, das ist doch jetzt nicht mehr wichtig. Verstehst du denn nicht, wo wir sind, was mit uns passieren wird? Was soll's denn, wenn sie die E-Mail finden? Das ist vielleicht ein Trost. ›Sie ist tot, aber sie hatte die ganze Zeit recht.‹«
»Mehr, als du im Leben bekommen hast.«
Einen Augenblick schwiegen sie in gegenseitigem Mitleid. Pauline überlegte, was sie über Mia eigentlich wusste. Die Frau schrieb nicht viel in das Forum, aber wenn sie es tat, war sie immer ziemlich präzise. Wie Pauline und ein paar andere Teilnehmer mochte Mia keine Jammerer, und sie ließ sich nichts gefallen.
»Er wird es nicht schaffen, uns auszuhungern«, sagte Mia. »Ich schaffe neunzehn Tage, bevor mein System kollabiert.«
Pauline war beeindruckt. »Ich schaffe ungefähr dasselbe«, log sie. Ihr Maximum waren zwölf Tage gewesen, und dann hatten sie sie ins Krankenhaus gesteckt und sie gemästet wie einen Thanksgiving-Truthahn.
Mia sagte: »Wasser ist das Problem.«
»Ja«, sagte Pauline. »Wie lange schaffst du es …«
»Ohne Wasser habe ich es noch nie probiert«, unterbrach Mia sie, um die Antwort vorwegzunehmen. »Es hat keine Kalorien.«
»Vier Tage«, sagte Pauline. »Ich habe irgendwo gelesen, dass man es nur ungefähr vier Tage aushält.«
»Wir halten es länger aus.« Das war keine Wunschvorstellung. Wenn Mia neunzehn Tage ohne Essen auskommen konnte, dann konnte sie es auch mit Sicherheit länger als Pauline ohne Wasser aushalten.
Das war das Problem. Sie konnte Pauline überleben. Bis jetzt hatte das noch nie jemand geschafft.
Mia stellte die offensichtliche Frage. »Warum hat er uns nicht gefickt?«
Pauline drückte den Kopf an den kalten Betonboden, um die Panik zu bekämpfen, die in ihr aufwallte. Das Ficken war nicht das Problem. Es waren die anderen Sachen – die Spielchen, der Hohn, die Tricks … die

Mülltüten.
»Er will uns schwach«, vermutete Mia. »Er will sicher sein, dass wir uns nicht mehr wehren können.« Mias Ketten klirrten, als sie sich bewegte. Ihre Stimme klang näher, und Pauline vermutete, dass sie sich auf die Seite gedreht hatte. »Was hast du getan? Zuvor, meine ich. Hast du den Kopf gegen die Wand gerammt?«
»Wenn ich die Gipsplatten durchstoßen kann, komme ich vielleicht raus. Es ist Bauvorschrift, dass die Stützbalken vierzig Zentimeter Abstand haben müssen.«
Mia klang beeindruckt. »Bist du nur vierzig Zentimeter breit?«
»Nein, du Blödmann. Ich kann mich zur Seite drehen und durchquetschen.«
Mia lachte über ihre eigene Dummheit, aber dann sagte sie etwas, und Pauline kam sich ebenso blöd vor. »Warum benutzt du eigentlich nicht deine Füße?«
Sie verstummten beide, aber Pauline spürte in sich etwas aufwallen. Ihr Magen zwickte, und sie hatte Gelächter in den Ohren, richtiges, schallendes Gelächter, als sie darüber nachdachte, wie blöd sie war.
»O Gott«, seufzte Mia. Auch sie lachte. »Du bist eine solche Idiotin.«
Pauline wand sich, versuchte, sich auf den Schultern zu drehen. Als sie senkrecht vor der Wand lag, zog sie die Knie an, presste die Füße fest zusammen, damit die Kette sie nicht behinderte, und trat zu. Die Gipsplatte gab schon nach dem ersten Versuch nach.
»Blödmann«, murmelte sie, aber diesmal zu sich selbst. Sie drehte sich wieder, bis sie das Gesicht an der Öffnung hatte, und riss die aufgeplatzten Gipsplattenstücke mit den Zähnen heraus. Der Staub war giftig, aber das war ihr egal. Lieber starb sie mit dem Kopf außerhalb dieses Raums, als dass sie darauf wartete, dass dieses Arschloch sich über sie hermachte.
»Hast du es geschafft?«, fragte Mia. »Bist du durch …«
»Schnauze«, blaffte Pauline und biss in die Schaumstoffisolierung. Er hatte die Wände schalldicht gemacht. Das war zu erwarten gewesen. Keine große Sache. Sie grub einfach die Zähne in das Material, riss Stück um Stück heraus, sehnte sich bereits nach dem Gefühl frischer Luft auf ihrem Gesicht.
»Scheiße!«, schrie Pauline. Sie drehte sich so, dass ihre Taille vor dem

Loch lag. Sie streckte die Finger aus, doch sie reichten kaum an der Gipsplatte vorbei. Sie riss den Schaum heraus, doch dann berührten ihre Finger etwas, das sich anfühlte wie ein Gitter. Sie drückte den Rücken durch, streckte die Hände so weit in das Loch, wie es ging. Ihre Finger strichen über kreuzweise verlegten Draht. »Verdammt.«
»Was ist los?«
»Drahtgeflecht.« Er hatte die Wände mit Drahtgeflecht verstärkt, damit sie nicht ausbrechen konnten.
Pauline drehte sich wieder und stieß mit den Füßen gegen den Draht. Ihre Schuhsohlen trafen auf festen Widerstand. Das Drahtgitter gab nicht nach, aber der Rückstoß schob sie einige Zentimeter über den Boden. Sie rutschte wieder vor, drehte sich auf den Bauch und stemmte ihre schweißfeuchten Handflächen gegen den Beton. Pauline hob die Füße und trat mit aller Kraft zu. Wieder traf sie auf festen Widerstand, ihr Körper rutschte von der Wand weg.
»O Gott«, keuchte sie und drehte sich erneut auf den Rücken. Die Tränen kamen, die winzigen Spinnenbeine auf ihren Pupillen. »Was soll ich jetzt tun?«
»Kommst du mit den Händen hin?«
»Nein«, schluchzte Pauline. Mit jedem Atemzug floss die Hoffnung aus ihr heraus. Ihre Hände waren zu eng an den Gürtel gekettet. Das Drahtgeflecht war an der Außenseite der Stützbalken befestigt. Sie konnte es einfach nicht erreichen.
Pauline schluchzte so heftig, dass ihr Körper bebte. Sie hatte ihn seit Jahren nicht mehr gesehen, aber sie wusste noch immer, wie sein Hirn funktionierte. Dieser Raum hier war seine Probebühne, ein sorgfältig vorbereitetes Gefängnis, in dem er sie durch Aushungern unterwerfen wollte. Aber das war noch nicht das Schlimmste. Irgendwo würde es eine Höhle geben, ein dunkles Loch in der Erde, das er liebevoll mit den eigenen Händen gegraben hatte. Dieser Raum hier würde sie brechen. Die Höhle würde sie zerstören. Der Mistkerl hatte an alles gedacht. Wieder einmal.
Mia hatte es geschafft, sich zu ihr zu schieben. Ihre Stimme war jetzt sehr nahe, beinahe schon über Pauline. »Sei still«, befahl Mia und stieß Pauline beiseite. »Wir benutzen beide unsere Zähne.«
»Was?«

»Es ist dünnes Metall, oder? Drahtgeflecht?«
»Ja, aber …«
»Wenn man es hin und her biegt, bricht es irgendwann.«
Pauline schüttelte den Kopf. Das war verrückt.
»Es reicht ja schon, wenn es an einer Stelle bricht«, sagte Mia, als wäre die Logik offensichtlich. »Nimm es einfach zwischen die Zähne und zieh es vor und zurück, vor und zurück. Irgendwann bricht es, und dann können wir es durchtreten. Oder wir brechen einfach jedes einzelne Stück mit den Zähnen heraus.«
»Wir können nicht …«
»Sag mir nicht, was ich kann, du blöde Kuh.« Mias Füße waren gefesselt, doch sie schaffte es trotzdem, Pauline gegen das Schienbein zu treten.
»Autsch! Mein Gott …«
»Fang an zu zählen«, befahl Mia und schob sich auf das Loch in der Wand zu. »Wenn du bei zweihundert bist, dann bist du dran.«
Pauline hatte nicht vor, es zu tun, weil sie sich auf gar keinen Fall von dieser Schlampe vorschreiben ließ, was sie zu tun hatte. Dann hörte sie etwas – Zähne auf Metall. Schaben und Zerren. Zweihundert Sekunden. Ihre Haut würde aufplatzen. Ihr Zahnfleisch würde reißen. Und sie wussten nicht einmal, ob es funktionierte.
Pauline drehte sich um und hockte sich auf die Knie.
Sie fing an zu zählen.

21. Kapitel

Faith hatte sich noch nie als Frühaufsteherin betrachtet, aber als Jeremy noch ein Kind war, hatte sie sich angewöhnt, früh zur Arbeit zu gehen. Man konnte nicht *kein* Frühaufsteher sein, wenn ein hungriger Junge zu füttern, anzuziehen, zu kontrollieren und bis spätestens 7 Uhr 13 zum Bus zu schicken war. Ohne Jeremy wäre sie wohl ein Nachtmensch geworden, der erst weit nach Mitternacht ins Bett ging, aber inzwischen lag Faiths gewohnte Schlafenszeit eher bei zehn Uhr, auch nachdem Jeremy zum Teenager geworden war und lieber lange schlief.
Aus seinen eigenen Gründen war auch Will immer früh in der Arbeit. Sie sah seinen Porsche an seinem gewohnten Platz, als sie ihren Mini auf das Parkdeck unter der City Hall East fuhr. Sie schaltete auf Parken, saß dann da und versuchte, den Fahrersitz wieder in eine Position zu bringen, in der sie gleichzeitig Lenkrad und Pedale erreichen konnte, ohne von dem Lenkrad aufgespießt zu werden, während sie sich strecken musste, die Pedale zu erreichen. Nach einigen Minuten hatte sie endlich die richtige Kombination, und sie überlegte kurz, den Sitz festschrauben zu lassen. Wenn Will noch einmal mit ihrem Auto fahren wollte, sollte er es mit den Knien an den Ohren tun.
Es klopfte am Fenster, und Faith schaute erschrocken hoch. Draußen stand Sam Lawson mit einem Becher Kaffee in der Hand.
Faith öffnete die Fahrertür und wuchtete sich hinaus. Sie kam sich vor, als hätte sie über Nacht zwanzig Pfund zugenommen.
Heute Morgen etwas zum Anziehen zu finden, war so gut wie unmöglich gewesen. Sie trug genug Wasser mit sich herum, um im Sea World einen Tank zu füllen. Zum Glück war ihre Spinnerei wegen Sam Lawson nur ein Vierundzwanzig-Stunden-Virus gewesen. Es passte ihr nicht, jetzt mit ihm reden zu müssen, vor allem, da sie sich auf den vor ihr liegenden Tag konzentrieren sollte.
»Hey, Babe«, sagte Sam und musterte sie auf seine gewohnt wölfische Art von oben bis unten.
Faith holte ihre Handtasche vom Rücksitz. »Lange nicht gesehen.«
Er zuckte knapp die Achseln, was wohl bedeuten sollte, dass er nur ein

Opfer der Umstände sei. »Hier«, sagte er und hielt ihr den Becher hin. »Koffeinfrei.«
Faith hatte schon heute früh versucht, Kaffee zu trinken. Allein bei dem Geruch war sie ins Bad gestürzt. »Sorry.« Sie ignorierte den Becher und entfernte sich ein Stück von ihm, damit ihr nicht noch einmal schlecht wurde.
Sam warf den Becher in einen Abfallkorb, während er sie einholte. »Morgendliche Übelkeit?«
Faith schaute sich um, hatte Angst, dass jemand sie hörte. »Bis auf meine Chefin habe ich es noch keinem Menschen gesagt.« Sie versuchte, sich zu erinnern, wann man es den Leuten eigentlich sagen sollte. Es musste doch eine gewisse Anzahl Wochen geben, bevor man sicher sein konnte, dass da wirklich etwas heranwuchs. Bei Faith dürfte dieser Zeitpunkt bald gekommen sein. Sie sollte langsam anfangen, es den Leuten zu erzählen. Sie sollte sie alle zusammenrufen, ihre Mutter und Jeremy zum Abendessen einladen und ihren Bruder über die Freisprechfunktion dazuschalten, oder gab es vielleicht die Möglichkeit, eine anonyme Rund-E-Mail zu verschicken und sich in einen Flieger in die Karibik zu setzen, um dort ein paar Wochen lang den Nachwirkungen zu entgehen?
Sam schnippte vor ihrem Gesicht mit den Fingern. »Jemand da?«
»Kaum.« Faith griff im selben Augenblick wie er nach der Eingangstür. »Ich habe vieles im Kopf.«
»Wegen gestern Abend …«
»Vorgestern, um genau zu sein.«
Er grinste. »Ja schon, aber ich habe erst gestern Abend wirklich darüber nachgedacht.«
Faith seufzte und drückte auf den Aufzugsknopf.
»Komm her.« Er zog sie in die Nische gegenüber dem Aufzug. Dort stand ein Verkaufsautomat mit drei Reihen Zuckerkrapfen, das wusste Faith, ohne hinsehen zu müssen.
Sam strich ihr die Haare hinters Ohr. Faith wich ihm aus. So früh am Morgen war sie noch nicht bereit für Intimitäten. Sie wusste nicht einmal so recht, ob sie je dafür bereit war. Ohne nachzudenken, hob sie den Kopf, um nachzusehen, ob sie von einer Überwachungskamera erfasst wurden.

Er sagte: »Ich war an dem Abend ein Arschloch. Tut mir leid.«
Sie hörte die Aufzugstüren auf- und wieder zugehen. »Ist schon okay.«
»Nein, ist es nicht.« Er beugte sich vor, um sie zu küssen, doch sie wich ihm wieder aus.
»Sam, ich bin in der Arbeit.« Sie sagte nicht, was sie sonst noch dachte, nämlich dass sie mitten in einem Fall steckte, bei dem eine Frau getötet, eine andere gefoltert worden war und zwei weitere vermisst wurden.
»Das ist nicht die richtige Zeit dafür.«
»Es ist nie die richtige Zeit«, sagte er, und das hatte er ihr schon vor Jahren des Öfteren gesagt, als sie noch etwas miteinander hatten. »Ich will es mit dir noch einmal versuchen.«
»Was ist mit Gretchen?«
Er zuckte die Achseln. »Geht auf Nummer sicher.«
Faith stöhnte und stieß ihn weg. Sie ging wieder zum Aufzug und drückte den Knopf. Da Sam nicht wegging, sagte sie zu ihm: »Ich bin schwanger.«
»Das weiß ich doch.«
»Ich will dir ja nicht das Herz brechen, aber das Baby ist nicht von dir.«
»Egal.«
Sie drehte sich zu ihm um. »Willst du ein paar Geister vertreiben, weil deine Frau eine Abtreibung hatte?«
»Ich versuche, in dein Leben zurückzufinden, Faith. Ich weiß, das muss zu deinen Bedingungen passieren.«
Faith sträubte sich gegen dieses zweifelhafte Kompliment. »Ich meine, mich daran zu erinnern, dass eines der Probleme zwischen uns, abgesehen davon, dass du ein Säufer warst, ich eine Polizistin war und meine Mutter dich für den Antichrist hielt, darin lag, dass es dir nicht gefiel, dass ich einen Sohn hatte.«
»Ich war eifersüchtig auf die Aufmerksamkeit, die du ihm geschenkt hast.«
Zu der Zeit hatte sie ihm genau das vorgeworfen. Jetzt zu hören, dass er es zugab, raubte ihr fast den Atem.
»Ich bin erwachsen geworden«, sagte er.
Die Aufzugstür ging auf. Faith versicherte sich, dass die Kabine leer war, und hielt dann die Tür mit der Hand offen. »Jetzt im Augenblick kann ich dieses Gespräch nicht führen. Ich habe zu arbeiten.« Sie stieg in den

Aufzug und ließ die Tür los.
»Jake Berman lebt im Coweta County.«
Faith hätte sich beinahe die Hand in dem sich schließenden Aufzug eingeklemmt. »Was?«
Er zog sein Notizbuch aus der Tasche und schrieb. »Ich habe ihn über seine Kirche gefunden. Er ist Diakon und Lehrer in der Sonntagsschule. Sie haben eine klasse Webseite mit seinem Foto. Lämmer und Regenbogen. Evangelikal.«
Faith konnte die Information noch nicht so recht verarbeiten. »Warum hast du ihn gesucht?«
»Ich wollte sehen, ob ich dir zuvorkommen kann.«
Faith gefiel die ganze Richtung nicht. Sie versuchte, die Situation zu neutralisieren. »Hör zu, Sam, wir wissen ja gar nicht, ob er ein böser Junge ist.«
»Schätze, du warst noch nie auf dem Männerklo in der Mall of Georgia.«
»Sam …«
»Ich habe nicht mit ihm gesprochen«, sagte er. »Ich wollte nur sehen, ob ich ihn finden kann, wenn niemand sonst es schafft. Ich habe die Nase voll davon, dass Rockdale mir in die Eier kneift. Es ist mir viel lieber, wenn du es tust.«
Faith ließ auch diesen Spruch unkommentiert. »Gib mir den Vormittag Zeit, damit ich mit ihm reden kann.«
»Ich hab’s dir doch gesagt, ich suche keine Geschichte.« Er grinste und zeigte alle seine Zähne. »Es war eher eine sportliche Übung.«
Sie starrte ihn aus halb zusammengekniffenen Augen an.
»Ich wollte sehen, ob ich deinen Job machen kann.« Er riss das Blatt aus seinem Buch und zwinkerte ihr zu. »War ziemlich einfach.«
Faith schnappte sich die Adresse, bevor er seine Meinung ändern konnte. Er schaute ihr in die Augen, bis die Tür sich geschlossen hatte, und dann starrte Faith ihr Spiegelbild auf der Innenseite der Tür an. Sie schwitzte bereits, doch sie vermutete, dass man das im Notfall auch für ein Schwangerschaftsglühen halten konnte. Ihre Haare kräuselten sich, weil die Temperatur das Thermometer hochkroch, obwohl es erst April war. Sie schaute sich die Adresse an, die Sam ihr gegeben hatte. Um die Zeilen war ein Herz gezeichnet, was Faith zugleich lästig und liebenswert fand. Sie glaubte ihm nicht so recht, dass er keine

Geschichte über Jake Berman suchte. Vielleicht wollte der *Atlanta Beacon* eine billige Exklusivstory, indem er verheiratete Kirchgänger outete, die auf Männerklos herumhingen und mitten auf der Straße vergewaltigte und gefolterte Frauen fanden.
Konnte Berman Paulines Bruder sein? Jetzt, da Faith die Adresse hatte, war sie sich nicht mehr so sicher. Wie wahrscheinlich war es, dass Jake Berman sich einfach nur mit Rick Sigler zusammengetan hatte und die beiden Männer zufällig zu genau der Zeit auf der Straße waren, als die Coldfields Anna Lindsey mit ihrem Auto anfuhren?
Die Tür ging auf, und Faith betrat ihre Etage. Die Flurbeleuchtung brannte nicht, und Faith betätigte die einzelnen Schalter, als sie zu Wills Büro ging. Unter der Tür sickerte kein Licht hervor, trotzdem klopfte sie an, weil sie sein Auto gesehen hatte und wusste, dass er im Haus war.
»Ja.«
Sie öffnete die Tür. Die Hände vor dem Bauch gefaltet, saß er an seinem Schreibtisch. Das Licht war ausgeschaltet.
Sie fragte: »Alles okay?«
Er antwortete nicht auf die Frage. »Was gibt’s?«
Faith schloss die Tür und öffnete den Klappstuhl. Sie sah Wills Handrücken und dass zu den Schnitten, die er sich bei der Prügelei geholt hatte, neue Kratzer hinzugekommen waren. Sie ging nicht darauf ein, sondern kam direkt zu ihrem Fall. »Ich habe Jake Bermans Adresse. Er wohnt in Coweta. Das ist ungefähr fünfundvierzig Minuten von hier, nicht?«
»Wenn es keinen Stau gibt.« Er streckte die Hand nach der Adresse aus.
Sie las sie ihm vor. »Neunzehn-fünfunddreißig Lester Street.«
Er hatte die Hand noch immer ausgestreckt. Aus irgendeinem Grund konnte Faith den Blick nicht von seinen Fingern abwenden.
Will blaffte: »Verdammte Scheiße, ich bin kein Idiot, Faith. Eine Adresse kann ich lesen.«
Sein Ton war so scharf, dass sich ihr die Nackenhaare aufstellten. Will fluchte selten, und »verdammte Scheiße« hatte sie ihn noch nie sagen hören. Sie fragte: »Was ist denn los?«
»Nichts ist los. Ich brauche einfach nur die Adresse. Ich kann Simkovs Verhör nicht durchführen. Ich fahre zu Berman, und wir treffen uns dann nach Ihrem Termin.« Er wedelte mit der Hand. »Jetzt geben Sie mir die

Adresse.«
Sie verschränkte die Arme. Sie würde lieber sterben, als ihm jetzt dieses Blatt Papier zu geben. »Ich weiß nicht, was zum Teufel mit Ihnen los ist, aber Sie sollten langsam aufwachen und mit mir darüber reden, denn sonst bekommen wir ernsthafte Probleme.«
»Faith, ich habe nur zwei Eier. Wenn Sie eines wollen, müssen Sie mit Amanda oder Angie darüber reden.«
Angie. Mit diesem einzigen Wort schien jede Aggressivität aus ihm herauszufließen. Faith lehnte sich, die Arme noch immer verschränkt, auf ihrem Stuhl zurück und musterte ihn. Will schaute zum Fenster hinaus, und sie sah die schwache Linie der Narbe, die über seine Wange lief. Sie wollte wissen, wie es passiert war, wie man ihm die Haut aufgerissen hatte, aber wie bei allem anderen war diese Narbe etwas, worüber sie nicht sprachen.
Faith legte das Blatt auf seinen Schreibtisch und schob ihm die Adresse zu.
Will schaute sie nur flüchtig an. »Da ist ein Herz außen herum.«
»Sam hat es gezeichnet.«
Will faltete das Blatt zusammen und steckte es in seine Westentasche.
»Haben Sie was mit ihm?«
Faith wollte nicht das Wort »Ausrutscher« benutzen und zuckte deshalb nur die Achseln. »Ist kompliziert.«
Er nickte – wie sie immer nickten, wenn es um etwas Persönliches ging, über das man nicht sprechen wollte.
Sie hatte genug davon. Was würde in einem Monat passieren, wenn man ihren Zustand schon deutlicher sah? Was würde in einem Jahr passieren, wenn sie bei der Arbeit zusammenbrach, weil sie ihr Insulin falsch berechnet hatte? Sie konnte sich gut vorstellen, dass Will Ausreden für ihre Gewichtszunahme fand oder sie einfach wieder vom Boden hochhob und ihr sagte, sie solle besser darauf achten, wo sie hintrete. Außerdem war er verdammt geschickt darin, so zu tun, als stehe das Haus nicht in Flammen, und gleichzeitig Wasser zu suchen, um es zu löschen.
Sie hob kapitulierend die Hände. »Ich bin schwanger.«
Seine Augenbrauen schnellten in die Höhe.
»Victor ist der Vater. Außerdem bin ich Diabetikerin. Deshalb bin ich in der Garage ohnmächtig geworden.«

Er schien zu schockiert, um zu sprechen.
»Ich hätte es Ihnen schon früher sagen sollen. Darum geht's übrigens bei meinem geheimen Termin in Snellville. Ich gehe zu einer Ärztin, die mir mit dieser Diabetesgeschichte weiterhilft.«
»Sara kann nicht Ihre Ärztin sein?«
»Sie hat mich zu einer Spezialistin überwiesen.«
»Spezialistin heißt, dass es ernst ist.«
»Es ist eine Herausforderung. Der Diabetes macht es nur noch schwieriger. Doch es ist zu schaffen.« Sie musste einfach hinzufügen: »Das hat zumindest Sara gesagt.«
»Soll ich Sie zu diesem Termin begleiten?«
Faith hatte kurz vor Augen, wie Will mit ihrer Handtasche auf seinem Schoß im Wartezimmer von Delia Wallace' Praxis saß. »Nein. Vielen Dank. Ich muss das selbst machen.«
»Weiß Victor …«
»Victor weiß nicht Bescheid. Niemand weiß davon bis auf Sie und Amanda, und ihr habe ich es nur gesagt, weil sie mich beim Insulinspritzen erwischt hat.«
»Sie müssen sich selbst spritzen?«
»Ja.«
Sie konnte sein Hirn beinahe arbeiten sehen, all die Fragen, die er ihr stellen wollte, aber nicht wusste, wie er sie formulieren sollte.
Faith sagte: »Wenn Sie einen anderen Partner wollen …«
»Warum sollte ich einen anderen Partner wollen?«
»Weil es ein Problem ist, Will. Ich weiß nicht, wie groß das Problem werden wird, aber mein Blutzucker geht rauf und runter, und ich werde emotional, und entweder beiße ich Ihnen den Kopf ab oder ich fühle mich, als würde ich gleich in Tränen ausbrechen, und ich weiß nicht, wie ich mit dieser Geschichte meine Arbeit schaffen werde.«
»Sie werden damit schon zurechtkommen«, sagte er, so vernünftig wie immer. »Ich bin auch zurechtgekommen. Mit meinem Problem, meine ich.«
Er war so anpassungsfähig. Wenn irgendwas Schlimmes passierte, egal, wie entsetzlich es war, nickte er nur und machte weiter. Sie vermutete, dass er das im Waisenhaus gelernt hatte. Vielleicht hatte aber auch Angie Polaski es ihm eingebläut. Als Überlebenstechnik war das sehr

empfehlenswert. Als Basis für eine Beziehung war es verdammt irritierend.
Und Faith konnte absolut nichts dagegen tun.
Will setzte sich auf. Er benutzte seinen üblichen Trick, machte einen Witz, um die Spannung zu lösen. »Wenn ich was zu sagen hätte, wäre es mir lieber, Sie beißen mir den Kopf ab, als dass Sie anfangen zu weinen.«
»Das geht mir mit Ihnen auch so.«
»Ich muss mich entschuldigen.« Plötzlich war er wieder ernst. »Für das, was ich mit Simkov gemacht habe. Ich bin noch nie irgendjemanden so angegangen. Wirklich noch nie.« Er schaute ihr in die Augen. »Ich verspreche Ihnen, es wird nie wieder vorkommen.«
Faith konnte nur eines darauf sagen: »Danke.« Natürlich war sie nicht einverstanden mit dem, was Will getan hatte, aber es war schwer, jemandem Vorwürfe zu machen, der sich selbst bereits so offensichtlich hasste.
Jetzt war es an Faith, für Entspannung zu sorgen. »Wir sollten das Spiel ›guter Bulle, böser Bulle‹ für eine Weile sein lassen.«
»Ja, das ›blöder Bulle, Bullenzicke‹ funktioniert bei uns viel besser.« Er griff in seine Westentasche und gab ihr den Zettel mit Jake Bermans Adresse zurück. »Wir sollten in Coweta anrufen und die Kollegen bitten, sich Jake Berman anzusehen, damit wir sicher wissen, ob er auch der Richtige ist.«
Die Rädchen in Faiths Hirn brauchten eine Weile, um sich in eine neue Richtung zu bewegen. Sie schaute sich Sams Blockschrift an, das blöde Herz um die Adresse. »Ich weiß nicht, warum Sam denkt, er kann den Kerl in fünf Minuten aufspüren, wenn unsere gesamte Datenverarbeitung ihn in zwei Tagen nicht findet.«
Faith zog ihr Handy heraus. Da sie sich nicht lange mit dem vorgeschriebenen Behördenweg aufhalten wollte, rief sie Caroline, Amandas Assistentin, an. Die Frau lebte praktisch in dem Polizeigebäude und reagierte bereits nach dem ersten Klingeln. Faith nannte ihr Bermans Adresse und bat sie, den Field Agent im Coweta County überprüfen zu lassen, ob dieser Jake Berman derjenige war, nach dem sie suchten.
»Soll er den Kerl in die Zentrale bringen?«, fragte Caroline.

Faith überlegte kurz, wollte aber dann die Entscheidung nicht allein treffen. Sie fragte Will: »Wollen Sie, dass Berman hergebracht wird?«
Er zuckte die Achseln, antwortete aber: »Wollen wir ihn warnen?«
»Ein Polizist, der an die Tür klopft, ist sowieso schon eine Warnung.«
Will zuckte noch einmal die Achseln. »Sagen Sie ihm, er soll versuchen, Bermans Identität aus der Distanz zu überprüfen. Wenn er der Richtige ist, fahren wir hin und schnappen ihn uns. Geben Sie dem Agenten meine Handynummer. Wir fahren, nachdem Sie mit Simkov gesprochen haben.«
Faith gab dies an Caroline weiter. Sie beendete den Anruf, und Will drehte den Computermonitor zu ihr und sagte: »Amanda hat mir diese E-Mail geschickt.«
Faith zog Maus und Tastatur zu sich. Sie veränderte die Farbeinstellung so, dass ihre Netzhaut nicht spontan verdampfte, doppelklickte auf die Datei und fasste den Inhalt für Will zusammen. »Die Technik konnte keinen der Computer knacken. Sie sagen, dieser Anorexie-Chatroom ist ohne Passwort unmöglich zu öffnen – sie benutzen irgendein hochkomplexes Verschlüsselungssystem. Die Gerichtsbeschlüsse für Olivia Tanners Bank sollten heute Nachmittag vorliegen, sodass wir Zugang zu ihren Telefondaten und ihren Akten bekommen.« Sie scrollte nach unten. »Hmmm.« Sie las schweigend und sagte dann zu Will: »Ach ja, das könnte etwas sein, das wir dem Portier vorlegen können. Auf dem Griff der Notausgangstür wurde ein partieller Fingerabdruck gefunden – von einem rechten Daumen.«
Will wusste, dass Faith den Großteil des gestrigen Nachmittags damit zugebracht hatte, Anna Lindseys Gebäude zu durchsuchen. »Wie kommt man zu den Treppen?«
»Übers Dach oder durch die Lobby«, sagte sie und las den nächsten Absatz. »Die Feuerleiter auf der Rückseite des Gebäudes hatte ebenfalls einen Abdruck, der dem auf der Tür entspricht. Der Abdruck wird für einen Abgleich an die Michigan State Police geschickt. Wenn Paulines Bruder ein Register hat, sollte sich da was ergeben. Wenn wir einen Namen bekommen, sind wir schon ein großes Stück weiter.«
»Wir sollten die Strafzettel in dieser Gegend überprüfen. In Buckhead kann man nicht überall parken. Und Falschparker werden fast immer erwischt.«

»Gute Idee«, sagte Faith und öffnete ihren E-Mail-Account, um die Anfrage abzuschicken. »Ich erweitere die Suche auf Strafzettel in der Umgebung der Gegend der letzten bekannten Aufenthaltsorte des Opfers.«
»Son of Sam wurde dank eines Strafzettels gefasst.«
Faith tippte. »Sie müssen aufhören, so viel fernzusehen.«
»Abends gibt's sonst nicht mehr viel zu tun.«
Sie schaute auf seine Hände, die frischen Kratzer.
Er fragte: »Wie schaffte er Anna Lindsey aus dem Gebäude? Er konnte sie sich doch nicht einfach über die Schulter werfen und die Feuertreppe hinuntertragen.«
Faith schickte die Anfrage ab, bevor sie antwortete. »Der Notausgang zur Treppe war elektronisch gesichert. Wenn jemand die Tür geöffnet hätte, wäre der Alarm losgegangen. Vielleicht hat er sie in den Aufzug geschleppt und hinunter in die Lobby gebracht.«
»Das sollten Sie Simkov fragen.«
»Der Portier ist nicht vierundzwanzig Stunden da«, gab Faith zu bedenken. »Der Täter hätte warten können, bis Simkov ging, und dann das Opfer mit dem Aufzug nach unten bringen können. Simkov sollte zwar auch nach Ende seiner Schicht die Augen offen halten, aber er war ja wohl kaum ein sehr engagierter Mitarbeiter.«
»Gab es da nicht noch einen zweiten Portier, der ihn ablösen sollte?«
»Sie suchen seit sechs Monaten jemanden für diesen Job«, antwortete sie. »Anscheinend ist es schwierig, jemanden zu finden, der acht Stunden lang hinter einem Tisch auf seinem Hintern sitzen will – deshalb haben sie Simkov ja so viel durchgehen lassen. Er war bereit, Doppelschichten zu arbeiten, und das passte ihnen ebenfalls.«
»Was ist mit Überwachungsbändern?«
»Sie werden alle achtundvierzig Stunden überspielt.« Sie musste hinzufügen: »Bis auf die von gestern, die zu fehlen scheinen.« Amanda hatte dafür gesorgt, dass das Band von Will, wie er Simkovs Gesicht auf den Tisch knallte, vernichtet wurde.
Will errötete, aber er fragte trotzdem: »Irgendwas in Simkovs Wohnung?«
»Wir haben sie auf den Kopf gestellt. Er fährt einen alten Monte Carlo, der leckt wie ein Sieb, und es gibt keine Quittungen für Lagerräume.«

»Dass er Paulines Bruder ist, kann ja wohl nicht sein.«
»Wir haben uns so sehr darauf fixiert, dass wir nichts anderes gesehen haben.«
»Okay, lassen wir den Bruder außen vor. Was ist mit Simkov?«
»Er ist nicht gerade schlau. Ich meine, er ist nicht dumm, aber unser Mörder sucht sich Frauen aus, die er unterwerfen will. Ich will damit nicht sagen, dass unser Bösewicht ein Genie ist, aber er ist ein Jäger. Simkov ist ein armseliges Würstchen, das Pornos unter der Matratze versteckt und sich von Nutten einen blasen lässt und sie anschließend in leere Wohnungen hineinlässt.«
»Sie waren doch noch nie ein großer Freund von Täterprofilen.«
»Stimmt schon, aber überall sonst treten wir auf der Stelle. Reden wir doch mal über unseren Kerl«, sagte Faith, ein Vorschlag, der normalerweise von Will kam. »Wie ist unser Killer?«
»Intelligent«, gab Will zu. »Wahrscheinlich arbeitet er für eine herrschsüchtige Frau, oder in seinem Leben gibt es eine andere herrschsüchtige Frau.«
»Das trifft heutzutage auf so ziemlich jeden Mann auf dem Planeten zu.«
»Erzählen Sie mir mehr davon.«
Faith lächelte, weil sie seine Bemerkung als Witz nahm. »Was für einen Job hat er?«
»Einen, der ihn ziemlich unbeobachtet agieren lässt. Er hat flexible Arbeitszeiten. Diese Frauen zu beobachten, ihre Gewohnheiten auszuspähen, das erfordert ziemlich viel Zeit. Er muss einen Job haben, bei dem er kommen und gehen kann, wann er will.«
»Stellen wir uns noch einmal die alte, langweilige Frage: Was ist mit den Frauen? Was haben sie gemeinsam?«
»Diese Anorexie/Bulimie-Geschichte.«
»Den Chatroom.« Sie nahm sich sofort selbst den Wind aus den Segeln. »Natürlich kann nicht einmal das FBI herausfinden, auf wen diese Site registriert ist. Keiner hat es geschafft, Paulines Passwort zu knacken. Wie sollte unser Kerl es da herausfinden?«
»Vielleicht hat er die Site selbst eingerichtet, um an Opfer zu kommen?«
»Wie hätte er dann ihre wahre Identität herausgefunden? Im Internet ist doch jede groß, schlank und blond. Und normalerweise zwölf Jahre alt und geil.«

Er starrte zum Fenster hinaus. Faith konnte nicht aufhören, die Kratzer auf seinem Handrücken anzuschauen. Im forensischen Sprachgebrauch hätte man sie Abwehrverletzungen genannt. Will hatte hinter einer Person gestanden, die ihm die Fingernägel tief in die Haut gegraben hatte.
Sie fragte: »Wie lief's gestern Abend mit Sara?«
Will zuckte die Achseln. »Ich habe nur Betty abgeholt. Ich glaube, sie mag Saras Hunde. Sie hat zwei Windhunde.«
»Ich habe sie gestern früh gesehen.«
»Ach, stimmt.«
»Sara ist nett«, sagte Faith. »Ich mag sie wirklich.«
Will nickte.
»Sie sollten mal mit ihr ausgehen.«
Er lachte und schüttelte gleichzeitig den Kopf. »Das glaube ich nicht.«
»Wegen Angie?«
Unvermittelt schaute er sie an. »Frauen wie Sara Linton …« Sie sah in seinen Augen etwas aufblitzen, das sie nicht recht interpretieren konnte. Faith erwartete, dass er das Thema mit einem Achselzucken abtat, aber er redete weiter. »Faith, kein Teil von mir ist unbeschädigt.« Seine Stimme klang belegt. »Ich meine nicht nur das, was man sehen kann. Da gibt es noch anderes, Schlimmes.« Er schüttelte wieder den Kopf, nur kurz, als wäre die Geste eher für ihn als für Faith bestimmt. Schließlich sagte er: »Angie weiß, wer ich bin. Jemand wie Sara …« Wieder beendete er den Satz nicht. »Wenn Sie Sara Linton mögen, dann wollen Sie nicht wirklich, dass sie mich näher kennenlernt.«
Darauf fiel Faith nichts anderes ein als: »Will.«
Er lachte gezwungen. »Wir müssen aufhören, über solche Sachen zu reden, sonst läuft einem von uns mal der Mund über.« Er zog sein Handy heraus. »Es ist fast acht Uhr. Amanda wird im Verhörzimmer schon auf Sie warten.«
»Werden Sie zuhören?«
»Ich werde ein paar Leute in Michigan anrufen und ihnen die Hölle heißmachen, bis sie sich diese Fingerabdrücke vornehmen, die wir auf Annas Notausgang gefunden haben. Rufen Sie mich doch an, wenn Sie Ihren Arzttermin hinter sich haben. Falls Sam den richtigen Jake Berman gefunden hat, können wir ja gemeinsam mit ihm reden.«

Faith hatte ihren Arzttermin völlig vergessen. »Falls er der richtige Jake Berman ist, sollten wir ihn uns sofort vornehmen.«
»Ich rufe Sie an, falls er es ist. Ansonsten gehen Sie zu Ihrem Arzttermin, und dann fangen wir noch einmal ganz von vorn an, wie wir es vorhatten.«
Sie zählte die einzelnen Punkte auf. »Die Coldfields, Rick Sigler, Olivia Tanners Bruder.«
»Damit sollten wir genug zu tun haben.«
»Wissen Sie, was mich noch nervt?« Will schüttelte den Kopf, und sie sagte: »Wir haben die Berichte aus dem Rockdale County noch immer nicht.« Sie hob die Hände, weil sie wusste, dass Rockdale ein wunder Punkt war. »Wenn wir ganz von vorn anfangen wollen, müssen wir genau das tun – uns den ursprünglichen Bericht des ersten Polizisten vor Ort besorgen und ihn Punkt für Punkt sorgfältig durchgehen. Ich weiß, Galloway hat gesagt, der Kerl ist in Montana beim Fischen, aber wenn seine Notizen was taugen, müssen wir gar nicht mit ihm sprechen.«
»Wonach suchen Sie?«
»Ich weiß es nicht. Aber es nervt mich, dass Galloway den Bericht noch nicht gefaxt hat.«
»Er ist ja nicht gerade derjenige, bei dem alle Fäden zusammenlaufen.«
»Nein, aber alles, was er bis jetzt zurückgehalten hat, hat er aus einem bestimmten Grund zurückgehalten. Das haben Sie selbst gesagt. Leute tun nichts Dummes ohne eine logische Erklärung.«
»Ich rufe in seinem Büro an und schaue, ob seine Sekretärin es auch ohne Galloway schafft.«
»Sie sollten sich diese Kratzer auf Ihrem Handrücken mal behandeln lassen.«
Er sah auf seine Hand hinunter. »Ich glaube, Sie haben sie sich lange genug angeschaut.«
Bis auf das Gespräch mit Anna Lindsey tags zuvor hatte Faith noch nie direkt mit Amanda an einem Fall gearbeitet. Ihre Interaktion beschränkte sich bisher meistens darauf, dass Amanda an ihrem Schreibtisch saß, die Fingerspitzen aneinandergelegt wie eine missbilligende Gouvernante, während Faith nervös auf ihrem Stuhl herumrutschte und ihr berichtete. Aus diesem Grund vergaß Faith öfter mal, dass Amanda sich mit Klauen und Zähnen die Karriereleiter hochgearbeitet hatte, zu einer Zeit, als

Frauen in Uniform nichts anderes tun durften, als Kaffee zu holen und Berichte zu tippen. Sie durften nicht einmal Waffen tragen, weil die hohen Tiere dachten, wenn eine Frau sich entscheiden musste, entweder einen Verbrecher zu erschießen oder sich die Nägel nicht abzubrechen, würde Letzteres den Ausschlag geben.
Amanda war die erste Beamtin gewesen, die sie eines Besseren belehrt hatte. Sie war in einer Bank, um ihren Gehaltsscheck einzulösen, als ein Mann beschloss, einen schnellen Abgang zu machen. Eine der Schalterdamen war in Panik geraten, und der Bankräuber schlug mit der Pistole auf sie ein. Amanda schoss ihm ins Herz, voll ins Schwarze, wie man beim Scheibenschießen sagte. Faith hatte sie einmal erzählt, dass sie sich danach die Nägel hatte machen lassen.
Für Otik Simkov, den Portier von Anna Lindseys Gebäude, wäre es von Vorteil gewesen, wenn er diese Geschichte gekannt hätte. Vielleicht aber auch nicht. Der Kerl war der Inbegriff an Ignoranz, obwohl er in einer zu kleinen, leuchtend orangefarbenen Gefängnisuniform und in offenen Sandalen steckte, die vor ihm schon Tausende von Gefangenen getragen hatten. Sein Gesicht war schrundig und zerschlagen, dennoch saß er aufrecht da. Als Faith das Verhörzimmer betrat, musterte er sie mit einem Blick wie ein Farmer eine Kuh.
Cal Finney, Simkovs Anwalt, schaute demonstrativ auf seine Uhr. Faith hatte ihn schon oft im Fernsehen gesehen, seine Werbespots hatten einen ganz besonders nervtötenden Jingle. Er war persönlich so einnehmend wie im Fernsehen. Die Uhr an seinem Handgelenk hätte Jeremy durchs College gebracht.
»Tut mir leid, dass ich zu spät komme.« Faith richtete die Entschuldigung an Amanda, wusste sie doch, dass sie die einzig Wichtige war. Sie setzte sich auf einen Stuhl Finney gegenüber und sah sofort den Blick offener Geringschätzung, mit dem Simkov sie unverblümt anstarrte. Das war offensichtlich kein Mann, der je gelernt hatte, Frauen zu respektieren. Vielleicht würde Amanda das ändern.
»Vielen Dank, dass Sie bereit sind, mit uns zu sprechen, Mr Simkov«, sagte Amanda zur Gesprächseröffnung. Noch benutzte sie ihre freundliche Stimme, aber Faith kannte ihre Chefin gut genug, um zu wissen, dass Simkov in Schwierigkeiten war. Ihre Hände ruhten auf einem Aktenordner. Wenn Faith sich auf ihre Erfahrung verlassen

konnte, dann würde Amanda irgendwann diesen Ordner aufschlagen und die Tore der Hölle öffnen.
Sie sagte: »Wir haben nur ein paar Fragen an Sie bezüglich …«
»Leck mich, Lady«, blaffte Simkov. »Reden Sie mit meinem Anwalt.«
»Dr. Wagner«, sagte Finney. »Ihnen ist sicher bewusst, dass wir heute Morgen eine Klage gegen die Stadt wegen Polizeibrutalität eingereicht haben.« Er öffnete seinen Aktenkoffer und zog einen Stapel Papiere heraus, den er lautstark auf den Tisch fallen ließ.
Faith spürte, dass sie errötete, aber Amanda schien völlig unbeeindruckt.
»Ich weiß das durchaus, Mr Finney, aber Ihrem Mandant droht eine Anklage wegen Behinderung der Justiz in einem besonders abscheulichen Fall. Während seiner Schicht wurde eine Bewohnerin seines Gebäudes entführt. Sie wurde vergewaltigt und gefoltert, kam gerade noch so mit dem Leben davon. Ich bin mir sicher, Sie haben es in den Nachrichten gesehen. Ihr Kind wurde ausgesetzt, sein Tod billigend in Kauf genommen. Wieder während Mr Simkovs Dienstzeit. Das Opfer wird nie mehr sehen können. Deshalb verstehen Sie vielleicht, warum wir etwas frustriert sind über die geringe Bereitschaft Ihres Mandanten, uns mitzuteilen, was genau in diesem Gebäude vor sich geht.«
»Ich weiß nichts«, sagte Simkov, und sein Akzent war so dick, dass Faith fast befürchtete, er würde gleich anfangen, Kasatschok zu tanzen. Zu seinem Anwalt sagte er: »Holen Sie mich hier raus. Warum bin ich ein Gefangener? Ich werde bald ein reicher Mann sein.«
Finney ignorierte seinen Mandanten und fragte Amanda: »Wie lange wird das hier dauern?«
»Nicht lange.« Ihr Lächeln signalisierte das Gegenteil.
Finney ließ sich nicht ins Bockshorn jagen. »Sie haben zehn Minuten. Beschränken Sie alle Ihre Fragen auf den Fall Anna Lindsey.« Simkov riet er: »Ihre Kooperation jetzt wird sich auf unsere Zivilklage positiv auswirken.«
Es war kaum überraschend, dass ihn die Aussicht auf Geld milder stimmte.
»Sagen Sie mir, Mr Simkov«, fuhr Amanda fort. »Wie lange sind Sie schon in unserem Land?«
Simkov schaute kurz seinen Anwalt an, der zustimmend nickte.
»Siebenundzwanzig Jahre.«

»Sie sprechen sehr gut Englisch. Soll ich trotzdem einen Übersetzer kommen lassen, um es Ihnen einfacher zu machen?«
»Ich bin perfekt im Englischen.« Er straffte sich. »Ich lese die ganze Zeit amerikanische Bücher und Zeitungen.«
»Sie stammen aus der Tschechoslowakei«, sagte Amanda. »Ist das korrekt?«
»Ich bin Tscheche«, erwiderte er, wahrscheinlich, weil sein Heimatland nicht mehr existierte. »Warum stellen Sie mir diese Fragen? Ich habe Sie verklagt. Sie sollten meine Fragen beantworten.«
»Sie müssen ein Bürger der Vereinigten Staaten sein, um die Regierung verklagen zu können.«
Nun meldete sich Finney. »Mr Simkov besitzt eine Daueraufenthaltsgenehmigung.«
»Sie haben mir meine Green Card abgenommen«, fügte Simkov hinzu. »Sie ist in meiner Brieftasche. Ich habe gesehen, dass Sie sie gesehen haben.«
»Ja, natürlich.« Amanda öffnete den Ordner, und Faith hielt kurz den Atem an. »Vielen Dank dafür. Das hat uns viel Zeit gespart.« Amanda setzte ihre Brille auf und las von einem Blatt in der Akte ab. »›Green Cards, die zwischen 1979 und 1989 ausgegeben wurden und kein Ablaufdatum enthalten, müssen binnen hundertzwanzig Tagen nach Erhalt dieses Schreibens ersetzt werden. Betroffene Einwohner mit Daueraufenthaltsgenehmigung müssen mit dem Formular I-90 einen Antrag auf Austausch der Daueraufenthaltskarte stellen, um ihre gegenwärtige Green Card zu ersetzen, anderenfalls erlischt ihre Daueraufenthaltsgenehmigung.‹« Sie legte das Blatt ab. »Kommt Ihnen das bekannt vor, Mr Simkov?«
Finney streckte die Hand aus. »Lassen Sie mich das sehen.«
Amanda gab ihm das Schreiben. »Mr Simkov, ich fürchte, die Einwanderungsbehörde hat keine Unterlagen darüber, dass Sie das Formular I-90 eingereicht haben, um Ihren Status als legaler Einwohner dieses Landes zu erneuern.«
»Blödsinn«, entgegnete Simkov, doch sein Blick zuckte nervös zu seinem Anwalt.
Amanda gab Finney ein weiteres Blatt Papier. »Das ist eine Fotokopie von Mr Simkovs Green Card. Wie Sie sehen, trägt sie kein Ablaufdatum.

Ich fürchte, wir müssen ihn der Einwanderungsbehörde übergeben.« Sie lächelte freundlich. »Ich habe außerdem heute Morgen einen Anruf von der Heimatschutzbehörde erhalten. Ich hatte ja keine Ahnung, dass Waffen tschechischer Herstellung in die Hände von Terroristen fallen. Mr Simkov, soweit ich weiß, waren Sie Metallarbeiter, bevor Sie nach Amerika kamen?«
»Ich war Hufschmied«, erwiderte er sofort. »Ich habe Pferden Hufeisen angelegt.«
»Dennoch sind Sie Spezialist für Metallbearbeitung.«
Finney stieß einen Fluch aus. »Sie sind wirklich unglaublich. Wissen Sie das?«
Amanda lehnte sich zurück. »Ich kann mich an Ihren Werbespot nicht mehr so genau erinnern, Mr Finney – sind Sie eigentlich auch Spezialist für Einwanderungsrecht?« Sie pfiff fröhlich eine kleine Melodie – eine exakte Nachahmung von Finneys Jingle.
»Glauben Sie eigentlich, Sie kommen nur wegen einer formaljuristischen Kleinigkeit mit diesem brutalen Übergriff durch? Schauen Sie sich diesen Mann an.« Finney deutete auf seinen Mandanten, und Faith musste zugeben, dass der Anwalt nicht ganz unrecht hatte. Simkovs Nase war gebrochen und seitlich verschoben. Sein rechtes Auge war so geschwollen, dass er es nur noch einen Spalt breit öffnen konnte. Sogar sein Ohr hatte etwas abbekommen, eine Reihe schwarzer Nähte zeigte an, wo Wills Faust ihm das Läppchen gespalten hatte.
Finney sagte: »Ihr Beamter hat ihm die Seele aus dem Leib geprügelt, und Sie finden das in Ordnung?« Er erwartete keine Antwort. »Otis Simkov floh vor einem kommunistischen Regime und kam in dieses Land, um hier ein völlig neues Leben anzufangen. Glauben Sie, dass das, was Sie ihm jetzt antun, dem Wesen unserer Verfassung entspricht?«
Amanda hatte auf alles eine Antwort. »Die Verfassung ist für Unschuldige.«
Finney klappte seinen Aktenkoffer zu. »Ich berufe eine Pressekonferenz ein.«
»Es würde mich sehr freuen, der Presse berichten zu dürfen, dass Mr Simkov sich von einer Hure einen blasen ließ, bevor sie nach oben gehen durfte, um ein sterbendes, sechs Monate altes Baby zu füttern. Haben Sie ihr ein paar Minuten extra mit dem Baby versprochen, wenn sie

schluckt?«
Finney brauchte einen Augenblick, um sich zu sortieren. »Ich leugne nicht, dass dieser Mann ein Arschloch ist, aber sogar Arschlöcher haben Rechte.«
Amanda schenkte Simkov ein eisiges Lächeln. »Nur, wenn sie Bürger der Vereinigten Staaten sind.«
»Unglaublich, Amanda.« Finney schien aufrichtig entrüstet. »Das wird eines Tages auf Sie zurückfallen. Das wissen Sie doch, nicht?«
Amanda lieferte sich einen Blickwettkampf mit Simkov, alles andere im Zimmer schien sie nicht zu interessieren.
Finney wandte sich nun Faith zu. »Sind Sie einverstanden mit dem hier, Officer? Sind Sie einverstanden damit, dass Ihr Partner einen Zeugen verprügelt?«
Faith war damit überhaupt nicht einverstanden, aber jetzt war nicht die Zeit für Zweideutigkeiten. »Genau genommen heißt es ›Special Agent‹. ›Officer‹ nennt man normalerweise einen Streifenpolizisten.«
»Na klasse. Atlanta ist das neue Guantanamo.« Er wandte sich wieder Simkov zu. »Otik, lassen Sie sich von denen nicht schikanieren. Sie haben Rechte.«
Simkov starrte noch immer Amanda an, als meinte er, er könne sie irgendwie brechen. Seine Augen zuckten hin und her, als wollte er in ihren Augen ihre Entschlossenheit lesen. Schließlich nickte er knapp.
»Okay, ich lasse meine Klage fallen. Sie bereinigen diese andere Sache.«
Finney wollte das nicht hören. »Als Anwalt rate ich Ihnen …«
»Sie sind nicht mehr sein Anwalt«, warf Amanda ein. »Habe ich nicht recht, Mr Simkov?«
»Korrekt«, bestätigte er. Er verschränkte die Arme und starrte ins Leere.
Finney fluchte noch einmal. »Das ist noch nicht vorbei.«
»Ich glaube schon«, entgegnete Amanda. Sie nahm den Papierstapel der Klageschrift gegen die Stadt vom Tisch.
Finney verfluchte sie ein letztes Mal, schloss auch Faith mit ein und verließ den Raum.
Amanda warf die Klageschrift in den Abfallkorb. Faith lauschte dem Geräusch der flatternden Blätter. Sie war froh, dass Will nicht dabei war, denn auch wenn ihr Gewissen sie jetzt wegen dieser Vorgehensweise quälte, würde Wills Gewissen ihn beinahe umbringen. Finney hatte

recht. Will kam mit seiner Prügelorgie nur wegen einer formaljuristischen Kleinigkeit durch. Wenn Faith nicht gestern in diesem Gang gewesen wäre, würde sie jetzt vielleicht anders denken.
Sie beschwor das Bild von Balthazar Lindsey herauf, der wenige Meter von der Wohnung seiner Mutter entfernt in einem Recyclingkorb lag, und alles, was ihr in den Sinn kam, waren Rechtfertigungen für Wills Verhalten.
»Nun gut«, sagte Amanda. »Sollen wir davon ausgehen, dass es so etwas wie Verbrecherehre gibt, Mr Simkov?«
Simkov nickte anerkennend. »Sie sind eine sehr harte Frau.«
Amanda schien sich über diese Einschätzung zu freuen, und Faith sah, wie sehr sie es genoss, wieder in einem Verhörzimmer zu sein. Wahrscheinlich langweilte es sie zu Tode, den ganzen Tag in Verwaltungskonferenzen sitzen und sich Budgetaufstellungen und Diagramme anschauen zu müssen. Kein Wunder, dass Will zu terrorisieren ihr einziges Hobby war.
Sie sagte: »Erzählen Sie mir von der Sache, die Sie in diesen Wohnungen laufen hatten.«
Er zog die Schultern hoch und hob die Hände. »Diese reichen Leute sind doch immer auf Reisen. Manchmal vermiete ich die Wohnungen an jemanden. Sie gehen rein. Sie machen ein bisschen …« Er machte mit den Händen eine Kopulationsgeste. »Otik kriegt ein bisschen Geld. Am nächsten Morgen kommt die Putzfrau. Und jeder ist glücklich.«
Amanda nickte, als wäre das ein vollkommen verständliches Arrangement. »Was passierte mit Anna Lindseys Wohnung?«
»Ich dachte mir, warum zum Schluss nicht noch mal richtig absahnen? Dieses Arschloch Mr Regus in 9A, der wusste, dass da was abging. Er raucht nicht. Und da kommt er von einer seiner Geschäftsreisen nach Hause, und da ist ein Brandloch in seinem Teppich. Ich hab’s gesehen – kaum vorhanden. Keine große Sache. Aber Regus hat Schwierigkeiten gemacht.«
»Und man hat Sie gefeuert?«
»Zwei Wochen Kündigungsfrist, gutes Zeugnis.« Er zuckte wieder die Achseln. »Hab schon Aussicht auf einen neuen Job. Schicke Reihenhaussiedlung bei der Phipps Plaza.
Vierundzwanzig-Stunden-Überwachung. Erstklassiger Laden. Ich und

dieser andere Kerl, wir wechseln uns ab. Er tagsüber. Ich nachts.«
»Wann fiel Ihnen das erste Mal auf, dass Anna Lindsey nicht mehr da war?«
»Immer um sieben Uhr kommt sie mit dem Baby runter. Aber eines Tages ist sie nicht da. Ich schaue in meinem Nachrichtenkasten nach, wo die Bewohner mir was hinterlassen, meistens Beschwerden – krieg das Fenster nicht auf, komm mit dem Fernseher nicht zurecht, Sachen, die gar nicht meine Aufgabe sind, klar? Wie auch immer, da liegt ein Zettel von Miss Lindsey, auf dem steht, dass sie für zwei Wochen in Urlaub ist. Ich dachte mir, anscheinend ist sie schon weg. Normalerweise sagen sie mir, wohin sie fahren, aber vielleicht hat sie sich gedacht, wenn sie zurückkommt, bin ich eh nicht mehr da, also was soll's.«
Das passte zu dem, was Anna Lindsey gesagt hatte. Amanda fragte: »Hat sie normalerweise so mit Ihnen kommuniziert, mit Zetteln?«
Er nickte. »Sie mag mich nicht. Sagt, ich bin schlampig.« Er verzog angewidert die Lippen. »Brachte die Verwaltung sogar dazu, mir eine Uniform zu kaufen, damit ich aussehe wie ein Affe. Musste ›Ja, Ma'am‹ und ›Nein, Ma'am‹ zu ihr sagen, als wäre ich ein kleines Kind.«
Das klang nach etwas, das ihr Opferprofil erwarten ließ.
Faith fragte: »Woran merkten Sie, dass sie nicht mehr da war?«
»Ich sehe sie nicht mehr nach unten kommen. Normalerweise geht sie ins Fitnessstudio, sie geht zum Einkaufen, sie geht mit dem Baby spazieren. Braucht am Aufzug immer Hilfe mit dem Kinderwagen.« Er zuckte die Achseln. »Ich denke mir: ›Anscheinend ist sie schon weg.‹«
Amanda sagte: »Sie haben also angenommen, dass Miss Lindsey zwei Wochen weg sein würde, was bestens passte, weil es mit dem Ende Ihrer Beschäftigung zusammenfiel.«
»Besser ging's nicht«, pflichtete er ihr bei.
»Wen haben Sie angerufen?«
»Diesen Zuhälter. Den Toten.« Zum ersten Mal schien Simkov ein wenig von seiner Sicherheit zu verlieren. »Er ist nicht so schlecht. Sie nennen ihn Freddy. Ich weiß nicht, wie er richtig heißt, aber mit mir war er immer ehrlich. Nicht wie einige andere. Ich sage ihm zwei Stunden, er bleibt zwei Stunden. Er bezahlt die Putzfrau. Und das war's. Ein paar andere, die machen Druck – wollen verhandeln, bleiben länger, als sie sollen. Ich gebe den Druck zurück. Ich rufe sie nicht an, wenn eine

Wohnung zu haben ist. Freddy, der hat da oben mal ein Musikvideo gedreht. Ich schaue, ob es im Fernsehen kommt, aber ich sehe es nicht. Vielleicht hat er keinen Agenten gefunden. Musik ist ein hartes Geschäft.«
»Die Party in Anna Lindseys Wohnung geriet außer Kontrolle.« Amanda stellte nur das Offensichtliche fest.
»Ja, außer Kontrolle«, wiederholte er. »Freddy ist okay. Ich fahre nicht hoch, um nach dem Rechten zu schauen. Sooft ich im Aufzug bin, sagt jemand: ›Ach, Mr Simkov, können Sie sich dies oder das in meiner Wohnung anschauen?‹ ›Können Sie meine Pflanzen gießen?‹ ›Können Sie meinen Hund ausführen?‹ Ist nicht mein Job, aber wenn sie einen so in die Enge treiben, was soll man da sagen? ›Leck mich?‹ Nein, das kann man nicht. Deshalb bleibe ich an meinem Tisch, sage ihnen, ich kann gar nichts tun, weil es meine Aufgabe ist, hier an diesem Tisch zu sitzen und nicht, ihr Hündchen auszuführen, okay?«
Amanda sagte: »Diese Wohnung war ein Saustall. Kaum zu glauben, dass es in nur einer Woche so schlimm werden konnte.«
Er zuckte die Achseln. »Diese Leute. Die haben vor gar nichts Respekt. Sie scheißen in die Ecken wie Hunde. Also mich überrascht das nicht. Sind doch nur verdammte Tiere, die alles tun, um die Droge in den Körper zu kriegen.«
»Was ist mit dem Baby?«, fragte Amanda.
»Diese Nutte – Lola. Ich dachte, die geht da hoch, um Geld zu verdienen. Freddy war oben. Lola hatte eine Schwäche für ihn. Ich wusste nicht, dass er tot war. Oder dass sie Miss Lindseys Wohnung verwüstet hatten. Offensichtlich.«
»Wie oft ging Lola da hoch?«
»Ich habe nicht mitgezählt. Paarmal am Tag. Dachte, sie holt sich ab und zu mal ’ne Dröhnung ab.« Er hielt sich den Finger an die Nase und schniefte – die universelle Geste für Koksen. »Sie ist nicht so schlecht. Eine gute Frau, die von schlechten Umständen zu Fall gebracht wurde.«
Simkov schien nicht zu merken, dass er Teil dieser schlechten Umstände war. Faith fragte: »Haben Sie in den letzten zwei Wochen im Gebäude irgendetwas Ungewöhnliches gesehen?«
Er würdigte sie kaum eines Blicks, sondern fragte Amanda: »Warum stellt dieses Mädchen mir Fragen?«

Man war Faith schon oft über den Mund gefahren, aber sie wusste, dass sie diesen Typen an die kurze Leine nehmen musste. »Wollen Sie, dass ich meinen Partner hole, damit der mit Ihnen redet?«
Er schnaubte, als würde ihm eine weitere Prügelei rein gar nichts mehr ausmachen, antwortete aber auf Faiths Frage. »Was meinen Sie mit ungewöhnlich? Wir reden von Buckhead. Da ist alles überall ungewöhnlich.«
Anna Lindsey hatte die Wohnung wahrscheinlich etwa drei Millionen Dollar gekostet. Die Frau wohnte nicht gerade in einem Getto. Faith fragte: »Haben Sie irgendwelche Fremden herumlungern sehen?«
Er machte eine wegwerfende Handbewegung. »Fremde überall. Das ist eine große Stadt.«
Faith dachte an den Mörder. Er musste Zugang zu dem Gebäude gehabt haben, um Anna mit dem Taser zu betäuben und sie aus ihrer Wohnung zu schaffen. Simkov hatte offensichtlich nicht vor, ihnen die Sache einfach zu machen, also versuchte sie zu bluffen. »Sie wissen, wovon ich rede, Otik. Kommen Sie mir nicht blöd, sonst hole ich meinen Partner, damit der Ihnen noch mal Ihr hässliches Gesicht bearbeitet.«
Er zuckte wieder die Achseln, aber diesmal war diese Geste etwas anders. Faith wartete, und schließlich sagte er: »Manchmal gehe ich für eine Zigarette hinters Haus.«
Die Feuertreppe, die zum Dach führte, befand sich an der Rückwand.
»Was haben Sie gesehen?«
»Ein Auto«, sagte er. »Silberfarbig, vier Türen.«
Faith versuchte, ihre Reaktion unter Kontrolle zu halten. Sowohl die Coldfields als auch die Familie aus Tennessee hatten eine weiße Limousine gesehen, die sich sehr schnell von der Unfallstelle entfernte. Es war bereits dämmrig gewesen. Vielleicht hatten sie ein silbernes Auto für ein weißes gehalten. »Konnten Sie ein Kennzeichen erkennen?«
Er schüttelte den Kopf. »Ich habe gesehen, dass das Endstück der Feuerleiter heruntergelassen war. Ich bin aufs Dach hoch.«
»Über die Leiter?«
»Aufzug. Ich kann diese Leiter nicht hochklettern. Hab ein schlimmes Knie.«
»Was haben Sie auf dem Dach gesehen?«
»Da war eine Limodose. Jemand hatte sie als Aschenbecher benutzt, jede

Menge Kippen drin.«
»Wo war das?«
»Am Dachrand, direkt bei der Leiter.«
»Was haben Sie damit gemacht?«
»Vom Dach getreten«, sagte er und zuckte mal wieder die Achseln. »Hab gesehen, wie sie unten aufknallte. Ist explodiert wie …« Er brachte die Hände zusammen und riss sie dann auseinander. »Ziemlich spektakulär.«
Faith war hinter dem Gebäude gewesen und hatte alles abgesucht. »Wir haben hinter dem Gebäude keine Limodose und keine Kippen gefunden.«
»Das sage ich ja. Am nächsten Tag war alles verschwunden. Jemand hat alles weggeräumt.«
»Und das silberne Auto?«
»Auch verschwunden.«
»Sind Sie sicher, dass Sie keine verdächtigen Männer gesehen haben, die im oder in der Umgebung des Gebäudes herumlungerten?«
Er blies lautstark die Luft aus. »Nein, Lady. Ich hab’s Ihnen doch gesagt. Nur das Root Beer.«
»Was für Root Beer?«
»Die Limodose. Es war Doc Peterson’s Root Beer.«
Dieselbe Marke, die sie auch im Souterrain von Olivia Tanners Nachbarhaus gefunden hatten.

22. Kapitel

Auf der Fahrt zu Jake Bermans Haus im Coweta County überlegte sich Will, wie wütend Faith sein würde, wenn sie erfuhr, dass er sie ausgetrickst hatte. Er wusste nicht so recht, was sie mehr ärgern würde: die glatte Lüge, die er ihr am Telefon aufgetischt hatte, dass Sam den falschen Jake Berman gefunden hatte, oder die Tatsache, dass Will allein nach Süden fuhr, um mit dem Mann zu sprechen. Ihren Arzttermin hätte sie auf keinen Fall einhalten können, wenn Will ihr gesagt hätte, dass der echte Jake Berman gesund und munter am Lester Drive lebte. Sie hätte darauf bestanden mitzukommen, und Will hätte ihr keinen guten Grund nennen können, warum sie es nicht tun sollte, außer dass sie schwanger und Diabetikerin war und schon genug um die Ohren hatte, ohne sich selbst in Gefahr zu begeben, indem sie einen Zeugen befragte, der auch ein Verdächtiger sein konnte.

Das wäre bei Faith wirklich gut angekommen. Wie eine Stromnachzahlung am Ende des Monats.

Will hatte Caroline, Amandas Assistentin, gebeten, Jake Berman mit der Adresse am Lester Drive abzugleichen. Nachdem dies geklärt war, ergab sich der Rest ziemlich schnell. Die Hypothek lief auf den Namen seiner Frau, wie auch die Kreditkarten, die Verbindlichkeiten für Kabel-TV und die Nebenkosten des Hauses. Lydia Berman war Lehrerin. Jake Berman hatte seinen Job verloren und in der ganzen Zeit, die er Sozialhilfe bezog, keine neue Arbeit gefunden. Vor achtzehn Monaten hatte er Insolvenz angemeldet und sich so von einer halben Million Schulden verabschiedet. So schwer zu finden war er wohl nur deshalb gewesen, weil er ganz einfach seinen Gläubigern entgehen wollte. Da Berman vor wenigen Monaten wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses verhaftet worden war, erschien es nur einleuchtend, dass er sich bedeckt hielt.

Das alles wäre allerdings auch einleuchtend, wenn Berman ihr Verdächtiger war.

Für lange Strecken war der Porsche nicht bequem, und Wills Rücken schmerzte, als er in den Lester Drive einbog. Der Verkehr war schlimmer gewesen als gewöhnlich, ein umgekippter Traktor samt

Anhänger lag quer über der Interstate und brachte alles für fast eine Stunde zum Erliegen. Will hatte mit seinen Gedanken nicht allein sein wollen. Als er ins Coweta County einfuhr, hatte er in so ziemlich jeden erreichbaren Sender hineingehört.
Will hielt neben einem zivilen Chevy Caprice an der Einmündung des Lester Drive. Der Griff eines Rasenmähers ragte aus dem Kofferraum heraus. Der Mann hinter dem Steuer trug einen Overall, eine dicke Goldkette hing ihm um den Hals. Will erkannte Nick Shelton, den Field Agent des District 23.
»Wie läuft's?«, fragte Nick und drehte den Bluegrass-Song leiser, der aus dem Radio plärrte. Will hatte schon einige Male mit dem Agent zu tun gehabt. Er war so hinterwäldlerisch, dass sein Nacken rot glühte, aber er war ein guter Ermittler und kannte sich aus in seinem Job.
Will fragte: »Ist Berman noch im Haus?«
»Außer er hat sich durch die Hintertür rausgeschlichen«, antwortete Nick. »Aber denken Sie sich nichts. Der Kerl kam mir eher träge vor.«
»Haben Sie mit ihm gesprochen?«
»Habe mich als Gärtner ausgegeben, der Arbeit sucht.« Nick gab ihm eine Visitenkarte. »Ich habe ihm gesagt, ein Hunderter im Monat, und er meinte, er könne sich, verdammt noch mal, selbst um seinen Rasen kümmern, vielen Dank.« Er lachte schnaubend. »Und das von einem Kerl, der um zehn Uhr noch im Pyjama herumläuft.«
Will schaute die Karte an, erkannte die Zeichnung eines Rasenmähers und einiger Blumen. Er sagte: »Nett.«
»Die falsche Telefonnummer ist ziemlich praktisch bei den Damen.« Nick kicherte noch einmal. »Ich habe mir den alten Jakey gut angesehen, während er mir einen Vortrag über konkurrenzfähige Preise hielt. Das ist eindeutig Ihr Junge.«
»Waren Sie im Haus?«
»So dumm war er nicht«, meinte Nick, dann fragte er: »Soll ich hierbleiben?«
Will überlegte, dachte an das, was Faith gesagt hätte, wenn er ihr die Chance gegeben hätte, dabei zu sein: Lass dich nie ohne Rückendeckung auf eine unbekannte Situation ein. »Wenn Sie nichts dagegen haben. Bleiben Sie und passen Sie auf, dass mir nicht der Schädel weggepustet wird.«

Sie lachten beide ein bisschen lauter, als es angebracht gewesen wäre, wahrscheinlich weil Will es nicht wirklich als Witz gemeint hatte.
Er kurbelte sein Fenster hoch und fuhr die Straße hinunter. Um das Ganze etwas einfacher zu machen, hatte Caroline Berman angerufen, bevor Will das Büro verließ. Sie hatte sich als Telefonistin der örtlichen Kabel-TV-Firma ausgegeben. Berman hatte ihr versichert, er würde zu Hause sein, um den Techniker hereinzulassen, der den Fernseher nachrüsten wollte, damit auch weiterhin ein reibungsloser Empfang gewährleistet sei. Es gab jede Menge Tricks, wenn man sicherstellen wollte, dass Leute auch wirklich zu Hause waren. Die Kabel-Masche war die beste. Die meisten waren nicht bereit, auf vieles zu verzichten, aber sie würden ihr Leben tagelang auf Sparflamme schalten, nur um auf den Mann zu warten, der ihren Fernseher wieder zum Laufen brachte.
Will las die Nummer auf dem Briefkasten und verglich sie mit der Notiz, die Sam Lawson Faith gegeben hatte. Dank MapQuest, die große Pfeile auf ihre Wegbeschreibungen druckten, und einigen Stopps bei Gemischtwarenläden, hatte Will es geschafft, sich in dieser ländlichen Kleinstadt zurechtzufinden, ohne sich allzu oft zu verfahren.
Dennoch kontrollierte er die Nummer auf dem Briefkasten ein drittes Mal, bevor er ausstieg. Er sah das Herz, das Sam um die Adresse gemalt hatte, und er fragte sich wieder einmal, warum ein Mann, der nicht der Vater von Faiths Kind war, so etwas tun sollte. Will hatte den Reporter nur ein einziges Mal getroffen, aber er mochte ihn nicht. Victor war in Ordnung. Will hatte ein paar Mal mit ihm telefoniert und war bei einer unglaublich langweiligen Ordensverleihung neben ihm gesessen, weil Amanda auf die Teilnahme ihres Teams bestanden hatte, vorwiegend um dafür zu sorgen, dass jemand klatschte, wenn ihr Name aufgerufen wurde. Victor hatte über Sport reden wollen, aber nicht über Football und Baseball, was die beiden einzigen Sportarten waren, die Will interessierten. Eishockey war etwas für die Yankees und Fußball für die Europäer. Er wusste nicht so recht, warum Victor sich für diese beiden Sportarten interessierte, aber die Unterhaltung war recht mühsam geworden. Was Faith in dem Kerl auch gesehen haben mochte, Will war auf jeden Fall froh, als er vor ein paar Monaten merkte, dass Victors Auto nicht mehr in der Einfahrt stand, wenn er Faith zu Gerichtsterminen abholte.

Natürlich durfte Will sich kein Urteil über Beziehungen erlauben. Sein ganzer Körper schmerzte noch von der letzten Nacht mit Angie. Es war kein guter Schmerz – es war ein Schmerz, bei dem man am liebsten ins Bett kriechen und eine Woche lang schlafen wollte. Will wusste aus Erfahrung, dass das nichts brachte, denn sobald er anfing, einen Fuß vor den anderen zu setzen und sich sein Leben wieder zusammenzubasteln, würde Angie zurückkommen, und er wäre wieder ganz am Anfang. Das war das Muster seines Lebens. Nichts würde daran je etwas ändern.
Das Haus der Bermans war ein einstöckiger Holzbau, der sich auf einem großen Grundstück ausbreitete. Es wirkte bewohnt, aber nicht auf die gute Art. Das Gras war lange nicht gemäht worden, in den Blumenbeeten wucherte Unkraut. Der grüne Camry in der Einfahrt war schmutzig. Schlamm klebte an den Reifen und ein Schmutzfilm überzog das ganze Auto. Auf dem Rücksitz klemmten zwei Babysitze, an der Windschutzscheibe klebten die unvermeidlichen Cerealien. Zwei gelbe, rautenförmige Schildchen hingen im Seitenfenster, wahrscheinlich mit der Aufschrift *Baby an Bord.* Will legte die Hand auf die Motorhaube. Das Blech war kalt. Will schaute auf die Zeitanzeige seines Handys. Kurz vor zehn. Faith sollte inzwischen bei ihrer Ärztin sein.
Will klopfte an die Tür und wartete. Er dachte wieder an Faith, wie wütend sie sein würde, vor allem, falls Will jetzt wirklich gleich ihrem Mörder gegenüberstand. Obwohl es so aussah, als würde er gleich niemandem gegenüberstehen. Niemand öffnete die Tür. Will klopfte noch einmal. Als das nichts brachte, ging er ein paar Schritte zurück und schaute die Fenster an. Alle Jalousien waren offen. Einige Lichter brannten. Vielleicht war Berman in der Dusche. Vielleicht wusste er aber auch sehr genau, dass die Polizei mit ihm sprechen wollte. Nicks Hinterwäldlergärtnernummer mochte zwar eindrucksvoll gewesen sein, aber er saß bereits seit über einer Stunde in seinem Auto am Ende der Straße. In einer so kleinen Nachbarschaft glühten wahrscheinlich inzwischen die Telefondrähte.
Will drehte den Knauf an der Haustür, aber sie war verschlossen. Er ging ums Haus herum und spähte durch die Fenster. Am Ende des Gangs brannte Licht. Er ging eben zum nächsten Fenster, als er drinnen ein Geräusch wie das Zufallen einer Tür hörte. Wills Nackenhaare stellten sich auf, er legte die Hand auf die Waffe an seinem Gürtel. Irgendetwas

stimmte hier nicht, und Will war sich sehr deutlich bewusst, dass Nick Shelton im Augenblick in seinem Auto saß und Radio hörte.
Nun war das unmissverständliche Geräusch eines zufallenden Fensters zu hören. Will lief hinters Haus und sah gerade noch einen Mann, der durch den Garten rannte. Jake Berman trug eine Pyjamahose, aber kein Oberteil. Immerhin hatte er es geschafft, Turnschuhe anzuziehen. An einem raffinierten Schaukelgerüst schaute er sich um und sprintete dann zu dem Maschendrahtzaun, der sein Grundstück von dem des Nachbarn trennte.
»Scheiße«, murmelte Will und setzte ihm nach. Will war ein guter Läufer, aber Berman war schnell – die Arme pumpten, die Beine bewegten sich so flink, dass ihre Bewegungen verschwammen.
»Polizei!«, schrie Will. Er unterschätzte die Höhe des Zauns und blieb mit dem Fuß hängen. Er stürzte zu Boden, rappelte sich aber sofort wieder auf. Er sah Berman durch einen anderen Garten laufen, vorbei an einem Haus und zur Straße. Will jagte ihm nach, nahm aber den geraden Weg und verkürzte so den Abstand zu Berman, der eben die Straße überquerte.
Reifenquietschen war zu hören, als Nick Sheltons Caprice Berman den Weg abschnitt. Er schlug mit der Hand auf die Motorhaube, wich dem Auto aus und lief auf den gegenüberliegenden Garten zu.
»Verdammt!«, fluchte Will. »Polizei. Stehen bleiben!«
Berman lief weiter, aber er war ein Sprinter, kein Marathonläufer. Wills Vorteil war seine Ausdauer. Er kam erst richtig auf Touren, als Berman langsamer wurde und versuchte, das Holztor zu einem Nachbargarten zu öffnen. Er schaute sich über die Schulter, sah Will und rannte weiter. Doch Berman war außer Atem, und Will merkte an den langsamer werdenden Bewegungen seiner Beine, dass der Mann gleich aufgeben würde. Aber er ging kein Risiko ein. Als er nahe genug war, machte er einen Satz auf Berman zu und warf ihn so heftig zu Boden, dass beiden für einen Augenblick lang die Luft wegblieb.
»Arschloch!«, schrie Nick Shelton und trat Berman in die Seite.
Nach seinem Übergriff auf den Portier von Annas Wohnhaus hatte Will gedacht, er würde nun sanfter vorgehen, aber das Adrenalin pumpte ihm alle möglichen üblen Gedanken ins Hirn.
Nick trat Berman noch einmal. »Lauf nie vor dem Gesetz davon, du

Wichser.«
»Ich wusste ja nicht, dass Sie Polizisten …«
»Klappe halten.« Will wollte ihm Handschellen anlegen, aber Berman wehrte sich und versuchte zu entkommen. Nick hob wieder den Fuß, und Will rammte Berman das Knie so fest in den Rücken, dass er die Rippen nachgeben spürte. »Lassen Sie das!«
»Ich habe nichts getan!«
»Sind Sie deswegen davongerannt?«
»Ich wollte joggen gehen«, kreischte er. »Ich laufe immer um diese Tageszeit.«
Nick fragte: »Im Pyjama?«
»Leck mich.«
»Es ist ein Verbrechen, die Polizei zu belügen.« Will stand auf und riss Berman auf die Beine. »Fünf Jahre Gefängnis. Dort gibt's jede Menge Männertoiletten.«
Bermans Gesicht wurde weiß. Einige Nachbarn waren zusammengelaufen. Sie sahen nicht glücklich und auch, wie Will bemerkte, nicht sonderlich hilfsbereit aus.
»Alles in Ordnung«, rief Berman ihnen zu. »Ist nur ein Missverständnis.«
Nick sagte: »Ein Missverständnis dieses Trottels, der glaubt, er könne vor der Polizei davonlaufen.«
Will war der äußere Anschein egal. Er riss Berman die Hände hoch, sodass er gebückt gehen musste, als Will ihn über die Straße führte.
»Mein Anwalt wird hiervon erfahren.«
Nick sagte: »Vergessen Sie nicht zu erzählen, dass Sie davongerannt sind wie ein verängstigtes Schulmädchen.«
Will hielt Berman weiterhin die Hände in die Höhe, sodass er sich nicht aufrichten konnte. Zu Nick sagte er: »Könnten Sie das vielleicht melden?«
»Wollen Sie die Kavallerie?«
»Ich will, dass ein Streifenwagen mit Blinklicht und Sirene vor seinem Haus vorfährt, damit jeder in der Nachbarschaft weiß, dass wir da sind.«
Nick salutierte und trottete zu seinem Auto.
Berman sagte: »Sie machen einen Fehler.«
»Ihr Fehler war die Flucht von einem Tatort.«

»Was?« Er drehte sich, echte Überraschung im Gesicht, um. »Was für ein Verbrechen?«
»Route 316.«
Er schaute noch immer verwirrt. »Worum geht's denn hier?«
Entweder lieferte der Mann eine oscarreife Vorstellung ab oder er hatte wirklich absolut keine Ahnung. »Sie waren vor vier Tagen Zeuge eines Autounfalls auf der 316. Eine Frau wurde von einem Auto angefahren. Sie haben mit meiner Partnerin gesprochen.«
»Ich habe das Mädchen doch nicht allein gelassen. Der Krankenwagen war da. Ich habe dieser Polizistin alles erzählt, was ich gesehen hatte.«
»Sie haben eine falsche Telefonnummer und Adresse angegeben.«
»Ich wollte nur …« Er schaute sich um, und Will fragte sich, ob er sich wieder losreißen wollte. »Bringen Sie mich von hier weg«, bat Berman ihn. »Schaffen Sie mich einfach aufs Polizeirevier, okay? Bringen Sie mich aufs Revier, gestatten Sie mir meinen Anruf, und dann können wir das Ganze klären.«
Will drehte ihn um, doch er behielt die Hand auf Bermans Schulter, falls er noch einmal sein Glück versuchen sollte. Bei jedem Schritt spürte Will, wie seine Verärgerung stärker wurde. Berman sah immer mehr aus wie ein armseliger, weinerlich hinterlistiger Ersatz für ein menschliches Wesen. Zwei Tage hatten sie mit der Suche nach ihm vergeudet, und dann hatte er Will gezwungen, ihn durch die halbe Nachbarschaft zu jagen.
Berman drehte sich um. »Warum nehmen Sie mir nicht die Handschellen ab, damit ich …«
Will drehte Berman so schnell wieder um, dass er ihn auffangen musste, damit er nicht aufs Gesicht fiel. Die nächste Nachbarin stand in der offenen Tür und schaute ihnen zu. Wie auch die anderen Frauen sah sie nicht gerade empört darüber aus, dass der Mann in Handschellen abgeführt wurde.
Will fragte: »Hassen sie Sie, weil Sie schwul sind? Oder weil Sie sich von Ihrer Frau aushalten lassen?«
Berman wirbelte wieder herum. »Scheiße, was soll denn …«
Will schubste ihn diesmal so heftig, dass er wirklich das Gleichgewicht verlor. »Es ist zehn Uhr, und Sie sind noch im Pyjama.« Er schob Berman durch das hohe Gras in seinem Garten. »Haben Sie denn keinen

Rasenmäher?«
»Wir können uns keinen Gärtner leisten.«
»Wo sind Ihre Kinder?«
»Im Hort.« Wieder versuchte er, sich umzudrehen. »Was geht Sie das an?«
Will schubste ihn wieder, nun auf die Einfahrt zu. Er hasste den Mann aus so vielen Gründen, nicht zuletzt, weil er eine Frau und Kinder hatte, die ihn wahrscheinlich sehr liebten, er es aber nicht einmal schaffte, den Rasen zu mähen oder das Auto zu waschen.
Berman fragte barsch: »Wohin bringen Sie mich? Ich sagte, bringen Sie mich aufs Revier.«
Will schwieg, schob ihn die Einfahrt hoch und riss ihm die Arme in die Höhe, sobald er langsamer wurde oder sich umdrehen wollte.
Sie gingen hinter das Haus, und Berman protestierte die ganze Zeit. Er war ein Mann, der es gewohnt war, dass man ihm gehorchte, und dass er ignoriert wurde, schien ihn mehr zu ärgern, als dass er herumgeschubst wurde, deshalb schwieg Will, als er ihn zur Veranda dirigierte.
Will zog an der Hintertür, aber sie war verschlossen. Er schaute Berman an, dessen blasierter Gesichtsausdruck darauf hinzudeuten schien, dass er meinte, die Oberhand zu bekommen. Das Fenster, durch das der Mann sich hinausgeschlichen hatte, war zugefallen. Als er es wieder hochschob, quietschten die billigen Federn.
Berman sagte: »Keine Angst. Ich warte auf Sie.«
Will fragte sich, wo Nick Shelton blieb. Wahrscheinlich stand er vor dem Haus und dachte, er tue Will einen Gefallen, wenn er ihn eine Weile mit dem Verdächtigen allein ließ.
»Genau«, murmelte Will, löste eine Schelle und fixierte Berman damit an dem massiven Grill. Er stemmte sich hoch und zwängte sich durch das offene Fenster. Dann stand er in der Küche, die Gänse zum Thema hatte. Gänse am Tapetenrand, Gänse auf den Geschirrtüchern, Gänse auf dem Teppich unter dem Tisch.
Er schaute zum Fenster hinaus. Berman stand da und strich sich die Hose glatt, als würde er sie beim Herrenausstatter anprobieren.
Will schaute sich schnell im Haus um und fand nur das, was er erwartet hatte: ein Kinderzimmer mit Stockbett, ein großes Elternschlafzimmer mit angrenzendem Bad, die Küche, ein Wohnzimmer und ein

Arbeitszimmer mit nur einem Buch im Regal. Will konnte den Titel nicht lesen, aber er erkannte Donald Trumps Foto auf dem Umschlag und vermutete, dass es ein Ratgeber zum schnellen Reichwerden war. Offensichtlich hatte Jake Berman den Rat des Mannes nicht befolgt. Andererseits, wenn man sich überlegte, dass Berman seinen Job verloren und Insolvenz angemeldet hatte, dann hatte er es vielleicht doch getan. Es gab keinen Keller, und die Garage war leer bis auf drei Kartons, die den Inhalt von Jake Bermans früherem Büro zu enthalten schienen: einen Hefter, ein hübsches Schreibtisch-Set, Papiere mit Tabellen und Grafiken darauf. Will öffnete die Schiebetür zur Terrasse und sah Berman, den Arm über dem Kopf, unter dem Grill sitzen.
»Sie haben nicht das Recht, mein Haus zu durchsuchen.«
»Sie sind aus Ihrem Haus geflohen. Mehr Gründe brauche ich nicht.« Berman schien ihm diese Erklärung zu glauben, die sogar für Will recht einleuchtend klang, obwohl er wusste, dass es höchst illegal war.
Will zog sich einen Stuhl vom Tisch heran und setzte sich. Die Luft war noch immer kühl, und der Schweiß, den ihm die Jagd nach Berman auf die Haut getrieben hatte, trocknete kalt.
»Das ist nicht fair«, sagte Berman. »Ich will Ihre Kennnummer und Ihren Namen und …«
»Wollen Sie den echten Namen, oder soll ich einen erfinden, wie Sie es getan haben?«
Berman war so vernünftig, nicht zu antworten.
»Warum sind Sie davongerannt, Jake? Wohin wollten Sie in Ihrem Pyjama?«
»So weit habe ich nicht gedacht«, grummelte er. »Ich wollte im Augenblick nur keine Scherereien. Davon habe ich genug am Hals.«
»Sie haben die Wahl: Entweder Sie sagen mir, was in dieser Nacht passiert ist, oder ich bringe Sie im Pyjama ins Gefängnis.« Um der Drohung Nachdruck zu verleihen, fügte Will hinzu: »Und ich meine nicht den Coweta Country Club. Ich schaffe Sie direkt in den Atlanta-Knast, und ich gebe Ihnen nicht einmal die Zeit, sich was anzuziehen.« Er deutete auf Bermans Brust, die vor Panik und Wut bebte. Der Mann verwendete offensichtlich viel Zeit auf seinen Körper. Er war straff, die Brustmuskeln waren gut definiert, die Schultern breit und muskulös. »Sie werden sehen, dass die Klimmzüge im Fitnessstudio

nicht umsonst waren.«
»Geht’s also darum? Sind Sie so ’ne Art homophober Wichser?«
»Mir ist es egal, wem Sie auf der Toilette einen blasen.« Das stimmte, obwohl er seine Stimme so gereizt klingen ließ, dass sie eher das Gegenteil andeutete. Jeder Mensch hatte einen Schalter, und Bermans war seine sexuelle Orientierung. Wills Schalter schien im Augenblick der zu sein, dass dieses betrügerische Arschloch, das da am Grillmaster 2000 hing, hinter dem Rücken seiner Frau herumvögelte und von ihr erwartete, dass sie alles akzeptierte und ihm eine liebende Partnerin war. Die Ironie des Ganzen war Will nicht entgangen.
Er sagte: »Die Jungs im Knast lieben es, wenn frisches Fleisch kommt.«
»Fick dich.«
»Oh, das werden sie. Die ficken Sie an Stellen, wo Sie gar nicht wussten, dass Sie gefickt werden können.«
»Geh zum Teufel.«
Will ließ ihn eine Weile schmollen und versuchte, seine eigenen Gefühle unter Kontrolle zu bringen. Er konzentrierte sich darauf, wie viel Zeit sie mit der Suche nach diesem erbärmlichen Idioten verschwendet hatten, Zeit, die sie mit der Verfolgung echter Spuren sinnvoller hätten verwenden können. Will zählte ihm seine Vergehen auf: »Widerstand gegen die Verhaftung, Belügen der Polizei, Vergeudung von Polizeizeit, Behinderung einer Ermittlung. Dafür könnten Sie zehn Jahre bekommen, Jake, und das nur, wenn der Richter Sie mag, was ich bezweifle, wenn man bedenkt, dass Sie ein Vorstrafenregister haben und sich aufführen wie ein Arschloch.«
Nun endlich schien Berman zu begreifen, dass er in Schwierigkeiten war.
»Ich habe Kinder.« In seiner Stimme lag etwas Flehendes. »Meine Söhne.«
»Ja, über die beiden habe ich in dem Verhaftungsbericht etwas gelesen, als Sie in der Mall of Georgia aufgegriffen wurden.«
Berman starrte auf den Betonboden der Veranda. »Was wollen Sie?«
»Ich will die Wahrheit.«
»Ich weiß nicht mehr, was die Wahrheit ist.«
Er tat sich nun offensichtlich wieder selbst leid. Am liebsten hätte Will ihm ins Gesicht getreten, aber er wusste, er würde damit nichts erreichen.
»Sie müssen verstehen, dass ich nicht Ihr Therapeut bin, Jake. Ihre

Gewissenskrise ist mir egal, und auch, dass Sie Kinder haben und Ihre Frau betrügen …«
»Ich liebe sie!«, sagte er und zeigte zum ersten Mal ein Gefühl neben dem Selbstmitleid. »Ich liebe meine Frau.«
Will nahm den Druck ein wenig zurück, versuchte, seinen Zorn unter Kontrolle zu bringen. Er konnte durchdrehen, oder er konnte sich Informationen beschaffen. Nur eines davon war der Grund für seine Anwesenheit.
Berman sagte: »Ich war mal wer. Ich hatte einen Job. Ich ging jeden Tag zur Arbeit.« Er schaute zum Haus hoch. »Ich wohnte in einem schönen Haus. Ich fuhr einen Mercedes.«
»Sie waren Bauunternehmer?«, fragte Will, obwohl Caroline ihm das bereits gesagt hatte, nachdem sie Bermans Steuererklärungen aufgetrieben hatte.
»Hochhäuser«, sagte er. »Aber der Markt brach zusammen. Ich war froh, dass ich wenigstens mit meinen Klamotten am Leib da rauskam.«
»Ist das der Grund, warum alles auf den Namen Ihrer Frau läuft?«
Er nickte langsam. »Ich war ruiniert. Vor einem Jahr zogen wir von Montgomery hierher. Es sollte ein Neustart werden, aber …« Er zuckte die Achseln, als wäre es sinnlos weiterzureden.
Will hatte sich schon gedacht, dass sein Akzent anders klang als sonst in dieser Gegend. »Stammen Sie ursprünglich von dort – aus Alabama?«
»Habe meine Frau dort kennengelernt. Wir gingen beide auf die Alabama.« Er meinte die staatliche Universität. »Lydia studierte Englisch. Es war mehr ein Hobby, bis ich meinen Job verlor. Jetzt unterrichtet sie, und ich habe tagsüber die Kinder.« Er starrte zu dem Klettergerüst hinaus, an dem die Schaukeln sich im Wind bewegten. »Ich war viel auf Reisen«, sagte er. »So bin ich meinen Drang losgeworden. Ich reiste herum und tat, was ich tun musste, und dann kam ich heim zu meiner Frau und ging in die Kirche, und so hat es fast zehn Jahre lang funktioniert.«
»Sie wurden vor sechs Monaten verhaftet.«
»Ich habe Lydia gesagt, dass es ein Fehler war. Diese ganzen Schwulen aus Atlanta, die in der Mall herumhängen und versuchen, Heteros aufzureißen. Die Polizei war ziemlich scharf, sie dachten, ich bin einer, weil … Ich weiß nicht mehr, was ich ihr gesagt habe. Weil ich einen

schönen Haarschnitt hatte. Sie wollte mir glauben, und deshalb hat sie mir geglaubt.«
Will vermutete, man würde ihm verzeihen, dass seine Sympathien eher bei der Ehefrau lagen, die man belogen und betrogen hatte. »Erzählen Sie mir, was auf der 316 passiert ist.«
»Wir haben den Unfall gesehen, die Leute auf der Straße. Ich hätte hilfsbereiter sein sollen. Der andere Mann – ich kenne nicht mal seinen Namen. Er versuchte, der Frau zu helfen, die von dem Auto angefahren worden war. Ich stand einfach nur auf der Straße und dachte mir eine Lüge aus, die ich meiner Frau erzählen konnte. Sie würde mir wohl kaum noch einmal glauben, wenn es wieder passierte, egal, was ich ihr auftische.«
»Wie haben Sie ihn kennengelernt?«
»Eigentlich wollte ich mir an der Bar ein Spiel anschauen. Ich sah ihn ins Kino gehen. Er war ein gut aussehender Kerl, allein. Ich wusste, warum er da war.« Er seufzte schwer. »Ich folgte ihm auf die Toilette. Wir beschlossen, woanders hinzufahren, wo wir ungestört wären.«
Jake Berman war kein grüner Junge, und Will fragte ihn nicht, warum er vierzig Minuten gefahren war, um sich ein Spiel in einer Bar anzuschauen. Coweta mochte vielleicht tiefste Provinz sein, aber nachdem er die Interstate verlassen hatte, war er an mindestens drei Sport-Bars vorbeigefahren, und im Stadtzentrum gab es noch mehr.
Will warnte ihn: »Sie mussten doch gewusst haben, dass es gefährlich ist, einfach so zu einem Fremden ins Auto zu steigen.«
»Schätze, ich war einsam«, gab Jake zu. »Ich wollte mit jemandem zusammen sein. Sie wissen schon, bei jemandem ich selbst sein. Er meinte, wir könnten in sein Auto steigen, vielleicht ein Fleckchen irgendwo draußen im Wald finden, wo wir länger zusammen sein könnten als nur die paar Minuten in der Toilette.« Er lachte rau. »Uringeruch ist für mich nicht gerade ein Aphrodisiakum, ob Sie es glauben oder nicht.« Er schaute Will direkt an. »Finden Sie es ekelhaft, wenn ich so rede?«
»Nein«, antwortete Will aufrichtig. Er hatte schon unzählige Zeugen Geschichten über bedeutungslose Techtelmechtel und hirnlosen Sex erzählen hören. Es war dabei ziemlich unwichtig, ob es ein Mann war oder eine Frau. Die Gefühle waren ähnlich, und Wills Ziel war immer

dasselbe: Die Informationen zu bekommen, die er brauchte, um einen Fall lösen zu können.
Jake wusste offensichtlich, dass Will ihm nicht mehr viel Leine lassen würde. Er sagte: »Wir fuhren die Straße entlang, und der Kerl, mit dem ich zusammen war …«
»Rick.«
»Rick. Richtig.« Jake machte ein Gesicht, als würde er den Namen des Mannes lieber gar nicht kennen. »Er stieß mich weg. Er sagte, da vor uns an der Straße sei etwas. Er bremste, und ich sah, dass es sich anscheinend um einen schweren Unfall handelte.« Er hielt inne und schien sich genau zu überlegen, was er sagen wollte, um seine Schuld in Grenzen zu halten. »Ich sagte ihm, er soll weiterfahren, aber er meinte, er sei Sanitäter und dürfe die Unfallstelle nicht verlassen. Ich schätze, das ist ein Ehrenkodex oder so was.« Er hielt wieder inne, und Will vermutete, er zwang sich, sich an das Vorgefallene zu erinnern.
Will sagte: »Lassen Sie sich Zeit.«
Jake nickte und überlegte noch ein paar Minuten. »Rick stieg aus, und ich blieb im Auto. Da stand dieses ältere Paar auf der Straße. Der Mann fasste sich an die Brust. Ich blieb einfach im Auto sitzen und starrte, als wäre das alles wie ein Film im Kino. Die ältere Frau telefonierte – ich schätze, sie rief einen Krankenwagen. Es war komisch, weil sie sich dabei immer die Hand vor den Mund hielt, ungefähr so.« Er bedeckte den Mund mit der Hand, wie Judith Coldfield es tat, wenn sie lächelte. »Es war, als würde sie ein Geheimnis verraten, aber es war niemand da, der es hören konnte, und deshalb …« Er zuckte die Achseln.
»Sind Sie irgendwann aus dem Auto ausgestiegen?«
»Ja«, antwortete er. »Irgendwann habe ich mich bewegt. Ich konnte den Krankenwagen hören. Ich bin dann zu dem alten Mann. Ich glaube, sein Name war Henry?« Will nickte. »Ja, Henry. Er war in einem schlechten Zustand. Ich glaube, beide hatten einen Schock. Die Hände der älteren Frau zitterten wie verrückt. Der andere Kerl, Rick, versorgte gerade die nackte Frau. Ich habe von ihr nicht viel gesehen. Es war hart, sie so zu sehen, wissen Sie. Es war hart, sie anzuschauen, meine ich. Ich weiß noch, als dann der Sohn der beiden kam, starrte er sie einfach nur an und sagte so was wie: ›O Gott.‹«
»Moment mal«, sagte Will. »Judith Coldfields Sohn war am Unfallort?«

»Ja.«
Will rief sich das Gespräch mit den Coldfields ins Bewusstsein, fragte sich, warum Tom so ein wichtiges Detail ausgelassen hatte. Der Mann hatte mehr als genug Gelegenheit gehabt, den Mund aufzumachen, auch mit seiner dominanten Mutter im Zimmer. »Wann kam der Sohn dazu?«
»Ungefähr fünf Minuten vor dem Krankenwagen.«
Will kam sich blöd vor, weil er alles wiederholte, was Berman sagte, aber er musste es ganz genau wissen. »Tom Coldfield war fünf Minuten vor dem Krankenwagen am Unfallort?«
»Er war vor der Polizei da. Die kam ja erst, als der Krankenwagen schon wieder weg war. Niemand war da. Es war brutal. Wir hatten ungefähr zwanzig Minuten, in denen die Frau einfach sterbend auf der Straße lag, und niemand kam, um ihr zu helfen.«
Will merkte, wie sich ein Puzzleteil ins Bild einfügte – zwar nicht dasjenige, das sie für den Fall brauchten, aber dasjenige, das erklärte, warum Max Galloway so offen feindselig war, als es um die Weitergabe von Informationen ging. Der Detective musste gewusst haben, dass der Krankenwagen das Opfer mitgenommen hatte, *bevor* die Polizei eintraf. Faith hatte die ganze Zeit recht gehabt. Es gab einen Grund, warum die Rockdale Police den Bericht des ersten Beamten vor Ort nicht durchfaxte, und der Grund war, dass sie sich selbst schützen wollten. Eine langsame Reaktionszeit der Polizei war etwas, woraus die lokalen Nachrichtenstationen ihre Geschichten bastelten. Was Will anging, war das der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Noch heute würde er Galloway seine Detective-Marke abnehmen. Man wusste ja nicht, wie viele andere Indizien noch zurückgehalten worden waren.
»Hey«, sagte Berman. »Wollen Sie das jetzt hören oder nicht?«
Will merkte, dass er völlig in seinen eigenen Gedanken versunken war, und nahm den Faden wieder auf. »Also, Tom Coldfield tauchte auf«, sagte er. »Und dann kam der Krankenwagen?«
»Zuerst nur einer. Sie brachten die Frau weg, diejenige, die angefahren worden war. Henry meinte, er wolle warten, weil er mit seiner Frau fahren wollte, und für alle war in einem Krankenwagen nicht genug Platz. Es gab ein bisschen eine Diskussion darüber, aber Rick sagte: ›Fahrt einfach‹, weil er wusste, dass es der Frau sehr schlecht ging. Er gab mir seine Autoschlüssel und stieg mit in den Krankenwagen, damit

er die Frau weiterversorgen konnte.«
»Wie lange dauerte es, bis der nächste Krankenwagen kam?«
»Ungefähr zehn, vielleicht fünfzehn Minuten später.«
Will rechnete kurz nach. Fast fünfundvierzig Minuten waren bereits verstrichen gewesen, und die Polizei war noch immer nicht da. »Was dann?«
»Sie nahmen Henry und die Frau mit. Der Sohn folgte ihnen, und ich war allein auf der Straße.«
»Und die Polizei war noch immer nicht da?«
»Ich hörte Sirenen, kurz nachdem der letzte Krankenwagen weggefahren war. Das Auto stand noch da – das der Coldfields.« Er schaute wieder zu dem Spielgerüst im Garten, als könnte er seine Kinder in der Sonne spielen sehen. »Ich dachte daran, mit Ricks Auto zum Kino zurückzufahren. Dann hätte keiner meinen Namen erfahren, oder? Ich meine, Sie hätten mich unmöglich identifizieren können, wenn ich nicht ins Krankenhaus gefahren wäre und meinen Namen genannt hätte.«
Will zuckte die Achseln, aber es stimmte. Wenn Jake Berman seinen richtigen Namen nicht angegeben hätte, würde Will jetzt nicht hier sitzen.
Jake fuhr fort: »Ich stieg also ins Auto und wollte zum Kino zurückfahren.«
»Auf die Polizeiautos zu?«
»Sie kamen aus der Gegenrichtung.«
»Warum haben Sie es sich anders überlegt?«
Er zuckte die Achseln, und Tränen traten ihm in die Augen. »Schätze, ich hatte die Nase voll vom Davonlaufen. Davonzulaufen vor … allem.« Er hob sich die freie Hand an die Augen. »Rick hatte mir gesagt, dass sie sie ins Grady Hospital bringen, und deshalb fuhr ich auf die Interstate und zum Grady.«
Kurz darauf hatte ihn offensichtlich der Mut verlassen, aber Will sagte dem Mann das nicht.
Berman fragte: »Ist der alte Mann okay?«
»Es geht ihm gut.«
»Ich habe in den Nachrichten gehört, dass die Frau auch okay ist.«
»Sie ist auf dem Weg der Besserung«, entgegnete Will. »Was ihr passiert ist, wird jedoch immer bei ihr bleiben. Sie wird nicht davor davonlaufen

können.«
Berman wischte sich die Augen mit dem Handrücken ab. »Sollte mir eine Lehre sein, was?« Sein Selbstmitleid war wieder da. »Aber Ihnen ist das ja egal, oder?«
»Wissen Sie, was ich an Ihnen nicht mag?«
»Klären Sie mich auf.«
»Sie betrügen Ihre Frau. Es ist mir egal, mit wem – Betrug ist es immer noch. Wenn Sie mit jemand anderem zusammen sein wollen, seien Sie mit jemand anderem zusammen, aber lassen Sie Ihre Frau los. Lassen Sie sie ihr Leben leben. Lassen Sie sie jemanden finden, der sie liebt und versteht und mit ihr zusammen sein will.«
Der Mann schüttelte traurig den Kopf. »Sie verstehen nicht.«
Will vermutete, dass bei Jake Berman Ratschläge nichts mehr brachten. Er stand vom Tisch auf und machte ihn vom Grill los. »Seien Sie vorsichtig, wenn Sie zu Fremden ins Auto steigen.«
»Damit bin ich durch. Ich meine es ernst. Nie wieder.«
Er klang so überzeugend, dass Will ihm beinahe glaubte.
Erst als Will Jake Bermans Nachbarschaft hinter sich gelassen hatte, zeigte sein Handy genug Signalstärke-Balken, damit er telefonieren konnte. Auch dann war das Signal noch uneinheitlich, und er musste am Straßenrand halten, um seinen Anruf durchzubringen. Er wählte Faiths Handynummer und hörte es klingeln. Die Voicemail sprang an, und er schaltete aus. Will schaute auf die Uhr. Wahrscheinlich war sie noch bei ihrer Ärztin in Snellville.
Tom Coldfield hatte nicht erwähnt, dass er am Unfallort gewesen war – noch einer, der ihn belogen hatte. Will hatte langsam mehr als genug davon, dass die Leute ihn anlogen. Er klappte sein Handy auf und rief die Auskunft an. Sie verbanden ihn mit dem Tower am Charlie Brown Airport, wo eine weitere Telefonistin Will sagte, dass Tom eben eine Zigarettenpause mache. Will wollte schon eine Nachricht hinterlassen, als die Telefonistin anbot, ihm Toms Handynummer zu geben. Ein paar Minuten später hörte er, wie Tom Coldfield versuchte, den Lärm eines Düsentriebwerks zu überschreien.
»Ich bin froh, dass Sie angerufen haben, Agent Trent.« Seine Stimme war kurz vorm Überkippen. »Ich habe Ihrer Partnerin zuvor eine Nachricht hinterlassen, aber sie hat noch nicht zurückgerufen.«

Will steckte sich den Finger ins Ohr, als würde das gegen den Lärm der startenden Maschine am anderen Ende der Stadt etwas helfen. »Ist Ihnen noch etwas eingefallen?«
»Ach, nichts in dieser Richtung«, sagte Tom. Das Dröhnen verklang, und seine Stimme wurde wieder normal. »Ich habe nur gestern Abend mit meinen Eltern geredet, und wir haben uns gefragt, wie die Ermittlungen laufen.«
Wieder ertönte das ohrenbetäubende Brausen eines Düsentriebwerks. Will wartete, für ihn war die Situation ziemlich verrückt. »Wann haben Sie Feierabend?«
»In ungefähr zehn Minuten, und dann muss ich die Kinder bei meiner Mom abholen.«
Will dachte sich, dass er so zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen könnte. »Können wir uns im Haus Ihrer Eltern treffen?«
Tom wartete, bis wieder Motorenlärm verklungen war. »Sicher. Ich dürfte nicht länger als fünfundvierzig Minuten brauchen. Stimmt etwas nicht?«
Will schaute auf die Uhr am Armaturenbrett. »Wir sehen uns in fünfundvierzig Minuten.«
Er beendete den Anruf, bevor Tom noch weitere Fragen stellen konnte, aber auch, bevor er die Adresse der Coldfields bekommen hatte. Ihre Seniorenanlage dürfte nicht schwer zu finden sein. Die Clairmont Road erstreckte sich von einem Ende des DeKalb County zum anderen, aber es gab nur eine Gegend, die vorwiegend von Senioren bewohnt war, und das war die Nachbarschaft des Atlanta Veteran’s Administration Hospital. Will legte den Gang ein, fuhr wieder auf die Straße und dann weiter zur Interstate.
Beim Fahren überlegte sich Will, ob er Amanda anrufen und ihr sagen sollte, dass Max Galloway sie wieder einmal übers Ohr gehauen hatte, aber sie würde fragen, wo Faith war, und Will würde ihre Chefin nicht daran erinnern, dass Faith gesundheitliche Probleme hatte. Amanda hasste Schwäche in jeder Form, und was Wills Behinderung anging, war sie erbarmungslos. Man konnte nicht sagen, mit welchen Beschimpfungen sie Faith überschütten würde, weil sie Diabetikerin war. Will hatte nicht vor, ihr die Munition zu liefern.
Er konnte natürlich Caroline anrufen, die dann die Information an

Amanda weitergeben würde. Er hatte das Handy in der Hand und hoffte, dass es nicht auseinanderfallen würde, während er die Nummer von Amandas Assistentin wählte.
Caroline nutzte ihre Anruferkennung. »Hi, Will.«
»Was dagegen, mir noch einen Gefallen zu tun?«
»Natürlich nicht.
»Judith Coldfield rief 9-1-1 an, und zwei Krankenwagen waren vor Ort, bevor die Polizei kam.«
»Das ist aber nicht korrekt.«
»Nein«, pflichtete Will ihr bei. Das war es wirklich nicht. Dass Max Galloway gelogen hatte, bedeutete, dass Will nicht mit dem ersten Polizisten vor Ort darüber sprechen konnte, was er sich am Unfallort notiert hatte, sondern dass er sich auf die Coldfields verlassen musste, um zu rekonstruieren, was sie gesehen hatten. »Sie müssen für mich den genauen zeitlichen Ablauf herausfinden. Ich bin mir ziemlich sicher, Amanda wird wissen wollen, warum sie so lange gebraucht haben.«
Caroline sagte: »Ihnen ist aber schon bewusst, dass ich in Rockdale anrufen muss, um die Reaktionszeit herauszufinden.«
»Versuchen Sie es mit Judith Coldfields Handy-Daten.« Wenn Will die dortige Polizei einer Lüge überführen könnte, wäre das eine weitere Waffe, die Amanda gegen sie verwenden konnte. »Haben Sie ihre Nummer?«
»Vier-null-vier …«
»Moment mal«, sagte Will, weil er dachte, es wäre sinnvoll, wenn er Judiths Nummer hätte. Er lenkte mit den Fingerspitzen, während er den Digitalrekorder aus seiner Tasche zog und einschaltete. »Okay.«
Caroline gab ihm Judith Coldfields Nummer. Will schaltete den Rekorder aus und hielt sich das Handy wieder ans Ohr, um ihr zu danken. Früher hatte er ein System gehabt, um sich die persönlichen Daten von Zeugen und Verdächtigen zu merken, aber mit der Zeit hatte Faith so ziemlich alles übernommen, was mit Papierkram zu tun hatte, sodass Will ohne sie verloren war. Beim nächsten Fall würde er das wieder ändern müssen. Von ihr abhängig zu sein, gefiel ihm nicht – vor allem, da sie schwanger war. Wenn das Baby kam, würde sie eine Weile außer Dienst sein.
Er rief Judith auf dem Handy an, bekam aber nur die Voicemail. Er

hinterließ ihr eine Nachricht, rief dann noch einmal Faiths Nummer an und hinterließ ihr, dass er unterwegs zu den Coldfields sei. Er hoffte, dass sie ihn zurückrufen und ihm ihre Adresse an der Clairmont Road durchgeben würde. Er wollte Caroline nicht noch einmal anrufen, weil sie sich wundern würde, warum ein Agent sich das alles nicht irgendwo aufgeschrieben hatte. Außerdem hatte sein Handy angefangen, klickende Geräusche von sich zu geben. Er würde bald etwas tun müssen, um es zu reparieren. Will legte es behutsam auf den Beifahrersitz. Inzwischen wurde das Ding nur noch von einer Schnur und einem Stück sich ablösenden Isolierbands zusammengehalten.

Will drehte das Radio leise, als er in die Stadt hineinfuhr. Anstatt die innerstädtische Durchgangsstraße zu benutzen, fuhr er auf die I-85. Der Verkehr an der Ausfahrt zur Clairmont war stärker als gewöhnlich, deshalb fuhr er die längere Strecke am Peachtree-DeKalb Airport entlang und durch Viertel, die kulturell so unterschiedlich waren, dass auch Faith einige der Ladenschilder nicht hätte entziffern können.

Nachdem er sich durch weiteren Verkehr gekämpft hatte, fand er sich schließlich in der richtigen Gegend wieder. Er bog in die erste gesicherte Wohnanlage gegenüber des VA Hospital ein, weil er wusste, dass er diese Suche am besten methodisch anging. Der Wachmann am Tor war höflich, aber die Coldfields standen nicht auf seiner Bewohnerliste. In der nächsten Anlage erhielt er dasselbe negative Ergebnis, aber bei der dritten, der hübschesten von allen, hatte Will endlich Erfolg.

»Henry und Judith.« Der Mann am Tor lächelte, als wären sie alte Freunde. »Ich glaube, Hank ist beim Golfspielen, aber Judith sollte zu Hause sein.«

Will wartete, denn der Wachmann musste erst bei Judith anrufen, bevor er ihn einlassen konnte. Er schaute sich die gepflegte Anlage an und spürte so etwas wie Neid. Will hatte keine Kinder, keine nennenswerte Familie. Sein Ruhestand war etwas, das ihm Sorgen machte, und schon seit seinem ersten Gehaltsscheck legte er regelmäßig etwas auf die hohe Kante. Er war nicht sehr risikofreudig, deshalb hatte er auf dem Aktienmarkt nicht viel verloren. Sein schwer verdientes Geld legte er vorwiegend in staatlichen Schatzbriefen und kommunalen Pfandbriefen an. Er hatte eine Heidenangst davor, als einsamer, alter Knacker in einem staatlichen Pflegeheim zu landen. Die Coldfields lebten die Art von

Ruhestand, die Will sich erhoffte – ein freundlicher Wachmann am Tor, gepflegte Gärten, ein Seniorenzentrum, in dem man Karten oder Shuffleboard spielen konnte.
Aber da er wusste, wie so etwas lief, würde Angie irgendeine schreckliche Krankheit bekommen, die so lange dauerte, dass sie seine gesamte Altersvorsorge aufzehren würde, bevor sie starb.
»Sie sind da, junger Mann!« Der Wachmann lächelte, unter seinem buschigen, grauen Schnurrbart zeigten sich gerade, weiße Zähne. »Hinter dem Tor links, dann noch mal links, dann rechts und Sie sind am Taylor Drive. Es ist die Nummer 1693.«
»Danke«, sagte Will, obwohl er nur den Straßennamen und die Hausnummer verstanden hatte. Der Mann hatte mit einer Handbewegung angedeutet, in welche Richtung Will fahren sollte, also fuhr er durch das Tor und bog entsprechend ab. Danach war es ein reines Ratespiel.
»Scheiße«, murmelte Will und hielt sich streng an die Beschränkung von zehn Meilen pro Stunde, während er den großen See in der Mitte des Anwesens umrundete. Die Häuser waren einstöckige Cottages, die alle gleich aussahen: verwitterte Schindeln, Garagen für je ein Auto und diverse Sammlungen von Beton-Enten und -Hasen auf den sauber gemähten Rasenflächen.
Ältere Leute gingen spazieren, und wenn sie ihm winkten, winkte er zurück, vermutlich, um den Eindruck zu erwecken, er wisse, wohin er fahre. Was nicht der Fall war. Er hielt neben einer älteren Dame in einem fliederfarbenen Sportanzug. Sie hatte Skistöcke in den Händen wie beim Nordic Walking.
»Guten Morgen«, sagte Will. »Ich suche nach sechzehn-neunzig-drei Taylor Drive.«
»Ach, Henry und Judith!«, rief die Walkerin. »Sind Sie ihr Sohn?«
Er schüttelte den Kopf. »Nein, Ma’am.« Da er niemanden beunruhigen wollte, fügte er hinzu: »Ich bin nur ein Freund der Familie.«
»Das ist ein sehr hübsches Auto, nicht?«
»Vielen Dank, Ma’am.«
»Ich könnte mich da nicht reinzwängen«, sagte sie. »Und falls ich es doch schaffen würde, würde ich nicht mehr rauskommen!«
Um höflich zu sein, lachte er mit ihr und strich dabei diese spezielle Anlage von der Liste von Orten, wo er seinen Ruhestand genießen

wollte.
Sie sagte: »Arbeiten Sie mit Judith in dem Obdachlosenheim?«
Seit seinem Verhörtraining an der GBI-Akademie war Will nicht mehr so viel gefragt worden. »Ja, Ma'am«, log er.
»Habe das da in ihrem Secondhandshop bekommen«, sagte sie und deutete auf den Sportanzug. »Sieht brandneu aus, nicht?«
»Er ist bezaubernd«, versicherte ihr Will, obwohl die Farbe nichts war, was man in der Natur finden würde.
»Sagen Sie Judith, ich habe noch mehr Kram, den ich ihr geben kann, falls sie den Laster vorbeischickt.« Sie schaute Will bedeutungsvoll an. »In meinem Alter braucht man nicht mehr so viele Sachen.«
»Ja, Ma'am.«
»Nun gut«, sagte die Frau und nickte erfreut. »Fahren Sie da vorn einfach rechts.« Er folgte der Bewegung ihrer Hand. »Der Taylor Drive liegt dann links.«
»Vielen Dank.« Er legte den Gang ein, aber sie stoppte ihn. »Wissen Sie, beim nächsten Mal wäre es einfacher, wenn Sie gleich nach dem Tor links fahren, dann sofort noch einmal links und dann …«
»Vielen Dank«, wiederholte Will und ließ das Auto anrollen. Sein Hirn würde explodieren, wenn er in dieser Anlage mit noch einem Menschen sprechen müsste. Er fuhr sehr langsam und hoffte, dass er die korrekte Richtung eingeschlagen hatte. Sein Handy klingelte, und er hätte beinahe geweint vor Erleichterung, als er sah, dass es Faith war.
Vorsichtig klappte er das kaputte Gerät auf und hielt es sich ans Ohr.
»Wie war Ihr Arzttermin?«
»Gut«, sagte sie. »Hören Sie, ich habe mit Tom Coldfield gesprochen …«
»Über ein Treffen mit ihm? Ich auch.«
»Jake Berman wird warten müssen.«
Will spürte, wie ihm die Brust eng wurde. »Mit Jake Berman habe ich schon gesprochen.«
Sie blieb still – zu still.
»Faith, es tut mir leid. Ich dachte, es wäre besser, wenn ich …« Will wusste nicht, wie er den Satz beenden sollte. Das Telefon in seiner Hand rutschte, was ein statisches Knistern produzierte. Er wartete, bis es aufgehört hatte, und wiederholte dann: »Es tut mir leid.«

Sie nahm sich schmerzhaft lange Zeit, bis sie die Axt niedersausen ließ. Als sie schließlich etwas sagte, klang ihre Stimme abgehackt, als würden ihr die Worte im Hals stecken bleiben. »Ich habe Sie wegen Ihrer Behinderung auch nicht anders behandelt.«
Genau genommen stimmte das nicht, aber er wusste, es war nicht die richtige Zeit, um sie darauf hinzuweisen. »Berman hat mir erzählt, dass Tom Coldfield am Unfallort war.« Sie schrie ihn nicht an, deshalb fuhr er fort: »Ich schätze, Judith rief ihn an, weil Henry einen Herzanfall hatte. Tom folgte ihnen in seinem Auto ins Krankenhaus. Die Polizei kam erst, als alle anderen schon weg waren.«
Sie schien sich zu überlegen, ob sie ihn anschreien oder sich als Polizistin verhalten sollte. Wie gewöhnlich behielt die Polizistin die Oberhand. »Das ist der Grund, warum Galloway seine Spielchen mit uns getrieben hat. Er wollte Rockdale County den Rücken decken.« Sie kam dann gleich zum nächsten Problem. »Und Tom Coldfield hat uns nicht gesagt, dass er am Unfallort war.«
Will wartete einen Augenblick, weil es in der Leitung wieder knisterte. »Ich weiß.«
»Er ist Anfang dreißig, eher mein Alter. Paulines Bruder war älter, nicht?«
Will wollte persönlich mit ihr darüber sprechen, nicht durch sein kaputtes Handy. »Wo sind Sie?«
»Direkt vor dem Haus der Coldfields.«
»Gut«, sagte er, überrascht, dass sie so schnell hierhergekommen war. »Ich bin gleich ums Eck. In zwei Minuten bin ich da.«
Will beendete den Anruf und legte das Handy auf den Beifahrersitz. Inzwischen ragte ein weiterer Draht zwischen den beiden Hälften heraus. Es war ein roter, und das war kein gutes Zeichen. Er schaute in den Rückspiegel. Die Walkerin kam auf ihn zu. Sie war schnell, und Will beschleunigte auf fünfzehn Meilen, um ihr zu entkommen.
Die Straßenschilder waren größer als normal, die Buchstaben leuchtend weiß auf schwarz, was für Will eine schreckliche Kombination war. Er bog ab, sobald er konnte, und machte sich nicht die Mühe, den ersten Buchstaben auf dem Schild zu entziffern. Faiths Mini würden zwischen all den Cadillacs und Buicks, die die Senioren zu bevorzugen schienen, deutlich hervorstechen.

Will fuhr zum Ende der Straße, sah aber nirgendwo einen Mini. Er bog in die nächste Straße ein und hätte beinahe die Walkerin angefahren. Sie machte eine Handbewegung, um anzudeuten, dass er das Fenster herunterkurbeln sollte.
Er setzte ein freundliches Lächeln auf. »Ja, Ma'am?«
»Gleich dort«, sagte sie und deutete zu dem Cottage an der Ecke. Dieses spezielle Modell hatte einen Rasen-Jockey vor der Tür, das weiße Gesicht frisch lackiert. Neben dem Briefkasten standen zwei große Pappkartons, beide mit schwarzem Filz-Marker beschriftet. »Ich vermute, Sie nehmen die nicht in Ihrem winzigen Auto mit.«
»Nein, Ma'am.«
»Judith meinte, ihr Sohn würde später mit dem Laster vorbeifahren.« Sie schaute zum Himmel hoch. »Besser nicht zu spät.«
»Wird sicher nicht lange dauern«, sagte Will zu der Walkerin. Diesmal schien sie nicht so erpicht darauf, die Unterhaltung fortzusetzen. Sie winkte und ging weiter die Straße entlang.
Will schaute sich die Kartons vor Judith und Henry Coldfields Haus an und musste an den Müll denken, den Jacquelyn Zabel vor dem Haus ihrer Mutter aufgebaut hatte. Wobei die Pappkartons und schwarzen Müllsäcke, die Jacquelyn am Bordstein gestapelt hatte, nicht als Müll gedacht waren. Charlie Reed hatte gesagt, er habe einen Goodwill-Laster verscheucht, kurz bevor Will und Faith eintrafen. Hatte er wirklich die Firma Goodwill gemeint, oder benutzte er den Begriff wie ein Generikum, so wie Leute zu Heftpflaster Hansaplast und zu Papiertaschentüchern Tempos sagten?
Die ganze Zeit hatten sie nach einer materiellen Verbindung zwischen den Frauen gesucht, etwas, das sie alle gemeinsam hatten. War Will gerade darüber gestolpert?
Die Haustür ging auf, und Judith trat heraus. Mit einem großen Karton in den Händen kam sie zögerlich die beiden Verandastufen herunter. Will stieg aus, lief zu ihr und fing den Karton auf, bevor sie ihn fallen ließ.
»Danke«, sagte sie. Sie war außer Atem, ihre Wangen waren gerötet. »Den ganzen Morgen versuche ich jetzt schon, dieses Zeug aus dem Haus zu bekommen, und Henry ist mir absolut keine Hilfe.« Sie ging zum Bordstein. »Stellen Sie ihn einfach da neben die anderen. Tom will später vorbeikommen und sie abholen.«

Will stellte den Karton auf den Boden. »Wie lange arbeiten Sie jetzt schon als Ehrenamtliche in dem Heim?«
»Ach …« Sie schien darüber nachzudenken, während sie zum Haus zurückging. »Ich weiß auch nicht. Seit wir hierhergezogen sind. Ich schätze, das sind jetzt ein paar Jahre. O Gott, wie die Zeit doch verfliegt.«
»Faith und ich haben eine Broschüre gesehen, als wir vorgestern im Heim waren. Da stand eine Liste mit Firmensponsoren darauf.«
»Die wollen was kriegen für ihr Geld. Sie sind nicht deshalb wohltätig, weil es moralisch richtig ist. Für sie ist das Werbung.«
»Auf der, die wir gesehen haben, war das Logo einer Bank.« Er erinnerte sich noch sehr gut an den Vierender-Hirsch unten auf der Broschüre.
»O ja. Buckhead Holdings. Sie spenden das meiste Geld, aber unter uns, es ist bei weitem nicht genug.«
Will spürte einen Schweißtropfen seinen Rücken hinunterrollen. Olivia Tanner war die PR-Managerin der Buckhead Holdings. »Was ist mit einer Anwaltskanzlei?«, fragte er. »Übernimmt irgendeine Kanzlei unentgeltlich Fälle für das Heim?«
Judith öffnete die Haustür. »Es gibt eine ganze Reihe von Kanzleien, die uns aushelfen. Wir sind ja ein Heim nur für Frauen, wissen Sie. Viele der Frauen brauchen Hilfe bei Scheidungen und einstweiligen Verfügungen. Einige haben Schwierigkeiten mit dem Gesetz. Das ist alles sehr traurig.«
»Bandle and Brinks?«, fragte Will und nannte den Namen von Anna Lindseys Kanzlei.
»Ja«, antwortete Judith lächelnd. »Die helfen uns ziemlich viel.«
»Kennen Sie eine Frau namens Anna Lindsey?«
Beim Hineingehen schüttelte sie den Kopf. »Wohnte sie im Heim? Es ist zwar eine Schande, aber es sind so viele, dass ich oft gar nicht die Zeit habe, mit jeder Einzelnen zu sprechen.«
Will folgte ihr ins Haus und schaute sich um. Es sah innen genauso aus, wie er es von außen vermutet hatte. Es gab ein großes Wohnzimmer mit Blick auf eine verglaste Veranda und den See. Die Küche lag auf der Garagenseite des Hauses, auf der anderen befanden sich die Schlafzimmer. Alle von der Diele abgehenden Türen waren geschlossen. Das Überraschendste war, dass das Haus aussah, als wäre darin ein

Osterei explodiert. Überall stand schmückender Nippes herum. Häschen in pastellfarbenen Anzügen saßen auf jeder freien Oberfläche. Körbe mit Plastikeiern auf seidig grünem Gras standen auf dem Boden herum.
Will sagte: »Ostern.«
Judith strahlte. »Es ist mir die zweitliebste Zeit des Jahres.«
Will lockerte seine Krawatte, weil er spürte, dass er am ganzen Körper zu schwitzen anfing. »Und warum?«
»Die Wiederauferstehung. Die Wiedergeburt unseres Herrn. Die Reinigung von allen unseren Sünden. Vergebung ist ein mächtiges, veränderndes Geschenk. Ich sehe das jeden Tag im Heim. Diese armen, gebrochenen Frauen. Sie wollen Erlösung. Ihnen ist gar nicht bewusst, dass diese einem nicht so einfach gewährt wird. Vergebung muss man sich verdienen.«
»Verdienen sie alle Vergebung?«
»Ich glaube, bei Ihrem Job kennen Sie die Antwort darauf besser als ich.«
»Einige Frauen sind der Gnade also nicht würdig.«
Sie hörte auf zu lächeln. »Die Menschen glauben gern, dass wir uns seit biblischer Zeit weiterentwickelt haben, aber wir leben immer noch in einer Gesellschaft, in der Frauen ausgestoßen werden, nicht?«
»Weggeworfen wie Müll?«
»Das ist ein bisschen hart, aber wir alle treffen unsere Entscheidungen.«
Wieder spürte Will Schweiß den Rücken hinunterrinnen. »Haben Sie Ostern schon immer geliebt?«
Sie rückte einem der Häschen die Fliege gerade. »Ich vermute, das kommt zum Teil daher, dass Henry wegen seiner Arbeit nur an Ostern und Weihnachten nach Hause kommen konnte. Für uns war das immer eine sehr besondere Zeit. Lieben Sie es nicht auch, mit Ihrer Familie zusammen zu sein?«
Er fragte: »Ist Henry zu Hause?«
»Im Augenblick nicht.« Sie drehte die Uhr auf ihrem Handgelenk. »Er kommt immer zu spät. Er vergisst so leicht die Zeit. Wir sollten eigentlich ins Gemeinschaftszentrum gehen, nachdem Tom die Kinder abgeholt hat.«
»Arbeitet Henry auch im Heim?«
»O nein.« Mit einem leisen Auflachen ging sie in die Küche. »Henry ist

viel zu sehr damit beschäftigt, seinen Ruhestand zu genießen. Tom hilft uns allerdings sehr viel. Er beschwert sich zwar, aber er ist ein guter Junge.«
Will erinnerte sich, dass Tom versucht hatte, einen Rasenmäher zu reparieren, als sie ihn im Wohltätigkeitsladen entdeckt hatten. »Arbeitet er vorwiegend im Laden?«
»O Gott nein, er hasst die Arbeit im Laden.«
»Was macht er dann?«
Sie nahm einen Schwamm zur Hand und wischte die Arbeitsfläche ab.
»Ein bisschen was von allem.«
»Zum Beispiel?«
Sie hörte auf zu wischen. »Wenn eine Frau rechtlichen Beistand braucht, kümmert er sich um einen Anwalt, wenn ein Kind was verschüttet, nimmt er einen Lappen zur Hand.« Sie lächelte stolz. »Wie gesagt, er ist ein guter Junge.«
»Klingt so«, pflichtete Will ihr bei. »Was tut er sonst noch?«
»Ach, dies und das.« Sie hielt inne und überlegte. »Er koordiniert die Spenden. Er ist sehr gut am Telefon. Wenn es für ihn klingt, als würde er mit jemandem sprechen, der vielleicht ein bisschen mehr geben will, fährt er mit dem Laster hin und holt die Sachen ab, und neun von zehn Mal bringt er dann zusätzlich auch noch einen Scheck mit. Ich glaube, er ist gern unterwegs und redet gern mit den Leuten. Auf dem Flughafen machte er ja den ganzen Tag nichts anderes, als irgendwelche Lichtsignale auf einem Monitor anzustarren. Wollen Sie vielleicht Eiswasser? Oder Limonade?«
»Nein, vielen Dank«, antwortete er. »Was ist mit Jacquelyn Zabel? Haben Sie diesen Namen schon einmal gehört?«
»Da klingelt bei mir was, aber ich weiß nicht genau, warum.«
»Was ist mit Pauline McGhee? Oder vielleicht Pauline Seward?«
Sie lächelte und hielt sich dabei die Hand vor den Mund. »Nein.«
Will zwang sich, die Sache langsamer anzugehen. Das erste Gebot jeder Befragung war es, selbst die Ruhe zu bewahren, denn wenn man angespannt war, konnte man nur schwer erkennen, ob es der Befragte auch war oder nicht. Judith war still geworden, als er die letzte Frage gestellt hatte, deshalb wiederholte er sie. »Pauline McGhee oder Pauline Seward?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein.«
»Wie oft holt Tom Spenden ab?«
Judiths Stimme klang plötzlich bemüht fröhlich. »Wissen Sie, so genau weiß ich das auch nicht. Ich habe meinen Kalender irgendwo da drinnen. Normalerweise streiche ich mir die Tage an.« Sie öffnete eine der Küchenschubladen und stöberte darin herum. Sie war sichtlich nervös, und er wusste, sie hatte die Schublade nur geöffnet, um ihm nicht in die Augen sehen zu müssen. Sie plapperte weiter: »Der gute Tom hat wirklich viel Zeit für uns übrig. Er engagiert sich auch sehr in der Jugendgruppe unserer Kirche. Die ganze Familie arbeitet ein Mal im Monat ehrenamtlich in der Suppenküche.«
Will ließ nicht zu, dass sie vom Thema abwich. »Fährt er allein, wenn er Spenden abholt?«
»Außer es geht um eine Couch oder sonst was Großes.« Sie schloss die Schublade und zog eine andere auf. »Ich habe keine Ahnung, wo mein Kalender ist. Die ganzen Jahre wollte ich, dass mein Mann bei mir zu Hause ist, und jetzt macht er mich verrückt, weil er dauernd Sachen verlegt.«
Will schaute zum Fenster hinaus und fragte sich, wo Faith blieb. »Die Kinder sind hier?«
Sie öffnete noch eine Schublade. »Halten ein Nickerchen im hinteren Zimmer.«
»Tom sagte, er wolle sich hier mit mir treffen. Warum hat er uns nicht gesagt, dass er am Unfallort war, als Sie mit Ihrem Auto Anna Lindsey anfuhren?«
»Was?« Sie wirkte kurzfristig verwirrt, antwortete aber dann: »Na ja, ich habe Tom angerufen, damit er zu Henry kommt. Ich dachte, er hat einen Herzanfall und dass Tom dabei sein will, falls …«
»Aber Tom hat uns nicht gesagt, dass er dort war«, wiederholte Will.
»Und Sie ebenfalls nicht.«
»Es hatte nichts …« Sie machte eine wegwerfende Handbewegung. »Er wollte bei seinem Vater sein.«
»Diese entführten Frauen waren alle vorsichtige Frauen. Sie würden nicht einfach irgendeinem Mann die Tür öffnen. Es müsste schon jemand sein, dem sie vertrauten. Jemand, von dem sie wussten, dass er käme.«
Sie hörte auf, nach ihrem Kalender zu suchen. Ihr Gesicht zeigte sehr

deutlich, was sie dachte: Dass hier etwas absolut nicht stimmte.
Will fragte: »Wo ist Ihr Sohn, Mrs Coldfield?«
Tränen traten ihr in die Augen. »Warum stellen Sie all diese Fragen nach Tom?«
»Er wollte sich hier mit mir treffen.«
Ihre Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. »Er hat gesagt, er muss nach Hause. Ich verstehe nicht …«
Plötzlich dämmerte es Will – was Faith am Telefon gesagt hatte. Sie habe bereits mit Tom Coldfield gesprochen. Jetzt war sie nicht hier, weil Tom sie zum falschen Haus geschickt hatte.
Will sagte sehr ernst: »Mrs Coldfield, ich muss wissen, wo Tom jetzt im Augenblick ist.«
Sie hielt sich die Hand vor den Mund, und Tränen liefen ihr übers Gesicht.
An der Wand hing ein Telefon. Will nahm den Hörer vom Haken. Er wählte Faiths Handynummer, aber sein Finger schaffte es nicht bis zur letzten Ziffer. Er spürte einen brennenden Schmerz im Rücken, den schlimmsten Muskelkrampf, den er je gehabt hatte. Will legte sich die Hand an die Schulter, tastete nach einem Knoten, aber alles, was er spürte, war kaltes, scharfes Metall. Als er nach unten schaute, sah er die blutige Spitze eines offensichtlich sehr langen Messers aus seiner Brust ragen.

23. Kapitel

Faith saß in ihrem Mini vor Thomas Coldfields Haus, drückte sich das Handy ans Ohr und lauschte Wills Klingelton. Er hatte gesagt, er werde in zwei Minuten hier sein, inzwischen waren es aber eher zehn. Ihr Anruf wurde auf Voicemail umgeschaltet. Will hatte sich wahrscheinlich verfahren und kreiste irgendwo auf der Suche nach ihrem Auto, weil er zu dickköpfig war, um sie um Hilfe zu bitten. Wenn sie in besserer Stimmung wäre, würde sie aussteigen und nach ihm suchen, aber sie hatte Angst davor, was sie ihrem Partner sagen würde, wenn sie ihn vor sich hätte.

Sooft sie daran dachte, dass Will sie angelogen und hinter ihrem Rücken mit Jake Berman gesprochen hatte, musste sie das Lenkrad fest umklammern, damit sie kein Loch ins Armaturenbrett schlug. So konnten sie nicht weitermachen – nicht, wenn er Faith als Beeinträchtigung sah. Wenn er glaubte, sie würde im Einsatz nicht mehr zurechtkommen, dann gab es für sie beide keinen Grund mehr zusammenzubleiben. Sie konnte viel von Wills verrücktem Blödsinn ertragen, aber sie brauchte sein Vertrauen, sonst würde ihre Partnerschaft nie funktionieren.

Faith schaute wieder auf die Uhr. Sie würde Will noch fünf Minuten geben, bevor sie allein ins Haus ging.

Die Ärztin hatte keine guten Nachrichten für sie gehabt, auch wenn Faith es törichterweise erwartet hatte. Von der Minute an, als sie den Termin mit Delia Wallace ausgemacht hatte, hatte ihre Gesundheit sich dramatisch verbessert. Sie war heute Morgen nicht in kaltem Schweiß gebadet aufgewacht. Ihr Blutzucker war hoch, aber nicht dramatisch. Sie fühlte sich klar im Kopf, konzentriert. Doch dann hatte Delia Wallace ihr den Boden unter den Füßen weggezogen.

Sara hatte im Krankenhaus einen Test angeordnet, der Aufschluss gab über Faiths Blutzuckerverlauf in den letzten Wochen. Die Ergebnisse waren nicht gut gewesen. Faith würde einen Termin mit einem Diätberater vereinbaren müssen. Dr. Wallace hatte ihr gesagt, sie müsse jede Mahlzeit und jeden Snack genau planen, eigentlich jeden einzelnen

Augenblick ihres Lebens, bis sie starb – was sowieso vor der Zeit passieren könne, weil ihr Blutzucker so wild fluktuierte, dass Dr. Wallace ihr gesagt hatte, das Beste wäre es, sie würde ein paar Wochen Urlaub nehmen und sich allein darauf konzentrieren, das Leben eines Diabetikers zu erlernen.
Sie liebte es, wenn Ärzte so etwas sagten, als bräuchte man nur mit dem Finger schnippen, um zwei Wochen Urlaub zu bekommen. Vielleicht könnte Faith nach Hawaii fliegen. Sie könnte Oprah Winfrey anrufen und sie nach dem Namen ihres persönlichen Kochs fragen.
Zum Glück hatte sie neben den schlechten auch einige gute Nachrichten erhalten. Faith hatte ihr Baby gesehen. Na ja, nicht wirklich *gesehen* – das Kind war im Augenblick kaum mehr als ein Fleck, aber sie hatte seinen Herzschlag gehört, hatte das sanfte Auf und Ab des Klümpchens in ihrem Körper gesehen, und obwohl Delia Wallace ihr immer wieder gesagt hatte, dass es dafür eigentlich zu früh sei, hätte Faith schwören können, sie habe eine winzige, kleine Hand gesehen.
Faith wählte noch einmal Wills Handynummer. Sie fragte sich, ob sein Telefon nun endgültig den Geist aufgegeben hatte. Sie verstand einfach nicht, warum er sich kein neues besorgte. Vielleicht hatte er zu dem Ding irgendeine emotionale Bindung.
Wie auch immer, er hielt sie auf. Sie öffnete die Fahrertür und stieg aus. Tom Coldfield wohnte nur zehn Minuten von der Stelle entfernt, wo seine Eltern diesen verhängnisvollen Unfall gehabt hatten. Sein Haus stand fast am Ende der Welt, der nächste Nachbar war zu Fuß kaum zu erreichen. Es war ein gesichtsloser Kasten wie die meisten modernen Vorstadthäuser. Faith war ihr eigenes Ranch-Haus lieber, trotz durchhängender Bodendielen und dem grässlichen Holzimitat der Wandtäfelung im Wohnzimmer.
Jedes Jahr, wenn sie ihre Steuerrückzahlung bekam, sagte sie sich, sie müsse mit dieser Täfelung etwas machen, und jedes Jahr schaffte es Jeremy wie durch ein Wunder, genau dann etwas zu brauchen, wenn der Scheck eintraf. Einmal hatte sie sogar geglaubt, sie würde ungeschoren davonkommen, aber der kleine Halunke brach sich den Arm, als er seinen Freunden zu beweisen versuchte, dass er mit seinem Skateboard vom Dach ihres Hauses auf eine Matratze springen konnte, die sie im Wald gefunden hatten.

Sie legte sich die Hand auf den Bauch. Die Täfelung würde so bleiben, bis sie starb.
Faith suchte in ihrer Handtasche nach ihrer Marke, während sie zur Haustür ging. Sie trug Schuhe mit Absätzen und eines ihrer hübschesten Kleider, weil es ihr an diesem Morgen aus irgendeinem Grund wichtig gewesen war, vor Delia Wallace respektabel zu erscheinen – ein lächerliches Getue, weil Faith die ganze Zeit in einem dünnen Papierkittel vor ihr gesessen hatte.
Sie drehte sich um und schaute die leere Straße entlang. Noch immer keine Spur von ihrem Partner. Sie verstand nicht, wo er so lange blieb. Am Telefon hatte Tom zu Faith gesagt, er habe Will bereits den Weg zu seinem Haus beschrieben. Trotz seiner Schwierigkeiten mit rechts/links fand Will sich für gewöhnlich in einer fremden Umgebung sehr gut zurecht. Er sollte inzwischen hier sein. Wie auch immer, zumindest ans Telefon sollte er gehen. Vielleicht hatte Angie wieder angerufen. So wütend, wie Faith im Augenblick auf Will war, hoffte sie, seine Frau wäre so charmant wie immer.
Faith klingelte und wartete zu lange, bis jemand an die Tür kam, wenn man sich überlegte, dass sie bereits seit fast einer Viertelstunde in der Einfahrt stand.
»Hi.« Die Frau, die zur Tür kam, war dünn und knochig, aber alles andere als hübsch. Sie schenkte Faith ein gezwungenes, verlegenes Lächeln. Die blondierten Haare fielen ihr schlaff in die Stirn, die Ansätze dunkelten bereits nach. Sie sah so vernachlässigt aus, wie man es tut, wenn man kleine Kinder hat.
»Ich bin Special Agent Faith Mitchell«, sagte Faith und hielt ihre Marke in die Höhe.
»Darla Coldfield.« Ihre Stimme hatte das gehauchte Flüstern, das Zartheit und Zerbrechlichkeit andeuten sollte. Sie zupfte am Kragen der dunkelroten Bluse, die sie trug. Faith sah, dass die Kante abgenutzt war und vom vielen Zerren am Saum Fäden abstanden.
»Tom meinte, er werde hier auf mich warten.«
»Er sollte jeden Augenblick hier sein.« Die Frau schien zu bemerken, dass sie die Tür blockierte. Sie trat beiseite. »Wollen Sie nicht hereinkommen?«
Faith trat in die Diele, die mit schwarzen und weißen Fliesen ausgelegt

war. Sie sah, dass der Fliesenboden bis zum hinteren Teil des Hauses reichte, in Küche und Wohnzimmer. Auch das Esszimmer und das Arbeitszimmer links und rechts der Haustür waren gefliest.
Dennoch sagte sie beiläufig, dass die Frau ein sehr schönes Zuhause habe, obwohl ihr die eigenen Schritte in den Ohren hallten, als sie zum Wohnzimmer ging. Das Mobiliar verriet den Geschmack eines Mannes. Es gab eine braune Ledercouch und einen dazu passenden Lehnsessel. Der Teppich auf dem Fliesenboden war schwarz, keine Faser und kein Staubkörnchen waren darauf zu sehen. Es gab kein Spielzeug, was merkwürdig war, da die Coldfields doch zwei Kinder hatten. Vielleicht durften sie nicht in diesem Zimmer spielen. Sie fragte sich, wo sie ihre Zeit verbrachten. Der Teil des Hauses, den sie gesehen hatte, war heiß und unbehaglich, obwohl es draußen kühl war. Faith spürte, dass ihr bald der Schweiß ausbrechen würde. Sonnenlicht strömte durch die Fenster, aber jede verfügbare Lampe brannte.
Darla fragte: »Darf ich Ihnen eine Tasse Tee anbieten?«
Faith schaute wieder auf die Uhr und fragte sich, wo Will blieb.
»Gerne.«
»Süß oder ungesüßt?«
Faiths Antwort kam nicht so automatisch, wie es hätte sein sollen.
»Ungesüßt. Wohnen Sie schon lange hier?«
»Acht Jahre.«
Das Haus sah so bewohnt aus wie ein leeres Lagerhaus. »Sie haben zwei Kinder?«
»Einen Jungen und ein Mädchen.« Sie lächelte unsicher. »Haben Sie einen Partner?«
Bei dem Verlauf dieses Gesprächs wirkte die Frage unpassend. »Ich habe einen Sohn.«
Sie lächelte und hielt sich die Hand vor den Mund. Wahrscheinlich hatte sie diese Marotte von ihrer Schwiegermutter übernommen. »Nein, ich meine jemanden, mit dem Sie arbeiten.«
»Ja.« Faith schaute sich die Familienfotos auf dem Kaminsims an. Sie stammten aus derselben Serie wie die Aufnahmen, die Judith Coldfield ihnen in dem Heim gezeigt hatte. »Könnten Sie Tom vielleicht anrufen und fragen, was ihn aufhält?«
Ihr Lächeln verschwand. »O nein. Ich will ihn nicht belästigen.«

»Es geht um eine Polizeiangelegenheit, deshalb muss ich Sie bitten, ihn zu belästigen.«
Darla presste die Lippen zusammen. Faith konnte in ihrem Gesicht nichts lesen. Es war völlig ausdruckslos. »Mein Mann lässt sich nicht gern drängen.«
»Und ich warte nicht gern.«
Darla zeigte dasselbe schwache Lächeln wie zuvor. »Ich hole Ihnen jetzt den Tee.«
Sie wandte sich zum Gehen, aber Faith fragte: »Hätten Sie was dagegen, wenn ich Ihre Toilette benutze?«
Die Hände vor der Brust gefaltet, drehte Darla sich wieder um. Ihr Gesicht war noch immer ausdruckslos. »Den Gang runter auf der rechten Seite.«
»Danke.« Faith ging in die entsprechende Richtung, und ihre Absätze klapperten wie Soldatenstiefel auf den Fliesen, als sie an einer Vorratskammer und einer Tür vorbeikam, die offensichtlich in den Keller führte. Allmählich bekam sie ein ungutes Gefühl, aber sie wusste nicht so recht, warum. Vielleicht war es Faiths instinktiver Hass auf Frauen, die sich permanent ihren Männern fügten.
Im Bad ging sie direkt zum Waschbecken und spritzte sich kaltes Wasser ins Gesicht. Das Licht war hier so intensiv wie im Wohnzimmer, und Faith legte die Schalter um, aber nichts passierte. Sie schaltete ein paar Mal ein und aus. Aber das Licht blieb an. Sie schaute hoch. In den Fassungen steckten offensichtlich Hundert-Watt-Birnen.
Faith blinzelte und dachte, dass es vielleicht nicht das Allerschlaueste war, direkt in eine brennende Glühbirne zu schauen. Sie umklammerte den Türknauf des Wäscheschranks, um sich abzustützen, bis das Schwindelgefühl wieder verging. Vielleicht sollte sie besser hier drinnen auf Will warten, anstatt auf dem Sofa zu sitzen, mit Darla Tee zu trinken und sich um Smalltalk zu bemühen. Das Bad war hübsch, aber karg eingerichtet. Der Raum war L-förmig, mit einem Wäscheschrank in dem Leerraum zwischen dem oberen und dem unteren Ende des L. Sie vermutete, dass die Waschküche hinter dieser Wand lag. Sie konnte das leise Rumpeln eines Wäschetrockners durch die Abtrennung hören.
Weil Faith ein neugieriger Mensch war, öffnete sie die Schranktür. Die Angeln quietschten leise, und sie stand da und wartete, dass Darla

Coldfield käme und sie wegen ihrer Unhöflichkeit rügte. Als das nicht passierte, schaute Faith hinein. Der Hohlraum war tiefer, als sie erwartet hatte, aber die Regalbretter waren schmal und belegt mit Stapeln ordentlich zusammengefalteter Handtücher und Bettwäsche mit Rennautos darauf, die wahrscheinlich den Kindern gehörte.
Wo waren die Kinder? Vielleicht spielten sie draußen. Faith schloss die Schranktür und schaute zu dem schmalen Fenster hinaus. Der hintere Garten war leer – nicht einmal eine Schaukel oder ein Baumhaus war zu sehen. Vielleicht schliefen die Kinder, um ausgeruht zu sein für Opas und Omas Besuch. Faith hatte Jeremy nie schlafen lassen, bevor ihre Eltern zu Besuch kamen. Sie wollte, dass ihr Vater und ihre Mutter ihn so müde machten, dass er bis zum nächsten Morgen durchschlief.
Mit einem langen Stöhnen setzte sie sich auf den Toilettensitz neben dem Waschbecken. Ihr war immer noch schwindelig, wahrscheinlich von der Hitze. Vielleicht war es aber auch ihr Blutzucker. In der Arztpraxis war er eher hoch gewesen.
Sie stellte sich ihre Handtasche auf den Schoß und suchte nach dem Messgerät. An der Wand in der Praxis hatte sie ein riesiges Plakat mit verschiedenen Gerätetypen gesehen. Die meisten davon waren entweder billig oder völlig kostenlos, weil das wirkliche Geld mit den Teststreifen, die alle Typen brauchten, verdient wurde. Jeder Hersteller hatte einen anderen, und sobald man sich für ein Messgerät entschieden hatte, war man auf diesen speziellen Streifen festgelegt. Außer man ließ das Gerät auf den Badezimmerboden fallen und es ging kaputt.
»Scheiße«, murmelte Faith und bückte sich, um das Ding aufzuheben, das ihr aus der Hand gerutscht und über den Boden geschlittert war. Sie hörte ein schwaches, sonores Geräusch, das offensichtlich von dem Gerät kam. Sie nahm es in die Hand, hielt es sich ans Ohr und horchte, ob das Geräusch sich wiederholte. Sie bückte sich noch einmal, versuchte, den Ablauf zu wiederholen, der das Geräusch in dem Gerät ausgelöst hatte. Das Geräusch kam wieder, doch diesmal eher wie etwas, das man auf einem Spielplatz hören würde – laut und hektisch.
Und es kam nicht vom Messgerät.
Konnte es eine Katze sein? Irgendein Tier, das sich in den Heizungsröhren verfangen hatte? Einmal an Weihnachten war Jeremys Wüstenmaus im Wäschetrockner zu Tode gekommen, und Faith hatte die

Maschine an einen Nachbarn verkauft, um sich nicht mit der Sauerei herumschlagen zu müssen. Aber was das hier auch war, es war am Leben und hatte offensichtlich auch vor, es zu bleiben. Sie bückte sich ein drittes Mal und horchte an dem Lüftungsgitter neben dem Toilettensockel.
Das Geräusch war nun deutlicher, aber immer noch ein bisschen gedämpft. Faith kniete sich hin und drückte ihr Ohr ans Gitter. Sie überlegte sich, welche Tiere ein solches Geräusch machen konnten. Es klang fast wie Wörter.
Hilfe.
Es war kein Tier.
Es war eine Frau, die um Hilfe rief.
Faith griff in ihre Handtasche und zog den Samtbeutel heraus, in dem sie ihre Glock aufbewahrte, wenn sie sie nicht an der Hüfte trug. Ihre Hände schwitzten.
Plötzlich klopfte es laut an der Tür; Darla. »Alles in Ordnung mit Ihnen, Agent Mitchell?«
»Mir geht es gut«, log Faith mit bemüht neutraler Stimme. Sie fand ihr Handy und versuchte zu ignorieren, dass ihre Hände angefangen hatten zu zittern. »Ist Tom schon hier?«
»Ja.« Dann verstummte die Frau. Nur dieses eine Wort hing in der Luft.
»Darla?« Es kam keine Antwort. »Darla, mein Partner ist unterwegs. Er dürfte jeden Augenblick hier sein.«
Faiths Herz pochte so heftig, dass ihre Brust schmerzte. »Darla?«
Wieder klopfte es an der Tür, doch diesmal lauter. Faith legte das Handy weg und umklammerte die Waffe mit beiden Händen, bereit, auf jeden zu schießen, der ins Bad kam. Die Glock hatte keinen konventionellen Sicherungshebel. Abfeuern konnte man sie nur, wenn man den Abzug ganz durchdrückte. Faith zielte auf die Mitte der Tür und straffte die Muskeln, um mit ganzer Kraft durchziehen zu können.
Nichts. Niemand öffnete die Tür. Der Knauf drehte sich nicht. Faith schaute schnell nach unten, suchte nach ihrem Handy. Es lag hinter der Toilette. Sie hielt die Waffe auf die Tür gerichtet, während sie sich bückte und es aufhob.
Die Tür blieb geschlossen.
Faiths Hände schwitzten so sehr, dass ihre Finger immer wieder von den

Tasten rutschten. Sie fluchte leise, als sie die Nummer falsch eintippte. Sie versuchte es noch einmal, als sie hinter sich die Schranktür quietschen hörte.
Sie drehte sich um, und jetzt zielte die Waffe genau auf Darlas Brust. Faith registrierte alles auf einmal – die Geheimtür in der Schrankwand, die Waschmaschine auf der anderen Seite, der Taser in Darlas Händen. Faith machte einen Satz zur Seite und schoss, ohne zu zielen. Die Taser-Haken sausten an ihr vorbei, die dünnen Metalldrähte schimmerten im hellen Licht, als die Haken von der Wand abprallten. Darla stand einfach nur da, den Taser in der Hand. Über ihrer rechten Schulter klaffte ein Loch in der Gipsplatte.
»Keine Bewegung«, rief Faith und hielt die Waffe auf Darlas Brust gerichtet, während sie nach dem Türknauf tastete. »Ich meine es ernst. Keine Bewegung.«
»Tut mir leid«, flüsterte die Frau.
»Wo ist Tom?« Als sie nicht antwortete, schrie sie: »Scheiße, wo ist Tom?«
Darla schüttelte nur den Kopf.
Faith stieß die Tür auf und ging, die Waffe noch immer auf Darla gerichtet, rückwärts aus dem Bad.
Zwei starke Arme umklammerten Faith von hinten – ein Mann, der Körper hart, die Kraft spürbar. Es musste Tom sein. Er hob sie in die Höhe, und ohne nachzudenken, feuerte Faith noch einmal. Der Schuss ging in die Decke. Darla stand noch immer im Wandschrank, und Faith schoss nun gezielt, sie wollte die Frau mit einer Kugel treffen, die man ihrer Waffe zuordnen konnte. Der Schuss ging daneben, Darla tauchte weg und schloss die Geheimtür hinter sich.
Faith schoss und schoss, während Tom sie rücklings in den Gang zog. Seine Hand umklammerte Faiths Handgelenk wie ein Schraubstock, ein heftiger Schmerz, und Faith war sicher, dass ein Knochen gebrochen war. Sie hielt die Waffe umklammert, solange sie konnte, aber gegen seine Kraft konnte sie nichts ausrichten. Sie ließ die Glock fallen und trat mit aller Kraft aus, griff nach allem, was sie in die Finger bekam – nach dem Türstock, der Wand, dem Knauf der Kellertür. Jeder Muskel in ihrem Körper kreischte vor Schmerz.
»Wehr dich«, murmelte Tom, die Lippen so dicht an Faiths Ohr, dass es

sich anfühlte, als wäre er in ihrem Kopf. Sie spürte, wie sein Körper auf ihren Widerstand reagierte, spürte die Lust, die ihm ihre Angst bereitete. Und sie spürte, wie aufwallender Zorn ihre Entschlossenheit stärkte. Anna Lindsey. Jacquelyn Zabel. Pauline McGhee. Olivia Tanner. Sie würde nicht zu einem seiner Opfer werden. Sie würde nicht in der Leichenhalle enden. Sie würde ihren Sohn nicht im Stich lassen. Sie würde ihr Baby nicht verlieren.

Sie drehte den Oberkörper und zerkratzte Tom das Gesicht, grub die Fingernägel in seine Augen. Sie benutzte jeden Teil ihres Körpers – Hände, Füße, Zähne –, um gegen ihn zu kämpfen. Sie würde nicht nachgeben. Sie würde ihn mit bloßen Händen töten, wenn sie musste.

»Lass mich hier raus!«, schrie jemand aus dem Keller. Das Geräusch war eine Überraschung. Einen Sekundenbruchteil lang hörte Faith auf zu kämpfen. Auch Tom hörte auf. Die Tür zitterte. »Scheiße, lass mich raus!«

Faith kam wieder zu sich. Sie trat aus, schlug um sich, tat alles, was sie konnte, um sich zu befreien. Tom hielt sie weiter umklammert, seine kräftigen Arme wie Stahlzwingen um ihren Körper. Wer hinter dieser Kellertür war, hämmerte dagegen, versuchte, sie aufzubrechen.

Faith öffnete den Mund und schrie, so laut sie konnte: »Hilfe! Hilf mir!«

»Tu's!«, schrie Tom.

Darla stand am Ende des Gangs, den neu geladenen Taser in den Händen. Faith sah ihre Glock vor den Füßen der Frau.

»Tu's!«, forderte Tom, kaum hörbar durch den Lärm des Hämmerns hinter der Tür. »Schieß auf sie!«

Faith konnte an nichts anderes denken als an das Kind in ihrem Bauch, diese winzigen Finger, diesen zarten Herzschlag, der gegen die papierdünne Brust des Babys pochte. Sie wurde völlig schlaff, entspannte jeden Muskel in ihrem Körper. Tom hatte nicht erwartet, dass sie nachgab, und er taumelte, als er plötzlich ihr ganzes Gewicht tragen musste. Sie stürzten beide zu Boden. Faith kroch über die Fliesen, griff nach der Waffe, aber er riss sie zurück wie einen Fisch am Haken.

Die Tür sprang auf, Holzsplitter spritzten in die Luft. Eine Frau stolperte, Obszönitäten schreiend, in den Gang. Ihre Hände steckten in Schellen an der Taille, die Füße waren zusammengekettet, aber sie bewegte sich mit lasergleicher Präzision, als sie ihren Körper in Toms rammte.

Faith nutzte die Ablenkung, schnappte sich die Glock, drehte sich um und zielte auf die Körper, die sich am Boden wanden.
»Wichser!«, kreischte Pauline McGhee. Sie kniete auf Toms Brust und beugte sich über ihn. Ihre Hände waren straff an einen Gürtel um ihre Taille gekettet, aber sie hatte es geschafft, ihm die Finger um den Hals zu legen. »Stirb!«, kreischte sie. Ihre Lippen waren zerfetzt. Mit all ihrer Kraft umklammerte sie Toms Hals.
»Aufhören«, keuchte Faith. Sie spürte einen tiefen, brennenden Schmerz in ihrem Bauch, als wäre etwas gerissen. Dennoch hielt sie die Waffe auf Paulines Brust gerichtet. Das Magazin der Glock war mindestens noch halb voll, und sie würde sie benutzen, wenn sie musste. »Runter von ihm«, befahl Faith.
Tom bäumte sich auf, krallte nach Paulines Händen. Pauline drückte fester zu, drehte sich auf den Knien, rammte ihr ganzes Gewicht gegen Toms Hals.
»Bring ihn um«, flehte Darla. Sie kauerte zusammengekrümmt neben der Badezimmertür, der Taser lag neben ihr. »Bitte … bring ihn um.«
»Aufhören«, befahl Faith Pauline und unterdrückte das Zittern ihrer Hände, die die Waffe fest umklammerten.
»Lassen Sie sie«, flehte Darla. »Bitte, lassen Sie sie.«
Ächzend rappelte Faith sich auf. Sie drückte Pauline die Waffe an den Kopf und bemühte sich um eine ruhige, feste Stimme. »Hören Sie sofort auf, oder ich drücke ab, so wahr mir Gott helfe.«
Pauline schaute hoch. Ihre Blicke kreuzten sich, und Faith zwang ihre ganze Entschlossenheit in ihr Gesicht, obwohl sie eigentlich nur auf die Knie fallen und beten wolle, das Leben in ihrem Bauch möge weiterbestehen.
»Lassen Sie ihn sofort los«, befahl Faith.
Pauline ließ sich Zeit damit, als hoffte sie, dass eine Sekunde Druck mehr die Sache zum Abschluss bringen würde. Sie setzte sich auf den Boden, die Hände noch immer zu Klauen gekrümmt. Tom drehte sich auf die Seite und hustete so heftig, dass sein Körper vor Anstrengung zuckte.
»Rufen Sie einen Krankenwagen«, sagte Faith, doch keiner schien sich zu rühren. Ihre Gedanken rasten. Sie sah Sterne vor den Augen. Sie musste Amanda anrufen. Sie musste Will finden. Wo war er? Warum

war er nicht hier?
»Was ist denn los mit dir?«, fragte Pauline und warf Faith einen bösen Blick zu.
In Faiths Kopf drehte sich alles. Sie sackte gegen die Wand, versuchte, nicht ohnmächtig zu werden. Sie spürte etwas Nasses zwischen ihren Beinen. Wieder brannte es in ihrem Bauch, es war fast eine Kontraktion.
»Rufen Sie einen Krankenwagen«, wiederholte sie.
»Müll …«, murmelte Tom Coldfield. »Ihr seid doch alle nichts als Müll.«
»Halt's Maul«, zischte Pauline.
Tom krächzte: »Jage mir doch diese da hinaus … und verriegle die Tür hinter ihr.«
»Halt's Maul«, wiederholte Pauline durch zusammengebissene Zähne.
Aus Toms Kehle kam ein gutturaler Ton. Er lachte. »O Absolom, ich bin erstanden.«
Pauline versuchte, sich auf die Knie aufzurichten. »Du fährst direkt in die Hölle, du krankes Arschloch.«
»Nicht«, warnte Faith und hob wieder die Waffe. »Holen Sie ein Telefon.« Sie schaute sich über die Schulter zu Darla um. »Holen Sie mein Handy aus dem Bad.«
Faith riss den Kopf herum, als Pauline sich über Tom beugte.
»Nicht«, wiederholte Faith.
Pauline grinste Tom mit hohnverzerrter Fratze an. Anstatt ihm wieder die Finger um den Hals zu legen, spuckte sie ihn an. »Georgia ist ein Staat mit Todesstrafe, du Hurensohn. Was denkst du, warum ich hierhergezogen bin?«
»Warten Sie«, sagte Faith verwirrt. »Sie kennen ihn?«
Nackter Hass blitzte aus den Augen der Frau. »Natürlich kenne ich ihn, du blöde Kuh. Er ist mein Bruder.«

24. Kapitel

Will lag auf der Seite auf Judith Coldfields Küchenboden und sah Judith in ihre Hände schluchzen. Seine Nase juckte, und das störte ihn, was ihn wunderte, da er doch ein Küchenmesser im Rücken stecken hatte. Zumindest glaubte er, dass es ein Küchenmesser war. Sooft er den Kopf drehte, um nachzusehen, wurde der Schmerz so schlimm, dass er beinahe ohnmächtig wurde.
Er blutete nicht stark. Gefährlich wurde es nur, wenn das Messer sich bewegte und die Arterie oder irgendein Blutgefäß, das es blockierte, öffnete und das Blut fließen konnte. Schon bei dem Gedanken an die reine Mechanik der Metallklinge, die da irgendwo zwischen Muskeln und Sehnen steckte, wurde ihm schwindelig. Schweiß bedeckte seinen Körper, und er fing an zu frösteln. Komischerweise war es das Schwierigste, den Hals gerade zu halten. Die Muskeln waren so angespannt, dass sein Kopf bei jedem Herzschlag pochte. Doch wenn er nur für eine Sekunde locker ließ, wurde der Schmerz in seiner Schulter so heftig, dass er den Geschmack von Erbrochenem im Mund schmeckte. Will hatte sich nie bewusst gemacht, wie viele Teile seines Körpers mit den Schultern zusammenhingen.
»Er ist ein guter Junge«, sagte Judith durch ihre Hände hindurch zu Will.
»Sie wissen gar nicht, wie gut er ist.«
»Sagen Sie es mir. Sagen Sie mir, warum Sie glauben, dass er gut ist.«
Die Frage überraschte sie. Sie schaute ihn nun endlich an, schien zu erkennen, dass er in Lebensgefahr schwebte. »Haben Sie Schmerzen?«
»Es tut ziemlich weh«, gab er zu. »Ich muss meine Partnerin anrufen. Ich muss wissen, ob es ihr gut geht.«
»Tom würde ihr nie etwas tun.«
Die Tatsache, dass sie sich gezwungen fühlte, so etwas zu sagen, jagte Will einen eisigen Schauer über den Rücken. Faith war eine gute Polizistin. Sie konnte auf sich selbst achten, außer in Situationen, in denen sie nicht dazu in der Lage war. Vor ein paar Tagen war sie ohnmächtig geworden – war im Parkhaus des Gerichtsgebäudes einfach auf den Boden gesackt.

Was, wenn sie wieder ohnmächtig wurde? Was, wenn sie ohnmächtig wurde und wieder aufwachte und sich dann in einer anderen Höhle befand, einer anderen Folterkammer, die von Tom Coldfield ausgehoben worden war?
Judith wischte sich mit dem Handrücken über die Augen. »Ich weiß nicht, was ich tun …«
Will glaubte nicht, dass sie Vorschläge erwartete. »Pauline Seward verließ vor zwanzig Jahren Ann Harbor in Michigan. Sie war siebzehn Jahre alt.«
Judith wandte den Blick ab.
Er versuchte es mit einer naheliegenden Vermutung. »In der Vermisstenanzeige zu ihrer Person heißt es, sie lief von zu Hause weg, weil ihr Bruder sie misshandelte.«
»Das stimmt nicht. Pauline hatte das … sie hatte das nur erfunden.«
»Ich habe die Akte gelesen«, log er. »Ich habe gesehen, was er ihr angetan hatte.«
»Er hat überhaupt nichts getan«, wiederholte Judith stur. »Pauline hat sich diese Sachen selbst angetan.«
»Sie verletzte sich selbst?«
»Sie verletzte sich selbst. Sie dachte sich Geschichten aus. Vom Augenblick ihrer Geburt an machte sie immer nur Schwierigkeiten.«
Will hätte schon eher darauf kommen müssen. »Pauline ist Ihre Tochter.«
Judith nickte, offensichtlich angewidert von dieser Tatsache.
»Welche Schwierigkeiten waren das?«
»Sie wollte nicht essen«, erwiderte Judith. »Sie zwang sich zu hungern. Wir gingen mit ihr von einem Arzt zum andern. Wir gaben jeden Cent aus, den wir hatten, um ihr zu helfen, und sie dankte es uns, indem sie zur Polizei ging und furchtbare Geschichten über Tom erzählte. Einfach furchtbare, furchtbare Sachen.«
»Dass er ihr etwas antat?«
Sie zögerte und nickte dann sehr knapp. »Tom hatte schon immer ein sanftes Wesen gehabt. Pauline war einfach zu …« Sie schüttelte den Kopf, offensichtlich fehlten ihr die Worte. »Sie erfand Sachen über ihn. Furchtbare Sachen. Ich wusste, dass sie nicht stimmen konnten.« Judith kehrte immer wieder zum selben Punkt zurück. »Auch als kleines

Mädchen erzählte sie schon Lügen. Sie suchte immer nach Möglichkeiten, Menschen wehzutun. Tom wehzutun.«
»Sein Name ist nicht wirklich Tom, oder?«
Sie schaute zu irgendwas hinter seiner Schulter, wahrscheinlich zum Griff des Messers. »Tom ist sein zweiter Vorname. Sein erster ist …«
»Matthias?«, vermutete er. Sie nickte wieder, und nur einen Augenblick lang gestattete Will sich einen Gedanken an Sara Linton. Sie hatte damals zwar nur einen Witz gemacht, aber sie hatte auch recht gehabt. *Finden Sie einen Kerl namens Matthias, und Sie haben Ihren Mörder.*
»Nach Judas' Verrat mussten die Apostel entscheiden, wer ihnen helfen sollte, die Geschichte von der Wiederauferstehung Jesu zu verbreiten.« Nun schaute sie ihn endlich wieder an. »Sie entschieden sich für Matthias. Er war ein heiliger Mann. Ein wahrer Jünger unseres Herrn.«
Will blinzelte den Schweiß aus den Augen. Dann sagte er zu Judith: »Jede Frau, die vermisst oder tot ist, hat eine Verbindung zu Ihrem Heim. Jackie spendete die Sachen ihrer Mutter, Olivia Tanners Bank war ein Sponsor Ihrer Arbeit. Anna Lindseys Anwaltskanzlei gab Ihnen unentgeltlich juristischen Beistand. Tom muss sie alle dort getroffen haben.«
»Das wissen Sie doch nicht.«
»Dann sagen Sie mir eine andere Verbindung.«
Judiths Augen suchten in den seinen, und er sah die Verzweiflung in ihrem Gesicht. »Pauline«, sagte sie. »Sie könnte …«
»Pauline wird vermisst, Mrs Coldfield. Sie wurde vor zwei Tagen auf einem Parkplatz entführt. Ihr sechsjähriger Sohn wurde im Auto zurückgelassen.«
»Sie hat ein Kind?« Judith öffnete schockiert den Mund. »Pauline hat ein Baby?«
»Felix. Ihr Enkel.«
Sie presste die Hand auf ihre Brust. »Die Ärzte sagten, sie könne nie – ich verstehe nicht. Wie konnte sie ein Baby bekommen? Sie sagten, sie könne nie ein Baby …« Immer wieder schüttelte sie ungläubig den Kopf. »Hatte Ihre Tochter eine Essstörung?«
»Wir versuchten, ihr Hilfe zu besorgen, aber letztendlich …« Judith schüttelte den Kopf, als wäre alles sinnlos. »Tom zog sie wegen ihres Gewichts auf, aber alle kleinen Brüder ziehen ihre größeren Schwestern

auf. Er wollte ihr nie etwas Böses. Er wollte nie …« Sie brach ab, unterdrückte ein ersticktes Schluchzen. Ihre Fassade bekam einen Riss, als sie über die Möglichkeit nachdachte, dass ihr Sohn wirklich das Monster sein könnte, das Will beschrieb. Doch sie fasste sich schnell wieder und schüttelte den Kopf. »Nein, ich glaube Ihnen nicht. Tom würde nie einem Menschen etwas tun.«
Will fing am ganzen Körper zu zittern an. Er verlor weiterhin nur relativ wenig Blut, aber sein Hirn war nicht mehr fähig, den Schmerz länger zu ignorieren. Immer wieder sackte sein Kopf nach unten, oder er schüttelte sich Schweiß aus den Augen, und dann loderte der Schmerz auf wie Höllenfeuer. Die Dunkelheit lockte ihn, die süße Erlösung des Loslassens. Er schloss für ein paar Sekunden die Augen, dann für ein paar mehr. Er schüttelte sich selbst wach und stöhnte vor Schmerz auf.
Judith sagte: »Sie brauchen Hilfe. Ich sollte Ihnen Hilfe besorgen.« Sie machte keine Anstalten, genau das zu tun. Das Telefon klingelte, doch sie starrte den Hörer an der Wand einfach nur an.
»Erzählen Sie mir von der Höhle.«
»Darüber weiß ich nichts.«
»Grub Ihr Sohn gerne Löcher?«
»Mein Sohn geht gern in die Kirche. Er liebt seine Familie. Er liebt es, den Menschen zu helfen.«
»Erzählen Sie mir von der Zahl elf.«
»Was ist damit?«
»Tom scheint davon fasziniert zu sein. Ist sein Name der Grund dafür?«
»Er mag die Zahl einfach.«
»Judas verriet Jesus. Es gab elf Apostel, bis Matthias dazukam.«
»Ich kenne meine Bibelgeschichten.«
»Hat Pauline Sie verraten? Waren Sie unvollständig, bis Ihr Sohn dazukam?«
»Das bedeutet mir nichts.«
»Tom ist besessen von der Zahl elf«, sagte Will. »Er entnahm Anna Lindsey die elfte Rippe. Er stopfte elf Mülltüten in ihren Schoß.«
»Aufhören!«, schrie sie. »Ich will nichts mehr hören.«
»Er quälte sie mit Stromstößen. Er folterte und vergewaltigte sie.«
Sie kreischte: »Er versuchte, sie zu retten!«
Die Worte hallten in dem kleinen Raum wie eine Flipperkugel, die auf

Metall trifft.
Entsetzt hielt Judith sich die Hand vor den Mund.
Will sagte: »Sie haben es gewusst.«
»Ich habe überhaupt nichts gewusst.«
»Sie müssen es doch in den Nachrichten gesehen haben. Die Namen von einigen der Frauen wurden veröffentlicht. Sie mussten sie doch von Ihrer Arbeit im Heim kennen. Sie haben Anna Lindsey auf der Straße gesehen, nachdem Henry sie mit dem Auto angefahren hatte. Sie haben Tom angerufen, damit er sie wegschafft, aber es waren zu viele Leute dabei.«
»Nein.«
»Judith, Sie wissen …«
Sie stand auf, und Will merkte, dass sie wütend war. »Ich höre mir nicht an, wie Sie Lügen über ihn verbreiten. Ich stillte ihn, als er ein Baby war. Ich hielt ihn …« Sie verschränkte die Arme vor der Brust. »Ich drückte ihn an meine Brust und versprach ihm, dass ich ihn beschützen werde.«
»Mit Pauline haben Sie das nicht gemacht?«
Ihr Gesicht wurde ausdruckslos. »Wenn Tom nicht kommt, muss ich mich wohl selbst um Sie kümmern.« Sie zog ein Messer aus dem Messerblock. »Es ist mir egal, ob ich für den Rest meines Lebens ins Gefängnis komme. Ich werde nicht zulassen, dass Sie meinen Sohn vernichten.«
»Sind Sie sicher, dass Sie das tun können? Jemanden in den Rücken zu stechen ist anders, als jemanden von vorn zu erstechen.«
»Ich werde nicht zulassen, dass Sie ihm etwas tun.« Sie hielt das Messer ungeschickt mit beiden Händen. »Ich werde es nicht zulassen.«
»Legen Sie das Messer weg.«
»Wie kommen Sie darauf, dass Sie mir sagen können, was ich zu tun habe?«
»Meine Chefin steht hinter Ihnen und richtet eine Waffe auf Ihren Kopf.«
Sie stöhnte auf, und das Geräusch verfing sich in ihrer Kehle, als sie herumwirbelte und Amanda auf der anderen Seite des Fensters stehen sah. Ohne Vorwarnung hob Judith das Messer und machte einen Satz auf Will zu. Das Fenster explodierte. Judith fiel vor ihm auf den Boden, das Messer noch immer in der Hand. Auf dem Rücken ihrer Bluse breitete sich ein perfekter Kreis aus Blut aus.

Er hörte eine Tür aufbrechen. Leute liefen herein, schwere Schuhe auf dem Boden, Befehle wurden gebellt. Will hielt es nicht mehr aus. Er ließ den Kopf sinken, und der Schmerz schoss bis in sein Innerstes. Amandas hohe Absätze tauchten in seinem Sichtfeld auf. Sie kniete sich vor ihn. Ihr Mund bewegte sich, aber Will konnte nicht hören, was sie sagte. Er wollte sie nach Faith fragen, nach ihrem Baby, aber es war zu einfach, sich der Dunkelheit zu ergeben.

DREI TAGE SPÄTER

25. Kapitel

Pauline McGhee anzusehen, fiel einem schwer, auch wenn sie jetzt ihr Kind auf ihrem Schoß hielt. Ihre Lippen waren zerfetzt von dem Metalldraht, den sie durchgebissen hatte, deshalb nuschelte sie, als sie zu sprechen versuchte. Winzige Nähte hielten ihre Haut zusammen, sodass sie aussah wie etwas aus dem Film *Frankenstein.* Und doch war es schwer, Sympathie für sie zu empfinden, vielleicht weil Pauline Faith so oft »blöde Kuh« nannte, wie es noch nie jemand getan hatte.
»Blöde Kuh«, sagte sie. »Ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll. Ich habe meine Familie seit zwanzig Jahren nicht gesehen.«
Will bewegte sich auf seinem Stuhl neben Faith. Sein Arm war mit einer Schlinge an seiner Brust fixiert, und er hatte sichtlich Schmerzen, doch er hatte darauf bestanden, bei der Befragung dabei zu sein. Faith konnte ihm nicht verdenken, dass er Antworten wollte. Leider wurde es nun sehr schnell offensichtlich, dass sie von Pauline keine bekommen würden.
»Tom hat in den letzten dreißig Jahren in sechzehn verschiedenen Städten gelebt«, sagte Will. »In zwölf davon gab es vermisste Frauen – Frauen, die entführt wurden und nie zurückkehrten. Er nahm sie sich immer paarweise. Zwei Frauen gleichzeitig.«
»Ich weiß, was ein verdammtes Paar ist.«
Will öffnete den Mund, aber Faith griff unter den Tisch und drückte sein Knie. Ihre gewohnte Taktik funktionierte nicht. Pauline McGhee war eine Überlebenskünstlerin, die bereit war, alles und jeden zu zertreten, um ihre eigene Haut zu retten. Sie hatte Olivia Tanner bewusstlos geschlagen, um dafür zu sorgen, dass sie die Erste war, die aus diesem Keller entkam. Sie hätte ihren eigenen Bruder erdrosselt, wenn Faith sie nicht davon abgehalten hätte. Sie war jemand, bei dem man mit Empathie nichts erreichte.
Faith riskierte etwas. »Pauline, hören Sie auf mit dem Unsinn. Sie wissen, dass Sie diesen Raum zu jeder Zeit verlassen können. Aber Sie bleiben aus einem bestimmten Grund hier.«
Die verletzte Frau schaute auf Felix hinunter, strich ihm über die Haare. Einen kurzen Augenblick lang wirkte Pauline McGhee beinahe

menschlich. Etwas an dem Kind veränderte sie, und Faith begriff plötzlich, dass ihre harte Schale ein Schutz gegen die Welt war, den nur Felix durchdringen konnte. Der Junge war in ihren Armen eingeschlafen, kaum dass seine Mutter sich an den Konferenztisch gesetzt hatte. Sein Daumen wanderte immer wieder zu seinem Mund, Pauline zog ihn ein paar Mal wieder heraus und gab es dann auf. Faith konnte verstehen, warum sie ihren Sohn nicht aus den Augen lassen wollte, aber das hier war kaum eine Situation, zu der man ein Kind mitbrachte.
Pauline fragte: »Hätten Sie mich wirklich erschossen?«
»Was?«, fragte Faith, obwohl sie genau wusste, was die Frau meinte.
»Im Korridor«, sagte sie. »Ich hätte ihn umgebracht. Ich wollte ihn umbringen.«
»Ich bin Polizeibeamtin«, antwortete Faith. »Es ist meine Pflicht, Leben zu schützen.«
»*Dieses* Leben?«, fragte Pauline ungläubig. »Sie wissen doch, was dieses Arschloch getan hat.« Sie deutete mit dem Kinn auf Will. »Hören Sie auf Ihren Partner. Mein Bruder hat mindestens zwei Dutzend Frauen umgebracht. Glauben Sie wirklich, er hat einen Prozess verdient?« Sie drückte die Lippen auf Felix' Kopf. »Sie hätten mich ihn töten lassen sollen. Ihn umbringen wie einen verdammten Hund.«
Faith antwortete nicht, weil es dazu nichts zu sagen gab. Tom Coldfield redete nicht. Er prahlte nicht mit seinen Verbrechen und bot nicht an, ihnen als Gegenleistung für sein Leben zu verraten, wo die Leichen vergraben waren. Er war entschlossen, ins Gefängnis zu gehen, wahrscheinlich in die Todeszelle. Er hatte nichts anderes verlangt als Brot und Wasser und seine Bibel, ein Buch, das an den Rändern mit Anmerkungen so vollgekritzelt war, dass der Text kaum noch zu lesen war.
Dennoch hatte Faith sich in den letzten Nächten im Bett herumgeworfen und diese wenigen Sekunden im Korridor immer und immer wieder durchlebt. Manchmal ließ sie Pauline ihren Bruder umbringen, manchmal musste sie die Frau letztendlich erschießen. Keines der Szenarien behagte ihr, und sie musste sich eingestehen, dass solche Gefühle nur die Zeit heilen konnte. Der Prozess der Verarbeitung wurde auch dadurch unterstützt, dass der Fall nicht mehr in Wills und Faiths Verantwortung lag. Da die Verbrechen des Matthias Thomas Coldfield

Bundesstaatengrenzen überschritten, war er jetzt das Problem des FBI. Faith durfte Pauline nur deshalb befragen, weil man glaubte, die beiden Frauen würde etwas verbinden. Das war allerdings ein großer Irrtum gewesen.
Oder vielleicht auch nicht.
Pauline fragte: »Wie weit sind Sie?«
»Zehnte Woche«, antwortete Faith. Sie war dem Wahnsinn nahe gewesen, als die Sanitäter in Tom Coldfields Haus eintrafen. Sie konnte an nichts anderes als an ihr Baby denken, ob es noch sicher war oder nicht. Auch als bereits sein Herzschlag aus dem Fötalmonitor drang, hatte sie weitergeschluchzt und die Sanitäter angefleht, sie ins Krankenhaus zu bringen. Sie war sich ganz sicher, dass sich alle irrten, dass etwas Schreckliches passiert war. Merkwürdigerweise war der einzige Mensch, der sie vom Gegenteil überzeugen konnte, Sara Linton gewesen.
Ein Pluspunkt war allerdings, dass jetzt ihre ganze Familie über ihre Schwangerschaft Bescheid wusste, dank der Schwestern im Grady, die Faith während ihres Aufenthalts in der Notaufnahme nur die »hysterische, schwangere Polizistin« nannten.
Pauline strich Felix über die Haare. »Ich wurde so fett, als ich mit ihm schwanger war. Es war abstoßend.«
»Es ist schwer«, gab Faith zu. »Aber das ist es wert.«
»Wahrscheinlich.« Sie strich mit ihren aufgerissenen Lippen über den Kopf ihres Sohns. »Er ist das einzig Gute an mir.«
Faith hatte dasselbe oft über Jeremy gesagt, aber jetzt, da sie Pauline McGhee gegenübersaß, wusste sie, was für ein Glück sie hatte. Faith hatte eine Mutter, die sie trotz all ihrer Fehler liebte. Sie hatte Zeke, auch wenn er nach Deutschland gezogen war, um von ihr wegzukommen. Sie hatte Will, und, im Guten wie im Schlechten, sie hatte Amanda. Pauline hatte niemanden – nur einen kleinen Jungen, der sie verzweifelt brauchte.
Pauline sagte: »Als ich Felix bekam, musste ich oft an sie denken. Judith. Wie konnte sie mich so sehr hassen?« Sie schaute Faith an und erwartete eine Antwort.
Faith erwiderte: »Ich weiß es nicht. Ich kann mir nicht vorstellen, dass eine Mutter ihr eigenes Kind hasst oder auch nur irgendein Kind.«

»Na ja, einige Kinder nerven einfach, aber das eigene Kind …«
Pauline schwieg lange, sodass Faith schon glaubte, sie seien wieder ganz am Anfang.
Da meldete sich Will. »Wir müssen wissen, warum das alles passiert ist, Pauline. Ich muss es wissen.«
Sie starrte zum Fenster hinaus, den Sohn dicht am Herzen. Sie sprach so leise, dass Faith sich anstrengen musste, um sie zu verstehen. »Mein Onkel vergewaltigte mich.«
Faith und Will schwiegen beide, um der Frau Freiraum zu geben.
Pauline vertraute sich ihnen an: »Ich war drei Jahre alt, dann vier, dann fast fünf. Schließlich erzählte ich meiner Großmutter, was passierte. Ich dachte, die Schlampe würde mich retten, aber sie drehte es so, als wäre ich ein Kind des Teufels.« Ihre Lippen verzogen sich zu einem bitteren Grinsen. »Meine Mutter glaubte ihnen, nicht mir. Sie schlug sich auf deren Seite. Wie immer.«
»Was ist danach passiert?«
»Wir zogen weg. Wir zogen jedes Mal um, wenn was Schlimmes passierte. Mein Dad beantragte bei der Arbeit eine Versetzung, wir verkauften das Haus und fingen noch einmal ganz von vorn an. Andere Stadt, andere Schule, dieselbe Scheißsituation.«
Will fragte: »Wann wurde es mit Tom schlimm?«
»Ich war fünfzehn.« Pauline zuckte wieder die Achseln. »Ich hatte diese Freundin, Alexandra McGhee – daher der Name, den ich bei der Änderung benutzte. Wir lebten ein paar Jahre in Oregon, bevor wir nach Ann Arbor zogen. Zu der Zeit fing es wirklich an mit Tom – wurde alles wirklich schlimm.« Ihre Stimme veränderte sich, jetzt klang es wie eine teilnahmslose Erzählung, als würde sie aus zweiter Hand etwas Alltägliches berichten und nicht die entsetzlichsten Augenblicke ihres Lebens offenbaren. »Er war besessen von mir. Als wäre er in mich verliebt. Er folgte mir überallhin, er roch an meinen Kleidern und versuchte, meine Haare zu berühren und …«
Faith versuchte, ihren Abscheu zu verbergen, aber ihr Magen zog sich zusammen bei dem Bild, das die Worte der Frau heraufbeschworen.
Pauline fuhr fort: »Plötzlich hörte Alexandra auf, zu mir zu kommen. Wir waren die besten Freundinnen. Ich wollte wissen, ob ich etwas gesagt oder etwas getan hatte …« Sie ließ den Satz unbeendet. »Tom tat

ihr weh. Ich wusste nicht, wie. Zumindest wusste ich es am Anfang nicht. Ich fand es aber bald genug heraus.«
»Was ist passiert?«
»Sie schrieb diesen Satz überall hin, immer und immer wieder. Auf ihre Bücher, auf die Sohlen ihrer Schuhe, auf den Handrücken.«
»Ich werde mir nichts versagen«, vermutete Will.
Pauline nickte. »Es war diese Übung, die einer der Ärzte im Krankenhaus mir aufgab. Ich musste diesen Satz schreiben, musste mich dazu bringen, mich nicht vollzustopfen und danach auf der Toilette zu reinigen, so als würde das alles vergehen, wenn man einen Satz nur oft genug schreibt.«
»Wussten Sie, dass Tom Alexandra zwang, diesen Satz zu schreiben?«
»Sie sah genauso aus wie ich«, gab Pauline zu. »Deshalb mochte ich sie ja so sehr. Sie war wie eine Stellvertreterin für mich – dieselbe Haarfarbe, dieselbe Größe, ungefähr dasselbe Gewicht, obwohl sie dicker aussah als ich.«
Diese Eigenschaften hatten Tom bei allen seiner Opfer angezogen: Jede Frau ähnelte seiner Schwester.
Pauline erzählte weiter: »Ich fragte ihn danach – warum er sie zwang, diesen Satz zu schreiben. Ich meine, ich war sauer, okay? Und ich schrie ihn an, und er schlug mich einfach. Nicht nur mit der flachen Hand, sondern mit der Faust. Und als ich hinfiel, prügelte er richtig auf mich ein.«
Faith fragte: »Was passierte dann?«
Pauline starrte ausdruckslos zum Fenster hinaus, als wäre sie allein im Zimmer. »Alexandra und ich waren im Wald. Wir gingen nach der Schule dorthin, um zu rauchen. An dem Tag, an dem Tom mich schlug, traf ich sie da draußen. Zuerst wollte sie nichts sagen, aber dann brach sie zusammen. Schließlich erzählte sie mir, dass Tom sie in den Keller unseres Hauses schleppte und ihr dort wehtat. Schlimm wehtat.« Sie schloss die Augen. »Alexandra ließ es über sich ergehen, weil Tom sagte, wenn sie es nicht tue, würde er es auch mit mir machen. Sie schützte mich.«
Sie öffnete die Augen und schaute Faith mit überraschender Intensität an. »Alexandra und ich redeten darüber, was wir tun sollten. Ich sagte ihr, es bringe nichts, es meinen Eltern zu erzählen, denn es würde nichts

passieren. Also beschlossen wir, zur Polizei zu gehen. Da war dieser Polizist, den ich kannte. Nur, ich vermute, dass Tom uns in den Wald folgte. Er beobachtete uns ja immer. Er hatte dieses Babyphon, das er in meinem Zimmer versteckte. Er belauschte uns und …« Sie zuckte die Achseln, und Faith konnte sich gut vorstellen, was Tom getan hatte, während er seine Schwester und ihre Freundin belauschte.
Pauline fuhr fort: »Wie auch immer, Tom fand uns im Wald. Er schlug mir mit einem Stein auf den Hinterkopf. Ich weiß nicht, was er mit Alexandra machte. Danach sah ich sie eine Weile nicht. Ich glaube, er bearbeitete sie, versuchte, sie zu brechen. Das war das Schwierigste. War sie tot? Schlug er sie? Folterte er sie? Oder vielleicht hatte er sie auch gehen lassen, und sie hielt den Mund, weil sie Angst vor ihm hatte.« Sie schluckte. »Aber das war es gar nicht.«
»Was war es dann?«
»Er hatte sie wieder dort unten in diesem Keller. Bereitete sie für die wirklich schlimmen Sachen vor.«
»Da unten hörte sie niemand?«
Pauline schüttelte den Kopf. »Dad war nicht da, und Mom …« Sie schüttelte noch einmal den Kopf. Faith war überzeugt, dass sie nie erfahren würden, was Judith Coldfield wirklich über die sadistischen Umtriebe ihres Sohns gewusst hatte.
Pauline sagte: »Ich weiß nicht, wie lange es dauerte, aber irgendwann landete Alexandra am selben Ort wie ich.«
»Wo war das?«
»Unter der Erde«, sagte sie. »Es war dunkel. Wir hatten die Augen verbunden. Er steckte uns Watte in die Ohren, aber einander konnten wir noch hören. Wir waren gefesselt. Trotzdem … wir wussten, dass wir unter der Erde waren. Es gibt da so einen Geschmack, okay? Irgendwie ein feuchter, schmutziger Geschmack, den man in den Mund bekommt. Er hatte eine Höhle ausgehoben. Er muss Wochen dafür gebraucht haben. Er hatte es immer schon genossen, alles zu planen, jedes kleine Detail zu kontrollieren.«
»War Tom danach die ganze Zeit bei Ihnen?«
»Anfangs nicht. Ich schätze, er arbeitete noch immer an seinem Alibi. Für ein paar Tage ließ er uns einfach da unten liegen – gefesselt, sodass wir uns nicht rühren, nichts sehen und kaum etwas hören konnten.

Anfangs schrien wir, aber …« Sie schüttelte den Kopf, als könne sie damit die Erinnerung verscheuchen. »Er brachte uns Wasser, aber kein Essen. Ich schätze, eine Woche verging so. Ich war okay – ich hatte es schon viel länger ohne Essen ausgehalten. Aber Alexandra … Sie brach zusammen, weinte die ganze Zeit und bat mich, irgendetwas zu tun, um ihr zu helfen. Dann kam Tom, und ich flehte ihn an, ihr den Mund zu stopfen, irgendwas zu tun, damit ich sie nicht hören musste.« Wieder verstummte sie, anscheinend versunken in ihre Erinnerungen. »Und dann eines Tages änderte sich etwas. Er fing an, uns richtig zu bearbeiten.«
»Was tat er?«
»Zuerst redete er nur. Er hatte es ja mit diesem Bibelzeug – Zeug, das meine Mutter ihm in den Kopf gesetzt hatte, dass er der Ersatz für Judas sei, der Jesus verraten hatte. Sie sagte immer, dass ich sie verraten habe, dass sie mich unter ihrem Herzen getragen habe, damit ich ein gutes Kind werde, aber dass ich mich als verderbt erwiesen und ihre Familie mit meinen Lügen dazu gebracht habe, sie zu hassen.«
Faith zitierte den letzten Satz, den sie von Tom Coldfield gehört hatte. »O Absolom, ich bin erstanden.«
Pauline schauderte, als würden die Worte ihr tief ins Herz stechen. »Das ist aus der Bibel. Amnon vergewaltigte seine eigene Schwester, und nachdem er mit ihr fertig war, verstieß er sie als Hure.« Ihre zerfetzten Lippen verzogen sich zu einer Art Lächeln. »Absolom war Amnons Bruder. Er tötete ihn für die Vergewaltigung ihrer Schwester.« Sie lachte hart auf. »Schade, dass ich keinen zweiten Bruder hatte.«
»War Tom schon immer von Religion besessen?«
»Keine reguläre Religion. Keine normale. Er verdrehte die Bibeltexte so, dass sie zu dem passten, was er gerade tun wollte. Darum hielt er mich und Alexandra ja unter der Erde fest – damit wir die Chance bekämen, wie Jesus wiedergeboren zu werden.« Sie schaute Faith an. »Verrückte Scheiße, was? Stundenlang schwadronierte er, sagte uns, wie schlecht wir seien und dass er uns erlösen werde. Manchmal berührte er mich, aber ich konnte nichts sehen …« Sie schauderte, ihr ganzer Körper erbebte. Felix rührte sich, aber sie wiegte ihn wieder in den Schlaf.
Faith spürte ihr Herz in der Brust hämmern. Sie dachte an ihren Kampf mit Tom, seinen heißen Atem in ihrem Ohr, als er ihr sagte: »Wehr dich.«

Will fragte: »Was tat Tom, als er aufhörte, mit Ihnen und Alexandra zu reden?«
»Was meinen Sie, was er tat?«, fragte sie sarkastisch. »Er wusste nicht, was er tat, aber er wusste, es machte ihm Spaß, uns wehzutun.« Sie schluckte, ihre Augen füllten sich mit Tränen. »Es war unser erstes Mal – für beide von uns. Wir waren erst fünfzehn. Damals vögelten Mädchen noch nicht herum. Wir waren keine Engel oder so, aber wir waren auch keine Schlampen.«
»Was tat er sonst noch?«
»Er hungerte uns aus. Nichts von dem, was er mit den anderen Frauen machte, aber es war schlimm genug.«
»Die Mülltüten?«
Sie nickte knapp. »Wir waren Müll für ihn. Nichts als Müll.«
Genau das hatte Tom im Korridor gesagt.
»Hat denn niemand Sie oder Alexandra vermisst, als Sie beide in der Höhle waren?«
»Sie dachten, wir wären durchgebrannt. Mädchen machen das, nicht? Sie laufen einfach von zu Hause weg, und wenn die Eltern dann sagen, dass die Mädchen schlecht sind, dass sie immer nur lügen und man ihnen nicht trauen kann, dann ist das keine große Sache, oder?« Sie ließ ihnen keine Zeit für eine Antwort. »Ich wette, Tom kriegte einen Steifen, als er die Polizei anlog und sagte, er hätte keine Ahnung, wo wir sind.«
»Wie alt war Tom, als das passierte?«
»Drei Jahre jünger als ich.«
»Zwölf«, sagte Will.
»Nein«, korrigierte ihn Pauline. »Sein Geburtstag stand noch bevor. Er war erst elf, als es passierte. Einen Monat später wurde er zwölf. Mom veranstaltete eine Party. Der kleine Freak war auf Kaution draußen, und sie gab für ihn eine Geburtstagsparty.«
»Wie kamen Sie aus der Höhle wieder raus?«
»Er ließ uns gehen. Er sagte, er würde uns umbringen, wenn wir irgendjemandem etwas sagten, aber Alexandra sagte es ihren Eltern trotzdem, und sie glaubten ihr.« Sie lachte schnaubend. »Ich wäre am Arsch gewesen, wenn sie ihr nicht geglaubt hätten.«
»Was passierte mit Tom?«
»Er wurde verhaftet. Die Polizei rief an, und Mom brachte ihn aufs

Revier. Sie kamen ihn nicht holen. Sie nahmen ihn nicht fest. Sie riefen einfach bei uns an und sagten, man solle ihn bringen.« Sie hielt inne, um sich zu sammeln. »Tom wurde psychiatrisch begutachtet. Da gab es dieses ganze Gerede, man solle ihn in ein Erwachsenengefängnis stecken, aber er war doch noch ein Kind, und die Seelenklempner zeterten, dass er unbedingt Hilfe brauche. Tom konnte jünger aussehen, wenn er wollte – sehr viel jünger, als er tatsächlich war. Verwirrt, als könne er gar nicht verstehen, warum die Leute all das Schlechte über ihn sagten.«
»Wie entschieden die Gerichte?«
»Es wurde irgendwas diagnostiziert. Ich weiß auch nicht. Wahrscheinlich, dass er ein Psychopath war.«
»Wir haben seine Air-Force-Unterlagen. Haben Sie gewusst, dass er gedient hat?« Pauline schüttelte den Kopf, und Faith sagte: »Sechs Jahre. Er wurde in Ehren entlassen.«
»Was soll das heißen?«
»Man muss da zwischen den Zeilen lesen. Ich vermute, die Air Force wollte seine Störung nicht behandeln, oder sie wusste nicht, wie, deshalb boten sie ihm eine ehrenvolle Entlassung an, und er akzeptierte.« Tom Coldfields militärische Unterlagen waren in einer Art truppeninternem Code geschrieben, den nur erfahrene Veteranen verstehen konnten. Als Arzt hatte Faiths Bruder Zeke alle Signale erkannt. Der letzte Sargnagel war die Tatsache, dass Tom als Reservist nie zum Dienst in den Irak eingezogen worden war, obwohl in der heißen Phase des Krieges Einberufungsstandards so gut wie nicht mehr existierten.
Will fragte: »Was passierte mit Tom in Oregon?«
Pauline drückte sich sehr maßvoll aus. »Er sollte eigentlich in die staatliche Klinik kommen, aber Mom redete mit dem Richter und meinte, wir hätten Familie weiter im Osten und könnten ihn dort in ein Krankenhaus stecken, sodass er Menschen nahe sein könnte, die ihn liebten. Der Richter war einverstanden. Ich schätze, die waren alle einfach froh, uns los zu sein. Fast so wie in der Air Force, nicht? Aus den Augen, aus dem Sinn.«
»Brachte Ihre Mutter ihn in eine Klinik?«
»Wo denken Sie hin?« Sie lachte. »Natürlich nicht. Meine Mutter machte die gleiche Scheiße noch einmal. Sie sagte, Alexandra und ich

hätten gelogen, dass wir davongerannt und von einem Fremden misshandelt worden wären und dass wir versuchen würden, es Tom anzuhängen, weil wir ihn hassten und wollten, dass die Leute Mitleid mit uns haben.«
Faith spürte Übelkeit in der Magengrube und fragte sich, wie eine Mutter so blind sein konnte für das Leiden ihres Kindes.
Will fragte: »War das der Zeitpunkt, als Ihre Familie ihren Namen in Coldfield änderte?«
»Nach dem, was mit Tom passiert war, änderten wir den Namen in Seward. Es war nicht einfach. Es waren Konten umzuschreiben und alle möglichen Dokumente einzureichen, um alles legal zu machen. Mein Dad fing an, Fragen zu stellen. Er war nicht gerade glücklich, weil er jetzt tatsächlich etwas *tun* musste, wissen Sie. Ins Gerichtsgebäude gehen, sich Kopien der Geburtsurkunden besorgen, Formulare ausfüllen. Sie waren gerade mitten bei der Namensänderung, als ich davonlief. Ich schätze, sie änderten den Namen wieder zurück in Coldfield, als sie Michigan verließen. Es war ja nicht so, dass Oregon Tom im Auge behielt. Was sie anging, war dieser Fall abgeschlossen.«
»Haben Sie von Alexandra McGhee je wieder was gehört?«
»Sie brachte sich um.« Paulines Stimme war so kalt, dass Faith ein Schauer über den Rücken lief. »Ich schätze, sie hielt es einfach nicht mehr aus. Einige Frauen sind eben so.«
Will fragte: »Sind Sie sicher, dass Ihr Vater nicht wusste, was los war?«
»Er wollte es nicht wissen«, antwortete Pauline. Bestätigen konnte man das allerdings nicht mehr. Henry Coldfield hatte einen massiven Herzinfarkt erlitten, als er hörte, was mit seiner Frau und seinem Sohn passiert war. Er war noch auf dem Weg ins Krankenhaus gestorben.
Will ließ jedoch nicht locker. »Ihrem Vater fiel nie auf …«
»Er war die ganze Zeit unterwegs. Er war wochenlang weg, manchmal sogar einen ganzen Monat. Und auch wenn er zu Hause war, war er nie wirklich da. Er flog seine Maschine oder ging auf die Jagd oder spielte Golf oder tat einfach, was er gerade tun wollte.« Pauline wurde mit jedem Wort wütender. »Sie hatten so eine Art Abmachung, wissen Sie? Sie kümmerte sich um das Haus, bat ihn nie um Mithilfe, und er konnte tun und lassen, was er wollte, solange er nur seinen Gehaltsscheck ablieferte und keine Fragen stellte. Schönes Leben, was?«

»Hat Ihr Vater Ihnen je was getan?«
»Nein. Er war nie da, um mir was zu tun. Wir sahen ihn an Weihnachten und Ostern. Das war's so ziemlich.«
»Warum Ostern?«
»Das weiß ich nicht. Es war für meine Mutter immer was Besonderes. Sie färbte Eier und hängte Girlanden auf und so Sachen. Sie erzählte Tom die Geschichte seiner Geburt und dass er was ganz Besonderes sei, dass sie sich so unbedingt einen Sohn gewünscht habe und dass er ihr Leben erst vollständig gemacht habe.«
»Ist das der Grund, warum Sie gerade an Ostern davongelaufen sind?«
»Ich lief weg, weil Tom im Hinterhof schon wieder ein Loch grub.«
Faith ließ ihr einen Augenblick Zeit, damit sie ihre Gedanken ordnen konnte. »Das war in Ann Arbor?«
Pauline nickte mit abwesendem Gesichtsausdruck. »Anfangs erkannte ich ihn gar nicht, wissen Sie?«
»Als er Sie entführte?«
»Es ging so schnell. Ich war so verdammt froh, Felix zu sehen. Ich dachte, ich hätte ihn verloren. Und dann fing mein Hirn an zu begreifen, dass es Tom war, der da stand, aber da war es schon zu spät.«
»Sie erkannten ihn?«
»Ich *spürte* ihn. Ich kann es nicht beschreiben. Ich wusste einfach mit jeder Faser meines Körpers, dass er es war.« Sie schloss für einige Sekunden die Augen. »Als ich im Keller wieder zu mir kam, konnte ich ihn noch immer spüren. Ich weiß nicht, was er mit mir gemacht hat, als ich ohnmächtig war. Ich weiß nicht, was er getan hat.«
Bei dem Gedanken musste Faith ein Schaudern unterdrücken. »Wie hat er Sie eigentlich gefunden?«
»Ich glaube, er wusste immer, wo ich war. Er kann sehr gut Leute aufspüren, sie beobachten, ihre Lebensgewohnheiten herausfinden. Ich schätze, ich habe es ihm auch nicht allzu schwer gemacht, indem ich Alexandras Name benutzte.« Sie lachte humorlos auf. »Vor eineinhalb Jahren rief er mich bei der Arbeit an. Können Sie das glauben? Wie wahrscheinlich ist es, dass ich einen solchen Anruf entgegennehme und Tom am anderen Ende ist?«
»Wussten Sie sofort, dass der Anrufer Tom war?«
»Verdammt, nein. Sonst hätte ich mir Felix geschnappt und wäre

davongerannt.«
»Was wollte er, als er anrief?«
»Ich hab’s Ihnen doch gesagt. Es war ein Werbe-Anruf.« Sie schüttelte ungläubig den Kopf. »Er erzählte mir von dem Heim, dass sie Spenden entgegennehmen und dafür Blankoquittungen ausstellen. Wir haben sehr viele reiche Kunden, und sie geben ihre Möbel für wohltätige Zwecke weg, um Steuern zu sparen. So haben sie ein besseres Gefühl, wenn sie eine Einrichtung für fünfzigtausend Dollar entsorgen und dafür eine für achtzigtausend kaufen.«
Faith konnte sich diese Beträge kaum vorstellen. »Also haben Sie beschlossen, Ihre Mandanten an das Heim zu verweisen?«
»Ich hatte die Nase voll von Goodwill. Die nennen einem eine Zeitspanne, zwischen zehn Uhr und Mittag zum Beispiel. Wer kann denn auf so was warten? Meine Kunden sind alle Millionäre. Sie können nicht den ganzen Vormittag herumsitzen und warten, dass irgendein Obdachloser auftaucht. Tom sagte, das Heim mache Termine aus und halte sie auch ein. Und das war auch immer so. Sie waren freundlich und sauber, was schon viel heißt, das können Sie mir glauben. Ich habe jedem geraten, sich an sie zu wenden.« Sie merkte erst jetzt, was sie eben gesagt hatte. »Ich habe es jedem gesagt.«
»Auch den Frauen in Ihrem Chatroom?«
Sie schwieg.
Faith berichtete ihr, was sie in den letzten beiden Tagen herausgefunden hatten. »Anna Lindseys Kanzlei fing vor sechs Monaten an, dem Heim unentgeltlich juristischen Beistand zu leisten. Olivia Tanners Bank wurde letztes Jahr zum Großsponsor. Jackie Zabel rief das Heim an, damit sie Sachen aus dem Haus ihrer Mutter abholen. Sie alle hatten irgendwo von dem Heim gehört.«
»Das … das wusste ich nicht.«
Es war ihnen noch immer nicht gelungen, in diesen Chatroom einzudringen. Die Site war viel zu gut geschützt, und das Knacken des Passworts war dem FBI nicht mehr sonderlich wichtig, weil der Täter ja bereits im Gefängnis saß. Doch Faith brauchte die Bestätigung. Sie musste sie von Pauline bekommen. »Sie haben in dem Chatroom über das Heim geschrieben, nicht?«
Pauline antwortete noch immer nicht.

»Sagen Sie es mir«, sagte Faith, und aus irgendeinem Grund funktionierte die Aufforderung.
»Ja. Ich habe darüber geschrieben.«
Faith hatte nicht gemerkt, dass sie den Atem angehalten hatte. »Woher wusste Tom, dass sie alle Essstörungen hatten?«
Pauline hob den Kopf. Auf ihre Wangen war ein wenig Farbe zurückgekehrt. »Woher wussten Sie es?«
Faith überlegte. Sie wusste es, weil sie das Leben der Frauen recherchiert hatte, so methodisch, wie Tom Coldfield es getan hatte. Er war ihnen gefolgt, hatte ihre intimsten Momente ausspioniert. Und keine von ihnen hatte gemerkt, dass er es tat.
Pauline fragte: »Geht es der anderen Frau gut? Diejenige, mit der ich zusammen war?«
»Ja.« Olivia Tanner ging es so gut, dass sie sich weigerte, mit der Polizei zu reden.
»Sie ist ein zähes Ding.«
»Das sind Sie auch«, entgegnete Faith. »Vielleicht hilft es Ihnen, wenn Sie mit ihr reden.«
»Ich brauche keine Hilfe.«
Faith ging erst gar nicht darauf ein.
Pauline sagte: »Ich wusste, dass Tom mich irgendwann finden würde. Ich trainierte die ganze Zeit dafür, um sicherzustellen, dass ich ohne Essen auskam und dass ich durchhalten konnte.« Sie erklärte: »Als ich und Alexandra es waren, misshandelte er immer diejenige, die am lautesten schrie, die als Erste zusammenbrach. Ich sorgte dafür, dass ich es nicht war. So half ich mir selbst.«
Will fragte: »Fragte Ihr Vater nie, warum Ihre Mutter den Namen ändern und wegziehen wollte?«
»Sie sagte ihm, sie wolle es, um Tom einen Neuanfang zu ermöglichen – um uns allen einen Neuanfang zu ermöglichen.« Sie lachte humorlos auf und richtete die nächsten Worte an Faith: »Es geht immer um die Jungs, nicht? Mütter und ihre Söhne. Scheiß auf die Töchter. Nur ihre Söhne lieben sie wirklich.«
Faith legte sich die Hand auf den Bauch. Die Geste war ihr in den letzten Tagen zur zweiten Natur geworden. Die ganze Zeit hatte sie gedacht, dass das Kind in ihr ein Junge war, ein zweiter Jeremy, der ihr Bilder

malen und ihr vorsingen würde. Noch ein Knirps, der mit stolzgeschwellter Brust seinen Freunden erzählen würde, dass seine Mutter eine Polizistin war. Noch ein junger Mann, der mit Frauen respektvoll umging. Noch ein Erwachsener, der von seiner alleinerziehenden Mutter wusste, wie schwierig es war, das schwache Geschlecht zu sein.
Jetzt betete Faith, dass sie eine Tochter bekommen würde. Jede Frau, die sie bei diesem Fall kennengelernt hatte, hatte einen Weg gefunden, sich selbst zu hassen, lange bevor Tom Coldfield sie in die Finger bekam. Sie waren es gewöhnt, ihrem Körper alles zu entziehen, von Nahrung über Wärme bis hin zu etwas so Lebenswichtigem wie Liebe. Faith wollte ihrem eigenen Kind einen anderen Weg zeigen. Sie wollte ein Mädchen, das sie so erziehen konnte, dass es vielleicht eine Chance hatte, sich selbst zu lieben. Sie wollte sehen, wie aus diesem Mädchen eine starke Frau wurde, die ihren Wert in der Welt kannte. Und sie wollte, dass keines ihrer Kinder je einen Menschen kennenlernte, der so verbittert und geschädigt war wie Pauline McGhee.
Will sagte zu Pauline: »Judith ist im Krankenhaus. Die Kugel hat ihr Herz knapp verfehlt.«
Tränen traten Pauline in die Augen, und Faith fragte sich, ob es in ihr noch einen Teil gab, wie klein auch immer, der eine Beziehung zu ihrer Mutter wollte.
Faith bot ihr an: »Ich könnte Sie zu Judith fahren, wenn Sie wollen.«
Sie lachte schnaubend auf und wischte sich wütend die Tränen weg. »Bloß nicht. Sie war nie für mich da. Und jetzt werde ich mit Sicherheit nicht für sie da sein.« Sie schob sich ihren Sohn auf die Schulter. »Ich muss ihn nach Hause bringen.«
Will sagte: »Könnten Sie vielleicht einfach …«
»Einfach was?«
Darauf hatte er keine Antwort. Pauline stand auf und ging zur Tür. Während sie nach dem Knauf griff, versuchte sie, Felix festzuhalten.
Faith sagte: »Wahrscheinlich wird sich das FBI mit Ihnen in Verbindung setzen.«
»Das FBI kann mich am Arsch lecken.« Sie schaffte es, die Tür zu öffnen. »Und Sie ebenfalls.«
Faith schaute ihr nach, wie sie den Gang hinunterging und sich Felix an

die andere Schulter legte, als sie zu den Aufzügen abbog. »O Gott«, sagte sie leise. »Es ist schwer, Mitleid mit ihr zu haben.«
»Sie haben genau das Richtige getan«, erwiderte Will.
Faith sah sich nun wieder in Tom Coldfields Korridor, ihre Waffe an Paulines Kopf, während Tom sich am Boden aufbäumte. Sie waren nicht dafür ausgebildet, einen Verdächtigen kampfunfähig zu schießen. Sie waren dafür ausgebildet, eine schnelle Kugel mitten ins Herz zu schießen.
Außer man war Amanda Wagner. Dann feuerte man eine einzelne Kugel, die genug Schaden anrichtete, um die Person zu Boden zu werfen, ohne ihr das Leben zu nehmen.
Will fragte: »Wenn Sie es noch einmal machen müssten, würden Sie Pauline Tom umbringen lassen?«
»Ich weiß es nicht«, gestand Faith. »Ich funktionierte auf Autopilot. Ich tat einfach, wozu ich ausgebildet bin.«
»Wenn man sich überlegt, was Pauline alles durchgemacht hat …«, setzte Will an, redete aber nicht weiter. »Sie ist nicht sehr nett.«
»Sie ist eine kaltblütige Schlampe.«
»Bin überrascht, dass ich mich nicht in sie verliebt habe.«
Faith lachte. Sie hatte Angie im Krankenhaus gesehen, als sie Will aus dem Operationssaal brachten. »Wie geht’s Mrs Trent?«
»Sie sorgt dafür, dass die Beiträge für meine Lebensversicherung immer pünktlich bezahlt werden.« Er zog sein Handy heraus. »Ich sagte ihr, ich würde um drei Uhr wieder zurück sein.«
Faith sagte nichts zu dem neuen Handy oder der argwöhnischen Miene auf seinem Gesicht. Sie vermutete, dass Angie Polaski jetzt wieder ein Teil von Wills Leben war. Faith musste sich einfach an sie gewöhnen, so wie man eine unangenehme Schwägerin tolerierte oder die unausstehlich nuttige Tochter des Chefs.
Will schob seinen Stuhl zurück. »Schätze, ich sollte los.«
»Soll ich Sie nach Hause fahren?«
»Ich gehe zu Fuß.«
Er wohnte nur wenige Blocks entfernt, aber noch vor weniger als zweiundsiebzig Stunden hatte er im OP gelegen. Faith wollte protestieren, aber Will stoppte sie.
»Sie sind eine gute Polizistin, Faith, und ich bin froh, dass Sie meine

Partnerin sind.«
Nur wenige Dinge, die er ihr hätte sagen können, hätten sie mehr verblüfft. »Wirklich?«
Er bückte sich und küsste sie auf den Kopf. Bevor sie reagieren konnte, sagte er zu ihr: »Wenn Sie Angie je so auf mir sehen, warnen Sie sie nicht, okay? Einfach abdrücken.«

Epilog

Sara trat einen Schritt zurück und ließ die Sanitäter ihren Patienten aus dem Trauma-Raum schieben. Der Mann war frontal mit einem Motorradfahrer kollidiert, der gedacht hatte, rote Ampeln würden nur für Autos gelten. Der Motorradfahrer war tot, aber der Autofahrer hatte eine gute Chance, da er angeschnallt gewesen war. Sara wunderte sich ständig über die Menge der Leute, die sie in der Notaufnahme des Grady sah und die meinten, Sicherheitsgurte seien unnötig. In ihren Jahren als Coroner im Grant County hatte sie fast ebenso viele in der Leichenhalle gesehen.
Mary kam in den Raum, um für den nächsten Patienten aufzuräumen.
»Gute Lebensrettung«, sagte sie.
Sara musste lächeln. Im Grady sah man nur die schlimmsten der schlimmen Fälle. So etwas hörte sie nicht sehr oft.
»Wie geht’s dieser hysterischen, schwangeren Polizistin? Mitchell?«
»Faith«, sagte Sara. »Gut, glaube ich.« Sie hatte mit Faith nicht gesprochen, seit sie vor zwei Wochen mit dem Hubschrauber in die Notaufnahme gebracht worden war. Sooft Sara daran dachte, zum Hörer zu greifen und sie anzurufen, hinderte sie irgendetwas daran. Faith hatte ihrerseits auch nicht angerufen. Wahrscheinlich war es ihr peinlich, dass Sara sie in einem so erbärmlichen Zustand gesehen hatte. Für eine Frau, die sich noch nicht sicher gewesen war, ob sie das Baby behalten wollte oder nicht, hatte Faith geweint wie ein Kind, als sie glaubte, sie hätte es verloren.
Mary fragte: »Ist Ihre Schicht nicht schon vorbei?«
Sara schaute auf die Uhr. Seit zwanzig Minuten war ihre Schicht zu Ende. Sie deutete auf diversen Abfall, den sie einfach zu Boden geworfen hatte, als sie um das Leben ihres Patienten gekämpft hatte.
»Gehen Sie schon«, sagte Mary zu ihr. »Sie waren die ganze Nacht hier.«
»Sie ebenfalls«, erinnerte Sara sie, aber man brauchte ihr nicht zweimal zu sagen, dass sie gehen sollte.
Sara ging den Gang entlang zum Ärztezimmer und musste dabei Rollbahren ausweichen. Wieder stapelten sich die Patienten wie

Sardinen, und sie tauchte unter der Klapptheke der Schwesternstation hindurch, um so schnell wie möglich von ihnen wegzukommen. Im Fernseher über dem Schreibtisch lief CNN; sie sah, dass Tom Coldfields Fall noch immer Schlagzeilen machte.

So groß die Geschichte war, Sara fand es bemerkenswert, dass sich nicht mehr Leute gemeldet hatten, um ihre Version der Ereignisse zu erzählen. Sie hatte nicht erwartet, dass Anna Lindsey sich für Geld ausbeuten ließ, dass jedoch auch die beiden anderen überlebenden Frauen ähnlich verschlossen waren, war in einer Zeit sofortiger Film- und TV-Exklusiv-Verträge überraschend. Aus den Nachrichten hatte Sara erfahren, dass mehr hinter der Geschichte steckte, als das GBI preisgab, aber sie fand so gut wie niemanden, der bereit war, ihr die ganze Wahrheit zu erzählen.

Dass sie es nicht versucht hatte, konnte man ihr auf jeden Fall nicht vorwerfen. Faith war unfähig gewesen, ihr irgendetwas zu sagen, als man sie in die Notaufnahme brachte, aber Will Trent hatte man über Nacht zur Beobachtung hierbehalten. Das Küchenmesser hatte alle wichtigen Arterien verfehlt, seine Sehnen waren jedoch eine andere Geschichte. Er hatte monatelange Physiotherapie vor sich, bis die volle Bewegungsfreiheit seiner Arme wiederhergestellt sein würde. Trotzdem war Sara am nächsten Morgen in sein Zimmer gegangen, in der vollen Absicht, ihn nach Informationen auszuhorchen. Er hatte sich ihr gegenüber völlig verändert verhalten, zog immer wieder die Bettdecke hoch und klemmte sie sich schließlich auf eine merkwürdig schamhafte Art unters Kinn, als hätte Sara noch nie eine Männerbrust gesehen. Wenige Minuten später war Wills Frau gekommen, und Sara hatte sofort erkannt, dass diese verlegenen Augenblicke mit Will Trent auf ihrer Couch nur ein Produkt ihrer Fantasie gewesen waren. Angie Trent war eindrucksvoll und sexy auf diese gefährliche Art, die Männer zu Extremen treibt. Als Sara neben ihr stand, fand sie sich minimal weniger interessant als die Krankenhaustapete. Sie hatte sich entschuldigt und war gegangen, sobald die Höflichkeit es erlaubte. Männer, die Frauen wie Angie Trent mochten, mochten Frauen wie Sara nicht.

Die Erkenntnis erleichterte sie, und sie war nur ein wenig enttäuscht. Zu denken, dass ein Mann sie attraktiv fand, war schön gewesen. Nicht dass sie irgendetwas dafür tun würde. Sara würde nie mehr fähig sein, einem

anderen Menschen ihr Herz zu schenken, wie sie es bei Jeffrey getan hatte. Das hieß nicht, dass sie unfähig war zur Liebe; sie war einfach unfähig, diese Art der Hingabe zu wiederholen.
»Hey.« Krakauer verließ das Ärztezimmer, als sie eintrat. »Feierabend?«
»Ja«, antwortete Sara, aber der Arzt eilte bereits über den Gang, mit stur geradeaus gerichtetem Blick versuchte er, die Patienten zu ignorieren, die hinter ihm herriefen.
Sie ging zu ihrem Spind und drehte die Scheibe des Nummernschlosses, holte ihre Handtasche heraus und stellte sie auf die Bank hinter sich. Der Reißverschluss stand offen. Zwischen Brieftasche und Schlüsselbund sah sie eine Ecke des Briefs herauslugen.
Der *Brief.* Die Erklärung. Die Rechtfertigung. Das Bitten um Vergebung. Das Wegschieben der Schuld.
Was konnte eine Frau, die ganz allein schuld war an Jeffreys Tod, zu sagen haben?
Sara zog den Umschlag heraus. Sie rieb ihn zwischen den Fingern. Sie war allein im Raum. Sie war allein mit ihren Gedanken. Allein mit dieser Schmähschrift. Dem Geschwafel. Den kindischen Rechtfertigungen.
Was konnte man sagen? Lena Adams hatte für Jeffrey gearbeitet. Sie war eine seiner Detectives in der Polizeieinheit des Grant County gewesen. Er hatte sie angeschmachtet, er hatte sie aus Schwierigkeiten herausgehauen und ihre Fehler korrigiert, und das über zehn Jahre lang. Als Gegenleistung hatte sie sein Leben in Gefahr gebracht, hatte ihn dazu verleitet, sich mit Männern anzulegen, die zum Vergnügen töteten. Lena hatte die Bombe nicht gebaut oder auch nur davon gewusst. Es gab kein Gericht, das sie für ihre Taten verurteilen würde, aber Sara wusste – wusste es in der Tiefe ihres Herzens –, dass Lena verantwortlich war für Jeffreys Tod. Lena war es gewesen, die Jeffrey auf die Spur der Männer gesetzt hatte, die ihn ermordeten. Wie gewöhnlich hatte Jeffrey Lena beschützt, und das hatte ihn das Leben gekostet.
Und deshalb war Lena so schuldig wie der Mann, der die Bombe gebaut hatte. Was Sara anging, sogar noch schuldiger, weil sie wusste, dass Lena sich keine Gewissensbisse mehr machte. Sie wusste, es gab keine Anklage, die man gegen sie vorbringen konnte, keine Strafe, zu der man sie verurteilen konnte. Man würde Lena keine Fingerabdrücke abnehmen oder sie demütigen, indem man sie fotografierte oder bei der

Durchsuchung zwang, sich auszuziehen. Man würde sie in keine Einzelzelle stecken, weil die Insassen die Polizistin töten würden, die zu einer Haftstrafe verurteilt worden war. Sie würde keine Nadel in ihrem Arm spüren. Sie würde nicht hinausschauen in den Beobachterraum der Todeszelle im Staatsgefängnis und Sara dort sitzen sehen, die darauf wartete, dass Lena Adams endlich für ihre Verbrechen starb.
Sie war mit kaltblütigem Mord durchgekommen, und sie würde nie dafür bestraft werden.
Sara riss eine Ecke des Umschlags auf und schob den Finger unter die Kante, um ihn zu öffnen. Der Text stand auf gelbem Juristenpapier, die drei Blätter waren einseitig beschriftet und durchnummeriert. Die Tinte war blau, wahrscheinlich ein Kugelschreiber.
Jeffrey bevorzugte gelbes Juristenpapier. Die meisten Polizisten tun das. Sie haben immer Stapel davon parat, und sie ziehen immer einen neuen Block hervor, wenn ein Verdächtiger bereit ist, ein Geständnis zu schreiben. Sie schieben den Block über den Tisch, ziehen die Kappe von einem neuen Stift und schauen dann zu, wie die Wörter aus dem Stift auf das Papier fließen und wie durch das Geständnis aus einem Verdächtigen ein Täter wird.
Geschworene mögen Geständnisse, die auf gelbem Juristenpapier stehen. Das ist etwas, das ihnen vertraut ist, weniger formell als eine getippte Aussage, auch wenn es immer eine abgetippte Version gibt. Sara fragte sich, ob es auch eine Transkription der Blockbuchstaben auf den drei Blättern gab, die sie nun in der Hand hielt. Denn so sicher, wie Sara im Ärztezimmer des Grady Hospital stand, war dies ein Geständnis.
Doch was für eine Bedeutung hatte das jetzt noch? Würden Lenas Worte irgendetwas ändern? Würden sie Jeffrey zurückbringen? Würden sie Sara ihr altes Leben zurückgeben – das Leben, in das sie gehörte?
Nach den letzten dreieinhalb Jahren wusste Sara es besser. Nichts konnte das zurückbringen, kein Bekenntnis, keine Pillen, keine Strafe. Keine Liste konnte je einen Augenblick einfangen. Keine Erinnerung konnte je diesen Zustand der Seligkeit wiedererschaffen. Es würde nur Leere geben, das klaffende Loch in Saras Leben, das früher von dem einzigen Mann auf der Welt, den sie lieben konnte, ausgefüllt worden war.
Kurz gesagt, was Lena auch zu gestehen hatte, es würde Sara nie Frieden bringen können. Aber vielleicht machte das Wissen es einfacher.

Sara setzte sich auf die Bank hinter ihr und las den Brief trotzdem.

Danksagungen

Zuerst möchte ich meinen Lesern von ganzem Herzen für ihre dauerhafte Unterstützung danken. Als ich Saras Geschichte schrieb, hatte ich ein sehr klares Ziel vor Augen, und ich hoffe, es war die Mühe wert.
Auf der Verlegerseite ist den üblichen Verdächtigen zu danken: den Kates (M wie E), Victoria Sanders und jedem bei Random House U. S., U. K. und Deutschland. Ganz besondere Wertschätzung geht an meine Freunde bei De Bezige Bij. Ich wollte Euch auf Niederländisch danken, aber die einzigen niederländischen Wörter, die ich kenne, sind die schlimmen. *Schijten!*
Das Georgia Bureau of Investigation war so freundlich, mich in Begleitung einiger seiner Special Agents und Techniker hinter die Kulissen schauen zu lassen. Die machen alle eine verdammt gute Arbeit! Direktor Vernon Keenan, John Bankhead, Jerrie Gass, Assistant Special Agent in Charge Jesse Maddox, Special Agent Wes Horner, Special Agent David Norman und andere, deren Namen nicht genannt wird – danke für Eure Zeit und vor allem Eure Geduld, als ich die verrückten Fragen stellte.
Sara profitiert weiterhin von Dr. David Harpers langjähriger Erfahrung in der Medizin. Trish Hawkins und Debbie Teague halfen mir wieder einmal dabei, Will Hindernisse in den Weg zu legen – und Tricks zu finden, um sie zu überwinden. Don Taylor, Du bist ein Schatz und ein wahrer Freund.
Mein Daddy kochte mir Gemüsesuppe, wenn ich von Grippemedizin zu belämmert war, um zwei Sätze zusammenzufügen. D. A. bestellte Pizza, wenn meine Finger vom Tippen müde waren.
Ach – und wieder einmal habe ich mir Freiheiten herausgenommen, was Straßen und Topographie angeht. So soll zum Beispiel die Georgia Route 316 in Conyers nicht der Highway 316 sein, der tatsächlich durch Dacula verläuft. Hey, Leute, ist halt doch bloß Fiktion.